

PYRGOTELES

oder

die edlen Steine der Alten

im

Bereiche der Natur und der bildenden Kunst,

mit

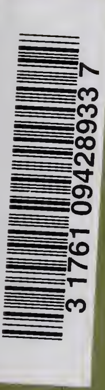
Berücksichtigung der Schmuck- und Siegelringe, insbesondere der Griechen und Römer,

dargestellt

von

Dr. Johann Heinrich Krause,

Docenten an der Universität zu Halle.



Mit drei lithographirten Tafeln.

Halle,

G. Schwetschke'scher Verlag.

1856.



PYRGOTELES

oder

die edlen Steine der Alten

im

Bereiche der Natur und der bildenden Kunst,

mit

Berücksichtigung der Schmuck- und Siegelringe, insbesondere der Griechen und Römer,

dargestellt

von

Dr. Johann Heinrich Krause,

Docenten an der Universität zu Halle.



Mit drei lithographirten Tafeln.

Halle,

G. Schwetschke'scher Verlag.

1856.

Dem

Herrn Dr. Mor. Pinder,

Bibliothekar der Königl. Bibliothek zu Berlin, Directorial-Assistenten im Antiquarium des Königl. Museums, Mitgliede der Preuss. Akademie der Wissenschaften, Ritter des rothen Adlerordens 4. Classe,

dem gründlichen Kenner der Münzen des Alterthums,

mit grösster Hochachtung

und

in dankbarer Erinnerung

gewidmet

von dem Verfasser.

Mögen Sie, Hochverehrter, vorstehende Zueignung gütigst genehmigen und als documentum qualecunque betrachten, dass ich mich mit Vergnügen erinnere, wie Ihre Wohlwollenheit und zuvorkommende Gefälligkeit mir bei meinen seit 1839 oft wiederholten Studien in dem kunstarchäologischen Gebiete Ihrer grossen, überaus reichhaltigen Königl. Bibliothek sowohl als im Antiquarium des älteren K. Museums zu Statten gekommen. Auch ist das hier behandelte Thema im Bereiche Ihrer eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit keine fremde Region, vielmehr haben Sie mit demselben seit Jahren vertraute Bekanntschaft gemacht, da von Ihnen bereits 1829 eine lehrreiche Commentatio antiquaria de adamante ausgegangen ist,

und die tägliche Ansicht der vortrefflichen Gemmen-sammlung im Antiquarium Ihnen doch gewiss eine genauere Kenntniss der Gemmenkunde gewähren muss, als es vielen anderen vergönnt ist.

Ich verharre stets

mit vorzüglichster Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Halle, im Juni 1856. **Dr. J. H. Krause.**

Vorwort.

Wenn dem älteren Plinius Verehrer edler Steine bekannt geworden waren, welchen eine einzige Gemme hinreichte, um die Grösse, Macht und Herrlichkeit der Natur und das Walten ihres schaffenden Geistes erkennen, würdigen und bewundern zu können: wenn ferner in Rom Männer existirt haben, die ihre sämmtlichen Reichthümer für nichts achteten gegen den Besitz eines einzigen kostbaren Edelsteines: und wenn der Wetteifer um den Besitz eines Kleinodes dieser Art die mächtigsten Würdenträger jener Weltstadt zu entzweien und zu unversöhnlichen Gegnern machen konnte, so darf man wohl hieraus folgern, dass bei den Alten, und insbesondere bei den Römern, der Werth, die Geltung und Schätzung der edlen Steine noch höher standen als bei den neuern Völkern. Je weniger noch das Bereich der Mineralien nach allen Seiten hin durchforscht, je beschränkter noch der Umfang des Wissens im Gebiete der Oryktognosie und Krystallographie war, um die noch völlig unbekannte Oryktochemie gar nicht zu erwähnen: je weniger noch das unermessliche Reich der Naturproducte überhaupt erschlossen, gründlich durchmustert und vor Augen gelegt worden, desto grösser war die gleichsam noch jugendliche Bewunderung und der Eifer, mit welchem man nach dem Besitz dieser unverwelklichen Blüthen im grossen Blüthenreiche des tellurischen Genius strebte. Solch ein eifriges mit hoher Schätzung verbundenes Streben konnte wohl eine der wichtigsten Ursachen werden, dass das Gebiet der edlen und edleren Steine in ihren Haupt-, Ab- und Nebenarten oder in ihren endlosen Varietäten bei den Alten einen weit grösseren nomenclatorischen Umfang erhielt, als es mit der systemati-

schen Gestaltung der Mineralogie und mit der gegenwärtigen Naturwissenschaft überhaupt vereinbar ist. Die erste grössere Ausdehnung erhielt dieser Theil der Mineralogie bei den Alten wohl erst nach Alexanders Heerfahrten, durch welche den Griechen der Orient sowohl in dieser als in vielen anderen Beziehungen weiter als früher erschlossen werden und der Handels-Transport zu Land und Wasser eine grössere Ausdehnung erhalten musste. Diesem entsprechend haben in dem Zeitraum von Alexander dem Grossen bis auf den älteren Plinius viele Griechen und endlich auch Römer theils über das gesammte Mineralreich, theils blos über die edlen und edleren Steinarten Schriften verfasst, von welchen Plinius die meisten benutzt und erwähnt hat. Dieselben sind hier bei der Betrachtung der Gemmenkunde des Plinius mehrmals genannt worden (S. 57. 65. 89 u. a. So gedenkt Pseudo-Plutarch *περὶ ποταμῶν* IX, 3. 5 des ersten Buches der von Archelaos verfassten Schrift *περὶ λίθων*, und des vierten Buches des von dem Samier Agatharchides publicirten Werkes *περὶ λίθων*.)

Die erste Abtheilung vorliegender Schrift umfasst demnach die edlen und edleren Steinarten der Alten im Bereiche der Natur, und es wird hier über alles einigermassen wichtige und lehrreiche, was die Autoren von den ältesten Zeiten bis auf Psellus und Marbodus im eilften Jahrhundert herab über dieses Gebiet der Mineralogie mitgetheilt haben, Bericht erstattet. — Die Mineralogie der alten Welt ist gewiss ganz besonders geeignet uns den Beobachtungsgeist, die Betrachtungsweise und Methodik der alten Naturforscher zu veranschaulichen. Alle äusserlichen Merkmale haben dieselben genau und scharf, bis ins kleinste Detail, aufgefasst und charakterisirt, während ihnen die chemische Analyse, die Untersuchung der primitiven Stoffe noch eine unbekannte Region blieb (Theophrast's Andeutungen *περὶ λίθων* p. 686 sqq. ed. Schneid. über die Urstoffe der Metalle und Steine beruhen blos auf Naturanschauung und physikalischen Combinationen). Sowohl die Griechen als die Römer, vor allen Plinius, haben es verstanden, die zartesten Farben-Nüancen der Edelsteine, ihre leisen und flüchtigen Uebergänge aus einer Farbe in die andere, ihr prächtiges opalisirendes Farbenspiel je nach der Bewegung und Lichtwirkung,

mit so gewählten, sinnigen, oft metaphorischen, und doch so klaren und treffenden Ausdrücken zu bezeichnen, dass auch ein moderner Dichter mit der lebendigsten Phantasie und mit der bilderreichsten Sprache jene nicht leicht übertreffen würde. Diejenigen aber, welche meinen, dass die Alten im Gebiete der Mineralogie ganz unbedeutende Kenntnisse gehabt haben, lassen ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren. Die alten Naturforscher haben im Bereiche der Mineralogie allerdings beträchtliche Kenntnisse gehabt, nur in anderer Weise als die neueren Mineralogen. Je weniger sie auf ein Schaffen von Systemen in der Wissenschaft ausgingen, je weniger sie das Vielfache und Zersplitterte durch Ermittelung der Verwandtschaft und des Zusammenhanges auf Einheiten zurückzuführen strebten, desto schärfer fassten sie die einzelnen Merkmale, die gesammten äusseren Erscheinungen der Minerale ins Auge. Daher so manche sinnige Bemerkung und interessante Reflexion bei ihnen gefunden wird, welche man bei den neueren Mineralogen vergeblich suchen würde. Hierin liegt auch der Grund, dass sie lange Reihen edlerer Steinarten als für sich bestehende Minerale aufführten und nach ihren Merkmalen und Kennzeichen bestimmten, welche von der neueren Mineralogie nur als Varietäten, Species, Nebenarten einer Hauptgattung betrachtet werden. Daher sie auch eine grosse Anzahl von Steinarten, welche mit den wirklich edlen nur in entfernter Verwandtschaft stehen, zu den edlen gezogen haben, welche gegenwärtig gar nicht mehr zu diesen gezählt werden.

Dass nun aber die Lithologen des Alterthums ihren Schriften viele unstatthafte, superstitiöse, namentlich aus der älteren Zeit der Mysterien und des Wunderglaubens überlieferte Meinungen über seltsame dynamische Eigenschaften, über Heil- und Wunderkräfte jener Steine einwebten[1]), darf man ihnen nicht zu hoch anrechnen. Es stand diese Superstition auf einer Linie mit dem Glauben an magische Kräfte überhaupt (vgl.

---

1) Nicht blos in den lithologischen Werken der Alten, sondern auch in den Schriften anderer Autoren kommen superstitiöse Mittheilungen über dynamische Eigenschaften einzelner Steine nicht selten zu Tage. Vgl. Pseudo-Plutarch *περὶ ποταμῶν* VII, 6.

Appuleius Met. II, 27 und de magia orat. p. 47 ed. Bip. vol. II), und mit dem Glauben an jene zahlreichen untergeordneten göttlichen Mächte, Schutzgeister, Dämonen, Genien, deren Einfluss auf das Leben der Sterblichen, deren Einwirkung auf einzelne glückliche oder unglückliche Ereignisse nach uralten Satzungen (wie solche in den Orphicis vorkommen) trotz aller Ausbreitung der Philosophie von der grösseren Masse angenommen und mit wunderbarer Zähigkeit festgehalten wurde. Noch im christlichen Mittelalter haben sich manche jener festgewurzelten Ansichten behauptet, wovon das Lehrgedicht des Marbodus, liber lapidum seu de gemmis, in vielen Versen ein hinreichendes Zeugniss ablegt.

Obgleich nun der Haupttheil vorliegender Schrift der Kunstarchäologie angehört, so erschien es mir doch zweckmässig, zuvor die edlen Steine in ihrem natürlichen Zustande in Betracht zu ziehen und dann erst das artistische Gebiet der Glyptik zu betreten und die geschnittenen Steine zu beleuchten. Ein wichtiger Grund dazu konnte schon darin liegen, dass die Qualität der Steinart in vielen Fällen mit zu den Beweisen für die Aechtheit oder Unächtheit einer für antik ausgegebenen gravirten Gemme gezogen werden muss. In dieser Beziehung hat z. B. eine besondere Art des Chalcedon eine lange kritische Polemik veranlasst. Vgl. Lud. Stephani in d. Bulletin de la Classe historico-philologique de l'Academie imperiale d. sciences de St. Petersbourg Tom. X, 1855. S. 144 u. 161 seqq.

Die zweite Abtheilung umfasst die edlen Steine im Bereiche der antiken Kunstbildung, der Glyptik, als Träger jener theils vertieft, theils erhaben gearbeiteter Miniaturgebilde, von welchen noch gegenwärtig eine ungeheure Anzahl in den Residenzen und anderen grossen Städten Europas theils in Museen und öffentlichen Antiken-Sammlungen, theils im Privatbesitz aufbewahrt werden. Die ausserordentliche Masse derselben kann wohl Bewunderung erregen. Allein ihre Erhaltung in den Stürmen und blutigen Kämpfen roher und zerstörender Völker mit den cultivirten Völkern lässt sich leicht erklären. Diese eben so werthvollen als kleinen, zierlichen, leicht transportabeln Schätze wurden während der Zertrümmerung und

Verstümmelung grösserer Kunstwerke von jenen Scharen, welche während der Völkerwanderung Kleinasien, Griechenland und Italien und die cultivirten Theile Europas überhaupt, überschwemmten und verheerten, genommen wie sie waren und mit hinweggeführt. Dann wurden dieselben theils für geringe Preise, die eingefassten etwa für den Werth des Goldes oder Silbers am Ringe verkauft, theils als Amulete benutzt, theils als Schmucksachen und Zierrathen aufbewahrt oder zur Verzierung verschiedener Gegenstände in Anwendung gebracht. Auch wird so mancher Ring mit eingelegter Gemme von vortrefflicher Arbeit die Finger eines barbarischen Heerführers ausgestattet haben. Ausserdem widerstanden ja die edlen Steine ohnehin zufälligen zerstörenden Einwirkungen und konnten überall leicht ihre Aufbewahrung finden. Abgeschiedenen wurden auch ihre Ringe, welche sie im Leben getragen, häufig mit ins Grab gegeben, und nicht wenige derselben sind seit Jahrhunderten durch Nachgrabungen zu Tage gefördert worden. Viele mögen noch gegenwärtig im Schoose der Erde, in Gräbern und anderen unterirdischen verschütteten Behältern, sowie in der Tiefe des Meeres und der grösseren Flüsse verborgen liegen. Daher wohl noch so mancher neue Fund und mancher neue Aufschluss zu erwarten stehet.

Was nun die Auslegung der mannichfachen Gebilde auf den geschnittenen Steinen betrifft, so hat seit Winckelmann's Zeiten dieser Zweig der Kunstarchäologie einen überaus beträchtlichen Umfang gewonnen, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung, wie das seit Jahrhunderten angebaute Gebiet der Numismatik der Alten oder das erst in unserem Jahrhundert mit Eifer gepflegte und zur Blüthe gediehene Bereich keramographischer Auslegung. Die Zahl der seit einem Jahrhundert in Italien, Frankreich, Deutschland, England, Holland und Dänemark, selbst in Russland erschienenen grösseren und kleineren Schriften über Gemmensammlungen (beschreibender Verzeichnisse mit und ohne Abbildungen), über einzelne merkwürdige Intaglio's und Kameen (wie solche von E. Quir. Visconti und von H. K. E. Köhler existiren), über wichtige Streitfragen im Gebiete der Gemmenkunde, über einzelne Steinschneider und über die alten Steinschneider überhaupt, über

das technische Verfahren in der Gravirung der härteren Gemmen, über kritische Untersuchungen aller Art ist so umfassend, dass es mir bedenklich erschien, hier auch nur einen Ueberblick der wichtigsten Erscheinungen mitzutheilen. Eine solche Bibliographie der Glyptik wäre hier luxuriös. Auch ist mir sicherlich noch so manche der zahlreichen kleineren Monographieen, welche im vorigen und im gegenwärtigen Jahrhundert in den bezeichneten Ländern, namentlich in Italien, Frankreich und England, erschienen sind, unbekannt geblieben, oder es ist mir wenigstens nicht möglich gewesen, derselben habhaft zu werden, wenn ich auch davon Kenntniss hatte. Eben so dürfte wohl noch so manche lehrreiche Abhandlung in grossen wissenschaftlichen Zeitschriften, Archiven, Recueils, Revue's und Review's, Jahrbüchern und Monatsheften, enthalten sein, welche mir nicht zu Gesicht gekommen ist, zumal da solche oft nur wenige Seiten umfassen (wie die Descr. d. pierr. gravées ant. decouvertes dans quelques parties du Levant, von J. J. Dubois, in der Revue archéologique, Année II, Part. I, p. 480 seqq.)

In dieser Beziehung muss ich die Männer des Faches um wohlwollende Nachsicht bitten. Sie müssen ja am besten wissen, wie schwierig es ist, alles, was jemals in den Specialgebieten der Kunstarchäologie zu Tage gefördert worden ist, sich zu verschaffen. Ueberdies bin ich überzeugt, dass nicht einmal die grössten Bibliotheken Deutschlands, wie die zu Berlin, München, Wien, Göttingen, Bonn, welche im Gebiete der Kunstarchäologie sonst über Erwarten trefflich ausgestattet sind, nicht alle jene seltenen Monographieen aufzuweisen haben, da wohl so manches opusculum dieser Art niemals in den Buchhandel gekommen ist. Eine kleine, aber vortreffliche Bibliothek dieser Art ist die nur aus kunstgeschichtlichen und archäologischen Werken bestehende, welche mit dem k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien vereinigt ist, aus welcher mir im Jahr 1842 der Herr Director, Ritter Joseph Arneth mit besonderer Wohlwollenheit so manches schätzbare Werk zu benutzen verstattete.

Das kritische Gebiet der Gemmenkunde, welches zwar schon seit mehr als einem Jahrhundert in Angriff genommen,

aber doch erst seit des verstorbenen H. K. E. Köhler's publicirten Abhandlungen vor allen anderen hieher gehörigen Fragen in den Vordergrund getreten ist, nämlich die Untersuchung über ächte und unächte, d. h. über antike und nachgebildete moderne Gemmen, über wahre und über irrthümlich angenommene Künstlernamen auf diesen Denkmälern, über antike und später angebrachte Aufschriften überhaupt, über die Namen Pyrgoteles und Dioscorides auf geschnittenen Steinen, über Fälschungen verschiedener Art, konnte in vorliegender Schrift nur einen geringen Raum einnehmen, da ich nicht eine neue Analysis jener zahlreichen Untersuchungen zu unternehmen beabsichtigte, welche seit Winckelmann begonnen und bis in die neueste Zeit fortgeführt wurden. Solch' eine weitschichtige und nur für den Fachgelehrten geniessbare Kritik, wenn sie fruchtbar und erfolgreich ausfallen sollte, könnte auch nur von einem Archäologen unternommen werden, welcher wo möglich alle europäischen Gemmensammlungen gründlich durchforscht, zweifelhafte geschnittene Steine nochmals mit eigenen Augen untersucht und gleichsam seinen alltäglichen Wohnsitz in einer jener umfangreichen Sammlungen aufgeschlagen hat. Zur Lösung einer solchen Aufgabe sind ganz andere Mittel erforderlich, als die, welche mir hier zu Gebote standen. Mein Plan konnte sich demnach nicht höher versteigen, als eine übersichtliche Geschichte der Glyptik vorzugsweise aus den Angaben der alten Autoren zu versuchen, zugleich aber alle diesem Bereiche angehörenden Fragen und kritischen Untersuchungen, welche nur von den noch vorhandenen Kunstschätzen dieser Art ausgehen können, zu berühren und wo möglich die bisherigen Resultate anzugeben, ohne dieselben bis ins Detail zu verfolgen. Hierbei sind jedoch überall neue Bemerkungen und Berichtigungen eingewebt worden. Wer Lust und Verlangen hat, sich auf ausführlichere Erörterungen über einzelne noch schwierige, dunkle oder problematische Objecte auf diesem Felde einzulassen, ist zu verweisen auf H. K. E. Köhler's Abhandlungen zur Gemmenkunde (Gesammelte Schriften, herausg. v. Lud. Stephani, Bd. 3 seqq.); auf E. H. Tölken's Sendschreiben an die k. Akademie zu Petersburg; auf Theod. Panofka's Abhandlung über Gemmen mit Inschriften

in den königlichen Museen zu Berlin, Haag, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg und Wien, in der philol. hist. Abth. d. k. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1851, S. 385 ff. (dann als Monographie, Berl. 1852 herausgegeben), so wie auf L. Stephani's Abhandlung über einige angebliche Steinschneider, desselben Beiträge zu Köhler's Schrift über die geschnittenen Steine mit Künstlernamen, so wie auf desselben polemische, namentlich gegen Herrn Tölken gerichtete Abhandlung (Rapport de M. Stephani sur un ouvrage de M. Tölken) in dem Bulletin de la Classe histor. philol. de l'Academie imperiale des sciences de St. Petersbourg, Tom. X, N. 9—12; womit noch verschiedene kleinere Abhandlungen von geringerer Wichtigkeit in Zeitschriften, wie im Kunstblatt, in Ed. Gerhard's archäolog. Zeitung (Denkmälern und Forschungen), einiges in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande u. s. w. verbunden werden können.

Wer nun mit den erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüstet gesonnen ist, im Gleise jener kritischen Forschungen weiter vorzudringen, wird in Beziehung auf die wichtigsten Streitfragen die von Lud. Stephani in dem Bulletin hist. phil. Tom. X, p. 137 f. aufgestellten Sätze zu berücksichtigen haben, welche mir hier der Erwähnung werth zu sein schienen. „Köhler's Entscheidungen über einzelne Inschriften oder Steine ruhen auf einem fein gegliederten, durch eine lange Reihe von Vordersätzen unterstützten System der Kritik. Jeder Satz dieses Systems ist das letzte Resultat einer längern oder kürzeren Reihe von Beobachtungen und bedingt wiederum in der mannichfachsten Weise andere Sätze. Das Urtheil über jeden einzelnen Stein schliesst schon das Urtheil über eine grössere oder geringere Zahl anderer Steine als nothwendige Folge in sich ein. Will daher jemand die Urtheile Köhler's über die Steine der Berliner Sammlung wirklich als unrichtig erweisen, so giebt es nur zwei Wege. Entweder ist Köhler's System der Kritik richtig und nur die Urtheile über die Gemmen jener Sammlung falsch daraus abgeleitet. Dann kommt es darauf an, sich ganz auf Köhler's Standpunct zu stellen und von diesem aus die einzelnen in der Anwendung dieses Systems auf die Berliner Steine begangenen Fehler nachzuweisen. Oder Köhler's

ganze Methode der Kritik ist unrichtig und daher rühren seine falschen Urtheile über die Steine jener Sammlung. Dann kommt es darauf an, den ganzen Angriff auf das System der Kritik zu richten, es in alle seine einzelnen Sätze zu zergliedern, diese zu widerlegen und richtigere an deren Stelle zu setzen. Dann müssen aber auch von selbst die Steine jeder einzelnen Sammlung in den Hintergrund treten."

Im strengwissenschaftlichen Sinne genommen lässt sich nun wohl Köhler's kritische Methode kaum als ein wirkliches System betrachten, da er durchgreifende auf ein bestimmtes System hinauslaufende Kriterien nicht aufgestellt, vielmehr praktisch von sehr verschiedenartigen Kriterien Gebrauch gemacht hat, welche sich aus der Geschichte der Gemmenkunde und aus kunstarchäologischen Studien überhaupt von selbst ergeben. Abgesehen davon hat er selber oft genug nicht zur entscheidenden Gewissheit gelangen können, ob die betreffende Gemme oder die Aufschrift derselben antik sei oder nicht, oder ob die Aufschrift zugleich mit dem Bildwerke entstanden oder später hinzugekommen u. s. w. In dieser Beziehung darf man ihm jedoch nicht den geringsten Vorwurf machen. Denn hier muss man in der That mit Plutarch sagen: *ἡ δὲ περὶ ταῦτα ἀλήθεια καὶ τοῖς μηδὲν ἄλλο πεπονημένοις ἔργον ἢ γνῶσιν καὶ μάθησιν τοῦ ὄντος εὖ μάλα δυςθήρατός ἐστι καὶ δύς-λεπτος, ὡς ὁμολογοῦσιν αὐτοί.* Es kann natürlich nur Sache eines kenntnissreichen und vielgeübten Archäologen sein, in diesem Gebiete das Antike, Aechte von dem Nachgebildeten, Falschen, Modernen zu unterscheiden. Denn erstens ist die Steinart zu untersuchen und zu ermitteln, ob dieselbe zu denjenigen Mineralen gehört, welche von den Alten am liebsten bearbeitet worden sind. Theophrast und Plinius haben nicht unterlassen, diejenigen Steinarten hervorzuheben, welche vorzugsweise zur Gravirung benutzt worden sind. Zweitens ist die äussere Form und Politur des Steines in Betracht zu ziehen. Eine den Alten nicht geläufige äussere Form könnte schon allein Verdacht erregen, und eine mangelhafte Politur kommt bei ächt antiken Steinen nicht leicht oder gar nicht vor. Die Meister der Glyptik hatten hierin die grösste Fertigkeit erreicht. Drittens ist die Wahl der bildlichen Gegenstände

zu berücksichtigen. Eine aus entlegenen Mythenkreisen sorgfältig ausgesuchte Darstellung wird verdächtig, wenn zugleich auch von anderer Seite her Misstrauen entstehet; für sich allein reicht es freilich nicht hin, da auch auf anerkannt ächten antiken Gemmen, so wie im Gebiete der antiken Vasenmalerei, verschiedene Bilder aus wenig gangbaren Mythenkreisen auftauchen. Hiermit ist viertens die Untersuchung zu verbinden, ob die gewählte Darstellung, wenn auch mit Abänderungen, in den anderweitigen Bereichen antiker Kunstbildung vorkommt oder nicht, z. B. auf Münzen, in Vasenbildern, in Reliefwerken u. s. w. Fünftens ist die Arbeit zu beurtheilen, ob dieselbe schwerfällig, überladen, mit fremdartigen Zuthaten und Zierrathen ausgestattet, oder ob sie einfach, natürlich, anmuthig, in freier gefälliger Zeichnung ausgeführt ist oder nicht. Sechstens ist zu beachten, ob in allen einzelnen Theilen Attributen, auch in den scheinbar unbedeutendsten Nebensachen der antike Geist zu erkennen ist oder nicht. Trotz der Beachtung dieser sechs Puncte wird es immer noch in so manchem Falle schwer werden, zu entscheiden, ob die Arbeit einer Gemme antik sei, da ja unter den Steinschneidern der neueren Zeit auch kunstfertige Meister existirt haben, welche im Geiste der Antike zu arbeiten verstanden, und unter den Steinschneidern des Alterthums auch Künstler von geringerem Talent gearbeitet haben, deren Thätigkeit nur auf Befriedigung alltäglicher Nachfrage und Bestellung gerichtet war, an welcher es bei der allgemeinen Sitte, Ringe mit geschnittenen Steinen zu tragen, gar nicht fehlen konnte.

Die Männer des Faches wissen, dass auf diesem Felde im Verlaufe der vergangenen und noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts theils absichtlicher, höchst täuschend angelegter Betrug, theils Unwissenheit und Leichtgläubigkeit eine klägliche Rolle gespielt haben. Dadurch ist es gekommen, dass man noch in den letzten Decennien selbst ächte antike Werke der Glyptik mit Misstrauen und Zweifel betrachtet hat, und dass solche von dem einen für antik, von dem anderen für ein Werk des Betrugs gehalten worden sind.

Um so mehr, glaube ich, darf wohl so manchem, welcher sich im Gebiete der Gemmenkunde orientiren, welcher wissen

möchte, was die Alten selber hierüber berichten und welche Bedeutung dieser Kunstzweig im Alterthume gehabt habe, eine Schrift wünschenswerth erscheinen, deren Hauptbestandtheil auf den Angaben der alten Autoren und der griechischen und römischen Marmor-Inschriften beruhet, welche aber auch zugleich auf die Denkmäler-Kunde und auf die rein archäologischen Fragen so weit eingegangen ist, als es erforderlich schien. Die Alten konnten doch nur von geschnittenen Steinen reden, welche sie entweder selber gesehen hatten, oder über welche ihnen von früheren oder gleichzeitigen Autoren Nachricht zu Theil geworden war. Aus ihren Berichten kann man sich eine hinreichende Vorstellung von den grossen Fortschritten der Glyptik machen. Pyrgoteles, neben Lysippos und Apelles als der grösste Meister seines Faches genannt, muss viele Künstler vor und neben sich gehabt haben, um zu solchem Rufe und einer so hervorragenden Stellung zu gelangen, dass der kunstliebende Alexander nur von ihm auf Gemmen dargestellt sein wollte. Fabelhaftes, was sich hie und da bei den Alten über geschnittene Steine aus den frühesten Culturepochen vorfindet, vermögen wir leicht von reingeschichtlichen und zuverlässigen Nachrichten zu unterscheiden.

Was die beigegebenen Abbildungen betrifft, so können diese natürlich keinen anderen Zweck haben, als denen, welchen es an Autopsie antiker Kunstdenkmäler dieser Gattung fehlt, und welchen sich auch wenig Gelegenheit darbietet, grössere Kupferwerke aus diesem Litteratur-Gebiete zu benutzen, doch wenigstens einige Proben von diesen antiken Kunstgebilden vorzulegen. Dieselben entsprechen ihren Originalen, nur ist das Angesicht an einigen Figuren des grossen Pariser und des grossen Wiener Kameo nicht ganz richtig ausgefallen, z. B. Cäsar's Angesicht auf Taf. II, welcher hier eine etwas finstere Miene macht, welche er auf dem Sardonyx-Kameo nicht hat. Der Herr Lithograph Schenck, ein vortrefflicher und vielgeübter Künstler in der Darstellung der verschiedensten Thiergestalten, scheint es in der feineren Abbildung des menschlichen Angesichts, in welchem der geringste kleine Zug um den Mund oder die Augen das Physignomische verändert, entweder noch nicht zu gleicher Fertigkeit als in der

Zoographie gebracht zu haben, oder es wenigstens nicht so genau zu nehmen. Bei einem Thiere entscheidet ein kleiner Zug wenig oder nichts. Was kommt darauf an, ob der Mund- oder Augenwinkel eines brasilianischen Wolfes um $^1/_{12}$ Zoll grösser oder kleiner, auf- oder abwärts gezogen ist? Auf Taf. II ist der zu starke hintere Schenkel des Rosses, auf welchem Augustus in den Olymp ankommt, ein Fehler auf dem Original, und ist nicht etwa dem Lithographen zur Last zu legen.

Vorliegende Schrift ist aus Quellenstudium hervorgegangen und ihre Grundlage beruhet auf den Nachrichten der griechischen und römischen Autoren, deren überall zerstreute Masse mit Benutzung der Denkmälerkunde zu einem Ganzen verarbeitet worden ist. Die Berücksichtigung der vorhandenen Hülfsmittel kann doch nur als Pflicht betrachtet werden. Wozu haben denn frühere oder gleichzeitige Fachgenossen die Früchte ihrer Studien veröffentlicht, wenn sie als gar nicht vorhanden ignorirt werden sollen? Dennoch giebt es Litteratur-Richter eigenen Schlages, welche jedes Buch sofort als Compilation betrachten, wenn es nicht wie ein aus einem Stück gegossener kugelrunder Roman in die Welt tritt, wenn es namentlich mit Citaten reichlich ausgestattet ist. Englische Gelehrte haben nicht selten auf den Titeln ihrer Werke die Qualität ihrer Arbeit mit dem Prädicate compileted bezeichnet, haben also die dadurch angedeutete Function in einer weniger herabsetzenden Bedeutung genommen als man in Deutschland gewohnt ist. Und in der That kann ja wohl oft genug ein Werk dieser Art wichtiger, lehrreicher und nützlicher sein, als so manches gedruckte glatte Ding, welches sein Urheber als reinen originellen, genialen Ausfluss seines Geistes betrachtet wissen möchte. Bei Schriften aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaft und der Kunstarchäologie lässt sich einer Vergleichung und Benutzung dessen, was von früheren oder gleichzeitiger Gelehrten desselben Faches geleistet worden, nicht ausweichen. Und wenn man dennoch Arbeiten dieser Art als Compilationen betrachtet, dann darf man wohl fragen, welche Schrift aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaft keine Compilation sei? Der Begriff der Compilation hat übrigens einen sehr weiten Umfang, und die wenigsten haben sich eine klare Vorstellung von der Natur desselben gebildet. Selbst diejenigen Schriftwerke, welche keiner für Compilationen hält, können im weiteren Sinne des Wortes, wenn man dessen Begriff nur klar auffassen will, als solche betrachtet werden. Ist nicht etwa der scheinbar aus selbsteigener Phantasie und Geistesproduction entsprungene Roman am Ende doch nur eine Compilation? Bestehet er nicht aus aufgerollten Bildern und Scenen, welche in früheren Romanen schon hundert und tausendmal, nur in anderer Farben-Betonung, existirt haben? Ist etwa ein neues System der Philosophie mehr als eine Compilation? Bestehet es nicht

aus einer Gesammtsumme von Ideen, Reflexionen, Folgerungen, Ansichten, welche bereits in früheren Systemen, nur in anderer Weise, in anderer Verbindung, in anderen Ausdrücken, ihr Gewand erhalten hatten? Ist etwa eine neue Production im Bereiche der Tonkunst am Ende mehr als eine Compilation? Bestehet sie nicht aus Thesen und Fugensätzen in buntfarbigen Evolutionen, deren Fundamental-Accorde durch ältere Meister bereits in die Welt getreten waren und in den Ohren ihrer Zeitgenossen verklungen sind? Sie tauchen nur in anderer Verkettung und mit dem Schmelz moderner Sentimentalität überzogen auf, können also nur als Reproduction gelten. Ja man darf noch weiter gehen: Ist nicht selbst ein grosses herrliches Werk der bildenden Kunst eine Art von Compilation? Hat nicht der eine Meister das Beste anderer Meister, die mühsam gewonnenen Früchte seiner Vorgänger, benutzt, und auf dessen Schultern stehend neue Gestalten geschaffen? Ist nicht jede Gesetzgebung, jede Staatsverfassung eine Compilation aus früheren Gesetzgebungen und Staatsverfassungen, gleichsam eine neue, verbesserte Auflage? Hat nicht selbst der originelle und gedankenreiche Platon seine niemals in die Wirklichkeit getretene Staatsverfassung aus den Instituten von damals existirenden Staaten, sowie aus den Ansichten und Entwürfen früherer Gesetzgeber und Philosophen construirt, componirt oder compilirt? Möge man diese Reproduction immerhin als geniale Schöpfung betrachten. Ja man darf noch weiter gehen und kann zu den paradoxesten Parallelen fortschreiten, um der Compilation die gebührende Ehre zu erweisen. Was ist die Erfindung der Buchdruckerkuckerkunst? Eine Compilation vom Siegelringe, Petschafte oder Stempel, mit welchem schon vor mehr als zwei Jahrtausenden ganze lange Namen in Thon, Wachs, Metall und andere Stoffe, namentlich aber auf Münzen abgedruckt wurden. Es fehlte damals nur ein kühner Gedankensprung, um von jedem einzelnen Buchstaben des Alphabets Tausende von Exemplaren aus Erz herzustellen, diese zu Wörtern beliebig aneinander zu reihen, mit Atramentum zu befeuchten und auf ägyptisches Papier oder Pergament abzudrucken. Man begnügte sich damals mit dem Gegebenen, und deren gab es nur wenige, welche im Bereiche der Mechanik kühne Sprünge wagten. — Oder ist nicht etwa die als höchst originell glänzende Benutzung der Dampfkraft blos eine neue Anwendung uralter Gesetze, deren Hauptelemente man in jeder Küche an kochenden, dampfenden Wassertöpfen wahrnehmen konnte? O über die Schwachheit der ephemeren Menschenkinder? Die Dampfmaschine und die Eisenbahn konnte man schon vor zwei Jahrtausenden haben, wenn man nur die Macht des Dampfes am Kochtopfe hätte erwägen und abwägen und einen kleinen Sprung in den Schlussfolgerungen hatte machen wollen. Die alte Welt hatte ihre kundigen und wohlgeübten Erz- und Eisenarbeiter, ihre Wagenbauer, ihre Wegebaumeister (unsere Chausseen sind bekanntlich nur schlechte Feldwege gegen die alten römischen Kunststrassen in Italien), überhaupt Alles zur Herstellung der Eisenbahnen. Es fehlte nur an einem kühnen Sprunge in den Gedankenreihen und Schluss-

folgerungen eines Archimedes. Und so verschwand eine Generation nach der anderen, ein Jahrtausend nach dem anderen, bis endlich das neunzehnte Jahrhundert nach Chr. Geb. die Eisenbahn als die genialste und ungeheuerste Erfindung begrüssen konnte. Und doch ist dieselbe nichts anderes als eine Compilation vom dampfenden Kochtopfe. So gehe denn hin und studire das Wesen des menschlichen, rastlos compilatorischen Geistes an der Geschichte der Compilationen, welche ein gar weites Feld in der Culturgeschichte einnimmt.

Schliesslich entbiete ich meinen lieben treuen Freunden in der Ferne, welche mir durch Uebersendung ihrer interessanten Abhandlungen so oft ihre freundliche Gesinnung zu erkennen gegeben haben, meinen herzlichsten Gruss mit den Worten des Ennius (Trag. reliqu. v. 338 ff. p. 134 ed. I. Vahlen):

Sed virum virtute vera vivere animatum addecet
Fortiterque innoxium vocare adversum adversarios.
Ea libertas est, qui pectus purum et firmum gestitat.

Halle, den 5. Juni 1856.

Der Verfasser.

Inhalt.

Abtheilung I.

Die edlen Steine der Alten in ihrem natürlichen Zustande.

Abtheilung II.

Die geschnittenen Steine der Alten, die Intaglio's und Kameen.

Abtheilung I.

Die edlen Steine der Alten in ihrem natürlichen Zustande.

§. 1.

Die ersten Anfänge der Würdigung und Aufbewahrung der edlen Steine (*λίθοι, λίθοι πολυτίμητοι, πολυτελεῖς, λίθοι ποικίλαι, σφραγίδες, λιθίδια,* gemmae, lapilli, auch einfach lapides genannt) bei den alten Völkern reichen in jene uralten Zeiten zurück, welche nach Jahrtausenden zu messen sind. Auch die Unterscheidung und Abschätzung derselben kann in Indien, wo die meisten und kostbarsten gefunden wurden, und in Aegypten schon ein bis zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung eingetreten sein. In den übrigen Ländern des Orients mochte man in uralter Zeit zufällig aufgefundene oder aus anderen Regionen überbrachte edle Steine Jahrhunderte hindurch besitzen und den Nachkommen hinterlassen, ohne deren Natur und specifischen Werth genauer zu kennen, wenn man auch ihren prächtigen Glanz, ihre Reinheit, Durchsichtigkeit, Schwere, Festigkeit und Härte, ihre krystallinische Form und anmuthige Farbe bewunderte, dieselben als Kleinodien aufbewahrte oder zur Verzierung verschiedener Schmuckgegenstände verwendete. Namentlich mögen die reichen, Pracht und Luxus liebenden Herrscher orientalischer Staaten schon zu Salomo's Zeiten kostbare Schätze dieser Art aufzuweisen gehabt haben, mochten ihnen nun solche Naturproducte aus ihren eigenen oder aus fremden Ländern überliefert worden sein. In Beziehung auf Aegypten wissen wir, dass daselbst in uralten Zeiten die Be-

arbeitung verschiedener halbedler Steinarten zu Skarabäen (Käfergemmen) heimisch war, und laut der Darstellung der Septuaginta und des Philon war nach der Verordnung des Moses die Gewandung des Hohenpriesters der Israeliten schon zur Zeit dieses Gesetzgebers mit den edelsten Steinen verziert[1]). In Betreff der Inder berichtet Strabon, dass sie sich mit Gold und edlen Steinen schmücken (*χρυσοφοροῦσι γὰρ καὶ διαλίθῳ κόσμῳ χρῶνται*). Aehnliches meldet Plinius[2]). Wie alt bei ihnen diese Sitte war, lässt sich nun freilich nicht genau bestimmen. Bei der uralten Cultur der Inder darf man auf ein bis zwei Jahrtausende v. Chr. zurückgehen. In ihrer bilderreichen Poesie wird der edlen Steine oft gedacht. Vom Oriente aus konnten dann wohl durch die überall hin Schiff-

---

1) Jerem. 17, 1. Vgl. Exod. c. 28, 17—20 und 39, 10—13. Philon Jud. Vita Mos. libr. III, c. 11: *Λίθοι δὲ ἐπὶ τῶν ἀκρωμίων ἐνηρμόζοντο σμαράγδου πολυτελοῦς δύο τιμαλφέστατοι, οἷς ὀνόματα τῶν φυλάρχων ἓξ καθ᾽ ἑκάτερον ἐνεχαράττετο, δώδεκα τὰ σύμπαντα. Καὶ κατὰ τὸ στῆθος ἄλλοι λίθοι πολυτελεῖς δώδεκα διαφέροντες ταῖς χρόαις, σφραγῖσιν ἐοικότες, ἐκ τρίων τετραστοιχεί· οὗτοι δὲ ἐνηρμόζοντο τῷ προσαγορευομένῳ λογείῳ* etc. Er beschreibt hier das geweihete heilige Gewand (*ἱερὰν ἐσθῆτα*) des Hohenpriesters und dessen symbolische Bedeutung. Vgl. ebendaselbst c. 12, wo die *σμάραγδοι δύο λίθοι περιφερεῖς* als Sinnbilder des Helios und der Selene betrachtet werden. Auch soll bei den Israeliten eine wohl von den Priestern ausgegangene wunderbare Sage existirt haben, dass die Gemmen auf dem Pectorale der Hohenpriester von einem Würmchen polirt und gravirt worden seien. Vgl. Braun de vest. sacr. Hebr. libr. II, c. 467 und M. Pinder de adamante p. 37. Beiläufig möge hier bemerkt werden, dass der Diamant und der Jaspis der Israeliten oft verwechselt worden sind. So hat z. B. Luther Exod. 28, 8, 39, 11 Demant übersetzt, da die Septuag. *ἴασπις* gewährt. Vgl. Abel-Remusat de lapide Ju, p. 234, und Pinder de adamante l. c.

2) Strabon XV, p. 709 ed. Casaub., Plinius h. n. XXXVII, 5, 20. Dass aber nicht die Inder, sondern die Aegypter den Anfang in der Steinschneidekunst gemacht haben, darf man als höchst wahrscheinlich annehmen. Ebenso wahrscheinlich ist, dass die Assyrier, namentlich die Babylonier nicht viel später damit begonnen haben. J. Gurlitt, über die Gemmenkunde (in den archäol. Schriften, herausg. v. Corn. Müller) S. 98 meinte, dass man in Indien den Anfang mit der Steinschneidekunst gemacht habe, für welche Annahme sich kein Grund aufbringen lässt. Auch haben sich die Inder weniger durch Erfindungeu und technische Leistungen ausgezeichnet als die Aegypter.

fahrt und Handel treibenden Phönikier kostbare Steine auch nach Hellas gebracht werden, ebenso wie Bernstein, Elfenbein, Purpurfarben und ähnliche Stoffe, welche bereits das Homerische Epos dem heroischen Zeitalter zueignet [1]). Die bezeichneten Gesänge enthalten Andeutungen von edlen glänzenden Stoffen, aller Wahrscheinlichkeit nach edlen Steinarten, welche zum Schmuck dienten, ohne jedoch bestimmte Namen und Eigenschaften derselben anzugeben. Hier legt nämlich die Here ihre prächtigste Gewandung an und versieht auch die Ohren mit kostbaren Gehängen, deren geäugelte, strahlende Substanz sich nicht genau bestimmen lässt [2]). Der Dichter nennt dieselben *ἕρματα — τρίγληνα, μορόεντα*, von strahlender Anmuth (*χάρις δ᾽ ἀπελάμπετο πολλή*). So spendet der Freier Eurymachos der Penelope ein künstlich gearbeitetes Halsband aus Gold, mit lichtem Bernstein verziert, glänzend wie die Sonne. Eurydamas dagegen überreicht einen stattlichen Ohrenschmuck, welcher mit denselben Worten beschrieben wird wie der der

---

1) Wie die phönikischen Kaufleute unzählige Arten von Waaren in die Länder brachten, zeigt ein Vers Odyss. XV, 414 f.:

ἔνθα δὲ Φοίνικες ναυσίκλυτοι ἤλυθον ἄνδρες,
τρῶκται, μυρία ἄγοντες ἀθύρματα νηΐ μελαίνῃ.

2) Il. XIV, 183: Die vielbesprochenen *τρίγληνα* sind entweder auf die dreigetheilte oder dreifache strahlende Masse, aus welcher der eingelegte vom Ohr herabhängende Schmuck bestand, zu beziehen, oder der unbestimmbare eingelegte glänzende Stein hatte drei Augen, Sterne, Lichtpunkte u. s. w. In letzterem Falle würde nicht sowohl ein Diamant, Smaragd oder Rubin, sondern eine opalisirende Steinart, deren es zur Zeit des Homer schon viele geben musste und welche man gewiss zu derartigen Zierrathen verwandte, zu verstehen sein. Eine genauere Bestimmung ist unmöglich. Allein an blossen Metallschmuck ist hier nicht zu denken, sondern an irgend ein glänzendes Mineral. Vgl. Anb. Louis Millin, Mineralogie des Homer; a. d. Franz. v. F. Th. Rink, S. 17 f., wo verschiedene Meinungen beleuchtet werden. Das homerische Prädicat *μορόεντα* lässt sich vielleicht durch den platonischen Ausdruck: *λιθίδια — ταῦτα — τὰ ἀγαπώμενα μόρια* erklären, wodurch Platon (Phaedon. c. 39, p. 110. c.) ebenfalls edle Steine bezeichnet. Der Name Morio wird auch jetzt noch als Bezeichnung einer besondern Steinart gebraucht. Köhler, Unters. über d. Sard, Onyx und Sardonyx S. 37: „Dieser Stein scheint mir der Morio aus Indien zu sein, eigentlich bloss ein im höhern Grad mit dem färbenden Stoffe gesättigter Sard.“

Here [1]. Ein solcher Ohrenschmuck muss also, wenn auch nicht im heroischen, doch wenigstens im homerischen Zeitalter zur Toilette fürstlicher Frauen gehört haben. Das Geschenk des Eurymachos finden wir mit Bernstein ausgestattet, etwa mit kleinen zierlich geformten Stückchen, welche wie Perlen an einander gereihet waren. Der Bernstein war also dem epischen Sänger bekannt. Er hat ihn zwar nur an drei Stellen erwähnt, aber als Verzierungsstoff eines solchen Toiletten-Stückes, wo die einfachste und zweckmässigste Erklärung nur auf Bernstein leitet. Das metallinische Elektron, welches im homerischen Epos mehrmals vorkommt, kann hier nicht gemeint sein. Dieses stand dem Golde nach, war von blasser Farbe und von geringerem Werth, obwohl ihm ein stärkerer Glanz als jenem beigelegt worden ist. Das metallinische Elektron würde zur Ausstattung eines goldnen Schmuckes weniger sich eignen, als der durchscheinende schöne Bernstein, dessen milder honigfarbener Schein durch den Glanz des benachbarten Goldes noch erhöhet wird. Wenn man aber Elektron auch zur Verzierung des Schildes sowohl bei Homer als bei Hesiodos erwähnt findet, so wird man sich doch wohl das dem Golde ähnliche Metall vorzustellen haben, wie angelegentlich auch der gelehrte Ph. Buttmann zu beweisen gesucht hat, dass

---

1) Odyss. XVIII, 294 ff.

ὅρμον δ' Εὐρυμάχῳ πολυδαίδαλον αὐτίκ' ἔνεικε,
χρύσεον, ἠλέκτροισιν ἐερμένον, ἠέλιον ὥς.
ἕρματα δ' Εὐρυδάμαντι δύω θεράποντες ἔνεικαν,
τρίγληνα, μορόεντα· χάρις δ' ἀπελάμπετο πολλή.

So bringt ein phönikischer Kaufmann ein ähnliches Halsband in das Haus des Vaters des Eumäos: Odyss. XV, 459:

χρύσεον ὅρμον ἔχων, μετὰ ἠλέκτροισιν ἔερτο.

Wie sollte man bei den Phönikiern an das metallinische Elektron neben dem Golde denken, und nicht vielmehr an Bernstein, welchen sie lange vor Homer durch ihre weiten Küstenfahrten in Handel gebracht zu haben scheinen, wenigstens nach den Zeugnissen späterer Griechen in sehr früher Zeit in Handel gebracht hatten? Und welche Ausbeute mochte damals Deutschlands Nordküste gewähren, da noch gegenwärtig reicher Ertrag gewonnen wird? Dass *ὅρμος* hier ein Halsband bezeichnet, ersehen wir aus Theophrast *περὶ λίθων* p. 695 ed. Schneider (Opera, T. 1), wo kostbare Halsbänder (*ὅρμοι*) aus Perlen erwähnt werden.

auch in diesen Stellen nur Bernstein verstanden werden müsse[1]. Von den übrigen edlen oder halbedlen Steinen, welche die späteren Griechen kannten, von dem Diamant, Smaragd, Anthrax oder Rubin, Sapphir u. s. w. findet man im Homerischen Epos noch keine Spur. Im Verlaufe des siebenten und sechsten Jahrhunderts v. Chr. waren die Hellenen bereits zur Kenntniss verschiedener edler Steine gelangt und die Herrscher in griechischen und halbgriechischen Ländern begannen nun schon Schmuck- und Siegelringe mit geschnittenen Steinen zu tragen. Theodoros der Jüngere von Samos wird uns als der erste Steinschneider genannt[2]. Der vielgenannte Schicksalsring des Polykrates war diesem Herrscher gewiss nicht allein durch den kostbaren Stoff, sondern auch durch die künstlerische Arbeit, durch sein Gebilde, so werthvoll, dass er seinen Verlust für ein grosses Unglück erachtete und durch dieses freiwillige Opfer eine Wandlung seines stetigen Glückes abwenden zu können wähnte[3]. Herodot (und mit ihm spätere Griechen) nennt den Samier Theodoros, Sohn des Telekles, als Verfertiger desselben.

§. 2.

Mit Beginn des fünften Jahrhunderts v. Chr. finden wir bei den Griechen bereits eine Schrift, ein didaktisches Gedicht, über die edlen Steine, ein Beweis, dass man schon lange zu-

---

1) Hesiod. *Ἀσπ.* v. 141—443:
Πᾶν μὲν γὰρ κύκλῳ τιτάνῳ λευκῷ τε ἐλέφαντι,
ἠλέκτρῳ θ' ὑπολαμπὲς ἐὴν χρυσῷ τε φαεινῷ
λαμπόμενον.
Vgl. Phil. Buttmann, Mytholog. II, S. 339 f.

2) Herodot III. 41. Vgl. Fr. Thiersch, Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, S. 182 f.

3) Herodot l. c.: *ἦν οἱ σφρηγὶς τὴν ἐφόρεε χρυσόδετος, σμαράγδου μὲν λίθου ἐοῦσα, ἔργον ἦν δὲ Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλέος Σαμίου.* Lessing, antiquarische Briefe 22, S. 65 (Bd. VIII, Ausg. v. Lachmann) wollte die künstlerische Arbeit des Theodoros auf die Einfassung, nicht auf den edlen Stein beziehen, gewiss mit Unrecht. Wir kommen hierauf Abth. II, §. 4 zurück.

vor eine wenn auch noch unvollständige Kenntniss derselben erlangt hatte. Onomakritos, ein Priester und Begründer der hellenischen Mystik (um 500 Jahre v. Chr.) verfasste, wie man bisher angenommen hat, unter dem Namen des Orpheus ein Gedicht *περὶ λίθων*, worin er über alle oder die meisten der damals bekannten edlen und edleren Steinarten handelt und diesen wunderbare mysteriöse Kräfte beilegt. Orpheus galt bei den Griechen als uralter Meister des Gesanges und der Dichtkunst [1]), und Onomakritos wollte seinen Poesieen dadurch ein grösseres Ansehen verschaffen, dass er dieselben unter den Namen des alten ehrwürdigen Sängers ausgehen liess. Seine Betrachtung der edlen Steine gehet nicht von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus: vielmehr beleuchtet er dieselben als dynamische Stoffe, als liturgische Schutzmittel, Abwehr oder Zuneigung zu vermitteln, als *ἀλεξιφάρμακα*, als Amulete, Talismane, obwohl auch mineralogische Bemerkungen eingewebt worden sind. Er beginnt mit dem strahlenden, durchsichtigen Krystall (*κρύσταλλος*). Wer mit diesem in der Hand sich in einen Tempel begebe, dessen Bitten könne die Gottheit nicht widerstehen, er werde mit seinen Wünschen sicher erhört werden. Und wenn man dieses Mineral auf dürre Holzspäne lege, so dass die Sonnenstrahlen darauf scheinen, so werde sich bald Rauch, dann Feuer, dann die helle Flamme zeigen. Diese Flamme haben die Alten als heiliges Feuer betrachtet und kein Opfer sei den Göttern so erfreulich, als wenn es durch solches Feuer dargebracht werde [2]). Noch grössere und mannichfachere Wunderkräfte werden dem Galaktites (auch Anaktites, Adamas und Lethäos genannt) beigelegt. Auch dieses Mineral soll die Eigenschaft haben, den Sinn der Götter zu beugen, damit sie

---

1) Pindar Pyth. IV, 176 B.:
ἐξ Ἀπόλλωνος δὲ φορμικτὰς ἀοιδᾶν πατὴρ
ἔμολεν, εὐαίνητος Ὀρφεύς. —

2) *Λιθικά* v. 170—184 in d. Orphicis ed. God. Hermanni. Die letztgenannte Eigenschaft des Krystalles ist die eines Brennglases und es erliegt wohl keinem Zweifel, dass ein convexes Stück Krystall dieses zu leisten vermöge. Er fügt hier noch hinzu, dass, wenn man dann den Krystall aus den Flammen nehme, derselbe kalt anzufühlen sei (*ψυχρὸς πέλει ἀμφαφάασθαι*).

die Opfer der Sterblichen mit Wohlwollen aufnehmen und sich ihrer erbarmen. Auch soll es bei Göttern und Menschen bewirken, dass sie bestandenes Unglück und Mühsal vergessen. Wird der Stein gerieben, so soll ihm eine der Milch ähnliche Flüssigkeit entströmen. Um den Hals der Kinder gebunden, hält derselbe die Augen der böswilligen Magära ab u. s. w. In dieser Weise werden noch viele andere Eigenschaften desselben aufgeführt [1]). Dann wird der Petrakes empfohlen als geeignet während des Opfers dem Besitzenden das Wohlwollen der Gottheit zu erwirken [2]). In ähnlicher Weise werden die Wunderkräfte des Achates beschrieben [3]). Den pflügenden Stieren um die Schultern oder zwischen die Hörner gebunden, soll er bewirken, dass die Demeter Segen von oben spende und der Acker reichliche Frucht bringe [4]). Die seltsamsten Eigenschaften schreibt der Verfasser des Gedichtes dem Steine zu, welcher den Namen Hirschhorn (*κέρας ἐλάφου*) führte. Er soll den Kahlköpfen neue Haare bringen, das Band der Ehe durch Eintracht unauflösbar machen, er soll dem Dionysos besonders werth sein und die Fruchtbarkeit der Reben fördern. Er werde im Gewässer des Euphrat gefunden [5]). Dann kommt er zu den frühlingsfarbenen Jaspis (*ἐαρόχροον ἴασπιν*), an welchem sich das Herz der Unsterblichen erfreue, wenn man diesen Stein bei sich tragend ihnen ein Opfer bringe. Ihm werden die Wolken seine trockenen Felder befeuchten und bei grosser Hitze Regen spenden [6]). Vom Jaspis gehet er zum

---

1) Vers 190 ff. ed. G. Hermanni:

Λεύτερον εὐχομένῳ τοι ἀρηγόνα λᾶαν ὀπάσσω,
θεσπεσίοιο γάλακτος ἐνίπλεον, ἠΰτε μαζόν
πρωτοτόκου νύμφης, ἢ μηκάδος οὐθατοέσσης·
τὸν ῥα παλαιγενέες μὲν ἀνακτίτην ἀδάμαντα
κλεῖον, ὅτι γνάμπτει μακάρων νόον, ὄφρα θυηλὰς
ἀζόμενοι ἐθέλωσιν ἐπιχθονίους ἐλεαίρειν etc.

Vgl. dazu Hermann Notae ad v. 192. u. Dioscoridis Notha p. 476. ed. Sarac., wo auch der Galaktites erwähnt wird.

2) V. 228 f.

3) V. 230 ff.

4) V. 238 ff.

5) V. 242—263. Dazu die Scholien ed. Hermanni p. 387.

6) V. 264—268. Dazu die Interpp. p. 387 sqq. ed. Hermanni.

vielgedeuteten Lychnis über, welcher den Göttern angenehm den verderblichen Hagel und andere nachtheilige Naturmächte von dem fruchttragenden Gefilden fern halte; auch zünde er gleich dem Krystallos auf den Altären die Opferflamme an. Ferner bewirke er, dass das Wasser innerhalb eines vom Feuer umgebenen ehernen Kessels kalt bleibe, während dasselbe, sobald der Kessel auf kalten Staub oder kalte Asche gesetzt werde, koche [1]. In dieser und ähnlicher Weise werden nun noch der Topaz (*ὑαλοειδέες τόπαζοι*), der schöne Opal, welcher die zarte Farbe eines liebreizenden Kindes habe (*ὀπάλλιον — ἱμερτοῦ τέρενα χρόα παιδὸς ἔχοντα*) und desshalb von den Späteren Päderos genannt worden sein soll [2], der Bernstein [3], der Obsidian, der Chrysolith, der Magnetis [4], der Ostrites, der Ophietis oder Ophites, der Gagates, der Skorpios, der Koryphodes, das Kuralion, der Siderites, der Achates, der Hämatites, der Nebrites, der Chalazios und der Chrysoprasos beleuchtet und ihre seltsamen Wunderkräfte besungen [5]. Eine weitere Betrachtung der Angaben in dieser lithologischen Poesie würde unsere Grenzen überschreiten und ein zu geringes Interesse darbieten. Der das ganze Lehrgedicht durchwehende Glaube an geheime und übernatürliche Wunderkräfte der genannten Steine darf nicht befremden, da wir denselben bei allen alten Völkern in ihren ersten Culturstadien finden, möge

---

1) V. 268—276.

2) Plin. XXXVII, 5. 22: hanc gemmam propter eximiam gratiam plerique apellavere paederota etc.

3) V. 283 ff.: *Καὶ πίτυος δάκρυεσσι λίθου μένος ὀψιανοῖο*
καὶ σμύρνην μίσγειν εὐώδεα, καὶ φολίδεσσιν
ἀργυφέσιν λεπιδωτὸν ἀποστίλβοντα κελεύω.
αὐτίκα γὰρ δώσουσι θεοπροπίας ἀγαθῶν τε
ἐσσομένων λυγρῶν τε· καὶ εἴσεαι ἅσσα ἐθέλησθα·
καὶ νεύρων ἀλεγεινὰ πάθη λεπιδωτὸς ἀμύνει.

4) V. 303 ff.: *ὁππότε κεν πελάσῃ πολιοῖο σιδήρου,*
ἠΰτε παρθενικὴ ἀγανόφρονα χερσὶν ἑλοῦσα
ἠΐθεον στέρνῳ προσπτύσσεται ἱμερόεντι,
ὣς ἥγ᾽ ἁρπάζουσα ποτὶ σφέτερον δέμας αἱρεῖ κτλ.

5) V. 277—768. Die meisten jener Namen finden wir bei Plinius wieder; einige derselben kommen später nicht mehr vor. Vgl. unten die Darstellung des Plinius §. 7 ff.

er sich auf Steine, oder auf Kräuter, Wurzeln und andere Gegenstände beziehen. Selbst Plinius hat seiner Beschreibung der edlen Steine noch zahlreiche superstitiöse Angaben eingewebt, und noch gegenwärtig existirt selbst bei den gebildetsten Nationen in den unteren Volksschichten ein hoher Grad von Wunderglauben an übernatürliche Kräfte natürlicher Gegenstände, mögen sich diese auf das Mineral- und Pflanzenreich, oder auf das Thierreich beziehen. Aus den zahlreichen Namen der Steine im genannten Lehrgedicht lässt sich auch wohl folgern, dass der Verfasser desselben schon Vorgänger gehabt, von welchen jene Namen bereits festgestellt worden waren. Auch hatte er wohl in den Schriften der ionischen Philosophen von Thales ab verschiedene Angaben über die natürlichen Eigenschaften der Steine vorgefunden, wie die über den Krystall mit der Wirkung eines Brennglases. Nach der Darstellung des Plinius hatten auch die Mager den edlen Steinen verschiedene Heilkräfte beigelegt und andere wunderbare Dinge von ihnen ausgesagt [1]). Sie hatten also den verbreiteten Glauben an die geheimnissvollen Kräfte der edlen Steine in ihr Bereich gezogen, um auch von dieser Seite das Gebiet ihrer geheimen Künste zu erweitern, so wie in späteren Jahrhunderten zur Zeit der Gnostiker die mit mysteriösen Figuren und Schriftzeichen ausgestatteten Abraxas vom Oriente aus im römischen Reiche eine weite Verbreitung fanden [2]).

---

1) Plinius h. n. XXXVII, c. 5, p. 14: nec vero id solum agemus, sed etiam maiore utilitate vitae coarguemus magorum infandam vanitatem, quando vel plurima illi prodidere de gemmis ab medicinae blandissima specie ad prodigia transgressi. Plinius hatte viele Schriften vor Augen, in welchen über die Gemmen und ihre Wunderkräfte gehandelt und in welchen gewiss auch die Lehren der Mager entwickelt worden waren. Dies gehet aus zahlreichen Stellen des 37sten Buches hervor. Petronius Sat. p. 99. ed. Frankf. 1621 bemerkt vom Demokritus: Itaque hercules omnium herbarum succos Democritos expressit: et ne lapidum virgultorumque vis lateret, aetatem inter experimenta consumpsit. Ist dies wahr, so wird er auch die *δυνάμεις* der edlen Steine untersucht und wahrscheinlich wenig andere als mineralische Eigenschaften in ihnen erkannt haben.

2) Hierüber unten Abth. II, §. 24.

§. 3.

Von der Zeit der Entstehung des orphischen Lehrgedichts ab gewann natürlich die Kenntniss der edlen Steine bei den Griechen einen grösseren Umfang und weitere Ausbreitung. Herodotos muss schon viele derselben genau gekannt haben. Er erwähnt ausser dem Smaragd im Ringe des Polykrates noch oftmals Siegelringe, wie den des Dareios (*σφρηγῖδα τὴν Δαρείου*), und beschreibt die sogenannte Smaragdsäule im Tempel des Herakles zu Tyros, welche des Nachts einen ausserordentlichen Lichtschein verbreitet haben soll [1]). Die Philosophen und Naturforscher der Griechen mussten natürlich das Gebiet der Mineralogie überhaupt von naturwissenschaftlichem Standpunkte berühren und auch der edlen Steine gedenken. Platon kannte gewiss das Bereich der edlen Steinarten vollständig, so weit dasselbe zu seiner Zeit erschlossen worden war. Um diese Zeit blühete bereits der Verkehr mit dem Oriente; Schifffahrt und Handel hatten die grösste Ausdehnung gewonnen, und in den hellenischen und hellenisirten Staaten wurde bereits Bergbau betrieben, so dass auf vielfache Weise edle Minerale in Umlauf gesetzt werden konnten. Platon erwähnt den Sard, den Jaspis, den Smaragdos [2]). Auch war ihm der Diamant, welchem er, wie mehrere andere Autoren, als *χρυσοῦ ὄζος* bezeichnet, nicht unbekannt, obgleich dieser Ausdruck verschiedene Auslegungen gestattet und auf ganz andere Weise gedeutet worden ist [3]). Im Dialog Politicus erwähnt Platon den *ἀδά–*

---

1) Herodot II, 44. III, 128. Welcher Art aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Smaragd gewesen ist, wird unten bei der Beschreibung des Smaragdes erörtert.

2) Platon Phaedon. c. 39, p. 110, c.: *ὧν καὶ τὰ ἐνθάδε λιθίδια εἶναι ταῦτα τὰ ἀγαπώμενα μόρια, σάρδιά τε καὶ ἰάσπιδας καὶ σμαράγδους.* Im Staate II, 359, 360 erwähnt er den goldnen Zauberring des Gyges mit einer *σφενδόνη*, welche zur Einlegung eines edlen Steines diente. Hier wird jedoch eines eingelegten Steines nicht gedacht, sondern jener Ring einfach als goldner bezeichnet.

3) Plat. Timaeus p. 59 b. Auch Plinius nennt den Diamant auri nodus, wie wir weiter unten bemerken, sowie Pollux *χρυσοῦ ἄνθος.* Diese

μας als einen bei der Scheidung und Reinigung des Goldes vom Silber und Erz bisweilen vorkommenden Bestandtheil, was auf dieselbe Ansicht hinausläuft, auf welcher der angenommene *χρυσοῦ ὄζος* beruhet[1]). Ferner waren dem Platon der Bernstein und der Magnet bekannt[2]), sowie verschiedene andere aus dem Mineralreich stammende Stoffe, wie Glas, Salz, Nitron u. s. w.[3]) Auch giebt er Andeutungen über die Entstehung der gemeinen und edlen Steine[4]), so wie über die von Natur entstandenen sechskantigen, octaëdrischen oder prismatischen Formen der letzteren[5]),

---

Bezeichnung beruhete auf einer unrichtigen Vorstellung, nach welcher man den Diamant für die kostbarste Blüthe des Goldes hielt, gleichsam für einen Goldknoten, in welchem sich der reinste und edelste Theil des Goldes zu einer lichten Masse condensirt habe. Diesen auri nodus mit Schneider Analecta ad hist. rei metall. p. 4 sqq. für ferrum und mit M. Pinder de adamante p. 85 für harte Goldkörner zu nehmen, ist unzulässig. Man kann es nur auf den Diamant beziehen, welcher dem Platon wohl bekannt war, gleichviel ob diese Ansicht eine richtige oder falsche ist.

1) Politic. p. 303 e.: *Γῆν που καὶ λίθους καὶ πόλλ᾽ ἄττα ἕτερα ἀποκρίνουσι κἀκεῖνοι πρῶτον οἱ δημιουργοί· μετὰ δὲ τοῦτο λείπεται ξυμμεμιγμένα τὰ ξυγγενῆ τοῦ χρυσοῦ τίμια καὶ πυρὶ μόνον ἀφαιρετά, χαλκὸς καὶ ἄργυρος, ἔστι δ᾽ ὅτε καὶ ἀδάμας κτλ.* Hier kann unter *ἀδάμας* nichts anderes verstanden werden als der Diamant, weder Eisen noch Goldkörner. Schon desshalb, weil es als Seltenheit (*ἔστι δ᾽ ὅτε*) bezeichnet wird, ist Diamant zu verstehen, obwohl jene damals, wie es scheint, allgemein verbreitete Ansicht auf einem Irrthum zu beruhen scheint. Mit apodiktischer Gewissheit können wir jedoch nicht behaupten, dass im Alterthume nicht bisweilen der Diamant in Goldbergwerken gefunden worden sei. Wenigstens sind Länder, welche viel Diamanten hatten, auch stets reich am Golde gewesen, wie Brasilien, Indien, u. a.

2) Timaeos p. 80, c.: *καὶ τὰ θαυμαζόμενα ἠλέκτρων πέρι τῆς ἕλξεως καὶ τῶν Ἡρακλείων λίθων κτλ.* Thales hatte, wie Aristoteles berichtet, dem Magnet, nach der Angabe des Hippias aber dem Elektron eine *ψυχή*, d. h. ein bewegendes Element, beigelegt. Aristoteles de anima I, 2, §. 14: *εἴπερ τὸν λίθον ἔφη ψυχὴν ἔχειν, ὅτι τὸν σίδηρον κινεῖ.* Diogenes Laert. I, 24. Vgl. Dioskorides p. 476. ed. Sarac.

3) Timaeos p. 60. 61. a. b. Das Salz nennt er *θεοφιλὲς σῶμα.* In Beziehung auf das Glas: *τό τε περὶ τὴν ὕαλον γένος ἅπαν, ὅσα τε λίθων χυτὰ εἴδη καλεῖται.*

4) Ibid. p. 60, c.: *ξυνωσθεῖσα δὲ ὑπὸ ἀέρος ἀλύτως ὕδατι γῆ ξυνίσταται πέτρα· καλλίων μὲν ἡ τῶν ἴσων καὶ ὁμαλῶν διαφανὴς μερῶν, αἰσχίων δὲ ἡ ἐναντία.*

5) Ibid.

obgleich er solche Gegenstände nur oben hin berührt. Ohne Zweifel war Aristoteles, der Freund und Begründer der Naturgeschichte, welcher allen ihren merkwürdigen Erscheinungen die grösste Aufmerksamkeit zuwandte, in diesem Gebiete viel weiter vorgeschritten als Platon und er kannte gewiss eine weit grössere Masse derselben als jener und wusste die Merkmale und specifischen Eigenschaften der edlen Steine viel genauer zu unterscheiden. Ist auch unseres Wissens kein specielles Werk *περὶ λίθων* von ihm ausgegangen, so hat er doch hie und da, z. B. in seinen Problemata, in den Meteorologicis und in den naturhistorischen Schriften dieses Gebiet berührt und mehrere edle Steine erwähnt [1]). Von seinem Schüler Theophrastos besitzen wir eine kleine Schrift *περὶ λίθων*, welche sich vorzüglich auf die edlen und halbedlen Steine beziehet. Er betrachtet zunächst die Steine überhaupt von geologischem und chemischem Standpunkte, unterscheidet als Urstoffe der Metalle und Steine Wasser und Erde und theilt den Metallen das Wasser, den Steinen die Erde als primitives Element zu [2]). Auch unterscheidet er Metalle und Steine nach der Schmelzbarkeit durch Feuer, da auch viele Steine durch Feuer geschmolzen werden können, andere dagegen, wie der Marmor, durch Feuer zu Asche verbrannt werden [3]). Von ge-

---

1) Meteorol. IV, 9: *ἥκιστα δὲ (καυστὴ) τῶν λίθων ἡ σφραγὶς, ὁ καλούμενος ἄνθραξ.* So erwähnt er das unten beschriebene Lynkurion, welches man zu Siegelringen verarbeitete: *Θαυμασ. ἀκούσμ.* p. 194 ed. Stereot.: *Καὶ τὴν λύγκα δέ φασι τὸ οὖρον κατακαλύπτειν, διὰ τὸ πρὸς ἄλλα τε χρήσιμον εἶναι καὶ τὰς σφραγίδας.* Die Autorschaft dieser Schrift ist freilich zweifelhaft und dem Aristoteles vielfach abgesprochen worden. Auch das Elektron wird daselbst (p. 195) erwähnt.

2) Theophrasti opera Tom. I, p. 686 f. ed. I. G. Schneider: *γῆς δὲ λίθος τε καὶ ὅσα λίθων εἴδη περιττότερα καὶ εἴ τινες δὴ τῆς γῆς αὐτῆς ἰδιώτεραι φύσεις εἰσὶν ἢ χρώμασιν ἢ λειότησιν ἢ πυκνότησιν ἢ ἄλλῃ τινὶ δυνάμει. — Ἅπαντα οὖν ταῦτα χρὴ νομίζειν, ὡς ἁπλῶς εἰπεῖν, ἐκ καθαρᾶς τινος συνεστᾶναι καὶ ὁμαλῆς ὕλης, εἴτε ῥοῆς εἴτε διαθήσεώς τινος γινομένης, εἴτε, ὡς ἀνωτέρω εἴρηται, καὶ κατ᾽ ἄλλον τρόπον ἐκκεκριμένης· — Ἀφ᾽ ὧν καὶ τὸ λεῖον καὶ τὸ πυκνόν· καὶ τὸ στιλπνὸν καὶ διαφανὲς καὶ τἆλλα τὰ τοιαῦτα ἔχουσι· καὶ ὅσῳ ἂν ὁμαλέστερον καὶ καθαρώτερον ἕκαστον ᾖ, τοσούτῳ καὶ ταῦτα μᾶλλον ὑπάρχει.* Dieses Alles beziehet sich vorzüglich auf die reinen, farbigen, durchsichtigen, glänzenden Edelsteine.

3) Ibid. p. 688.

ringeren Steinarten, dem Alabaster und Marmor, geht er zu den edlen über und zählt den Smaragdos zu denjenigen, deren Farbe die Farbe des Wassers seiner eigenen ähnlich mache [1]). Er bezeichnet diese Eigenschaft als eine der *δυνάμεις* des Smaragdes, da dieselbe doch nur auf der Lichtwirkung, nicht auf wirklicher Färbung beruhet. Auch sei er den Augen dienlich und werde in dieser Beziehung gern zu Siegelringen verwendet (*πρὸς τὰ ὄμματα ἀγαθή· διὸ καὶ τὰ σφραγίδια φοροῦσιν ἐξ αὐτῆς*). Dann beschreibt er den ächten Smaragd als selten (*σπανία*) und nicht gross, es sei denn, dass man den Schriften über die ägyptischen Könige Glauben beimessen wolle. Einige erzählen, fährt er fort, es sei einst unter den Geschenken des babylonischen Herrschers ein Smaragd von vier Ellen Länge und drei Ellen Breite gebracht worden. Auch befinden sich im Tempel des Zeus (wohl des Zeus Belos zu Babylon) vier Obeliske aus Smaragd von vierzig Ellen Länge und theils zwei theils vier Ellen Breite. Von den sogenannten baktrischen Smaragden sei der grösste derjenige, welcher sich zu Tyrus im Tempel des Herakles befinde, eine grosse Säule (welche wir bereits aus Herodot erwähnt haben), im Fall dieser Smaragd nicht für unächt zu halten sei. Denn auch unächte erzeuge die Natur [2]). Als Fundörter des Smaragdes bezeichnet er die Erzbergwerke auf Kypros und auf einer bei Chalkedon liegenden Insel. Die ächten werden selten von der Grösse eines Siegels (d. h. eines Steines im Siegelringe, *σφραγῖδος*) gefunden, die meisten seien kleiner. Daher brauche man dieselben auch zum Löthen oder Verbinden des Goldes, sofern dieselben verbinden wie Chrysokolla. Desshalb sei von Einigen

1) Ibid. p. 687: *ἔνιοι δὲ τοῖς χρώμασιν ἐξομοιοῦν λέγονται δυνάμενοι τὸ ὕδωρ, ὥσπερ ἡ σμάραγδος*; und p. 692: *ἡ δὲ σμάραγδος καὶ δυνάμεις τινάς ἔχει· τοῦ τε γὰρ ὕδατος, ὥσπερ εἴπομεν, ἐξομοιοῦται τὴν χρόαν ἑαυτῇ, μετρία μὲν οὖσα ἐλάττονος, ἡ δὲ μεγίστη παντός, ἡ δὲ χειρίστη τοῦ καθ' αὐτὴν μόνον.* Dies kann doch wohl nur so verstanden werden, dass wenn man einen Smaragd in ein Gefäss mit Wasser lege, das Wasser die Farbe des Smaragds annehme, d. h. durch den grünlichen Lichtschein grünliche Farbe erhalte, d. h. nur scheinbar, nicht wirklich.

2) Ibid. p. 692. Ich glaube, dass die Worte: *καὶ γὰρ τοιαύτη γίνεταί τις φύσις* so verstanden werden müssen.

auch angenommen worden, dass Smaragd und Chrysokolla eine und dieselbe Natur haben. Chrysokolla aber finde man in reichlicherer Masse in Gold- und noch mehr in Erzbergwerken, so wie in denen bei Stoboi. Der Smaragd scheine aus dem Jaspis zu entstehen. Einst soll auf der Insel Kypros ein Stein gefunden worden sein, dessen eine Hälfte Smaragd, die andere Jaspis gewesen sei, als sei hier der Uebergang aus dem Wasser zur neuen Gestaltung noch nicht zur Vollendung gekommen [1]. Auch giebt es eine besondere Bearbeitung, wodurch der Smaragd Glanz erlangt, denn im rohen Zustande hat er keinen Glanz [2]. Er hat ferner, fährt Theophrast fort, eine besondere Kraft, wie das Lynchurion (Lynkurion, Luchsurin). Auch aus diesem letzteren werden Siegelringe geschnitten und es ist hart und fest wie Stein. Dasselbe zieht Gegenstände an gleich dem Elektron, nicht allein Holzfasern und Flocken, sondern auch kleine Theilchen Erz und Eisen. Es ist sehr durchsichtig und kalt und kann nur von erfahrenen Leuten aufgefunden werden. Denn der Luchs verbirgt seinen Harn und bedeckt diese Stelle mit Erde. Auch wird eine besondere Bearbeitung desselben vorgenommen. Bei allen diesen Angaben beruft sich Theophrastos auf den Diokles als seinen Gewährsmann [3]. Wie der durchscheinende röthlichere Sard weiblich,

---

1) Ibid. p. 693: *ὡς οὔπω μεταβεβληκυίας ἀπὸ τοῦ ὕδατος.* Es ist schwierig genau zu bestimmen, welche Vorstellung Theophrast hier gehabt habe, da er als Urelement der Metalle das Wasser, als Urelement der Steine die Erde bezeichnet, wie bereits bemerkt worden ist.

2) Ibid. *Ἔστι δὲ τις αὐτῆς ἐργασία πρὸς τὸ λαμπρόν· ἀργὴ γὰρ οὖσα οὐ λαμπρά.* Das heisst, er hat nicht den vollkommenen Glanz, welchen er durch die Politur erhält, so wie durch die Form, zu welcher er abgeschliffen wird.

3) Ibid. p. 692. 693 f. Auch hat man den Namen Lynkurion von den Ligurern (*Λίγυες*) abgeleitet. Vgl. Heyne ad Virgil. Tom. III, p. 114. Ueber das Lynkurion überhaupt vgl. Brückmann, über den Sarder, Onyx und Sardonyx §. XVIII, S. 35 und Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx §. 18, S. 59 f. und kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 184 ff. (Gesammelte Schriften Bd. IV). In seiner anonymen Untersuchung über den Sard, den Onyx und Sardonyx l. c. S. 60 bemerkt Köhler: „dass das Lynkurium unser Hyacinth sei, wie schon einige bemerkt haben, ist mir sehr wahrscheinlich.“ Dann: „der letztere Stein

der durchscheinende dunklere Sard männlich genannt wird, so sei auch bei dem Lynkurion der männliche und der weibliche Stein zu unterscheiden. Der weibliche sei durchscheinender und gelblicher (ὧν τὸ θῆλυ διαφανέστερον καὶ ξανθότερον), also der männliche weniger durchscheinend oder durchsichtig und dunkler [1]).

Als seltne und kleine Steine führt er ausser dem Smaragd noch den Sard (τὸ σάρδιον), den Anthrax (ἄνθραξ, carbunculus) und den Sapphir (ἡ σάπφειρος) auf. Den Anthrax bezeichnet er insbesondere als einen sehr kostbaren, völlig unverbrennbaren Stein von rother Farbe und gegen die Sonne gehalten einer brennenden Kohle ähnlich. Derselbe werde zu Siegelringen verarbeitet (ἐξ οὗ καὶ τὰ σφραγίδια γλύφουσιν) und ein sehr kleiner Stein dieser Art werde mit vierzig Goldstücken bezahlt. Derselbe werde aus Karchedon und Massilia gebracht[2]). Als eine andere Art des Anthrax führt er denjenigen auf, welcher bei Milet gefunden werde, dessen Gestalt winkelförmig und sechskantig sei [3]). Auch dieser werde Anthrax genannt, und was bewundernswürdig sei, er habe eine ähnliche Natur wie der Diamant, welchen er hier nur beiläufig erwähnt [4]). Auch das Sardion, den Jaspis und den Sapphir

---

(der männliche) ward von den Alten sehr oft zu tiefgegrabenen Werken gebraucht, weit seltner benutzten sie den ersteren (weiblichen)." Vgl. kleine Schriften zur Gemmenkunde Th. I, S. 185. 186. In seiner Kritik gegen Brückmann ibid. S. 186 wiederholt er dieselbe Bemerkung. Wir kommen auf das seltsame Lynkurion bei der Beleuchtung der Angaben des Plinius zurück.

1) Ibid. p. 694.

2) Ibid. p. 690: Ἄγεται δὲ οὗτος ἐκ Καρχηδόνος καὶ Μασσαλίας. Hieraus darf man folgern, dass Schifffahrer und Kaufleute aus Carthago und Massilia Handel mit edlen Steinen trieben, welche sie in entfernteren Ländern eingekauft hatten.

3) Ibid.: γωνιοειδὴς ὤν, ἐν ᾧπερ καὶ τὰ ἑξαγώνα.

4) Ibid. p. 690: Καλοῦσιν δ' ἄνθρακα καὶ τοῦτον· ὃ καὶ θαυμαστόν ἐστιν· ὅμοιον γὰρ τρόπον τινὰ καὶ τὸ τοῦ ἀδάμαντος. Hier weiss man nicht, ob sich die Verwandtschaft mit dem Diamant auf die winkelförmige und sechskantige Form oder auf die Unverbrennbarkeit beziehen soll. Das Letztere könnte man aus dem Folgenden annehmen, da er von Bimstein (ἡ κίσσηρις) und von der Asche redet, welche durch Feuer keine Verän-

bezeichnet Theophrastos vorzugsweise als diejenigen edlen Steine, welche zu Siegelringen verwendet wurden [1]). In Betreff des Sapphirs wird bemerkt, er sei ὥσπερ χρυσόπαστος, also gleichsam mit Goldstaub oder Goldkörnern überstreuet [2]). Dann erwähnt Theophrast den Bernstein (τὸ ἤλεκτρον), welcher kleine und leichte Gegenstände an sich ziehe und eigentlich ein Fossil sei (τὸ ὀρυκτόν), welches in Ligystika (Ligurien) gefunden werde. Er berührt in dieser jedenfalls lückenhaften Stelle zugleich den Eisen an sich ziehenden Magnet, ohne dessen Namen zu nennen. In einer anderen Stelle erwähnt er auch dessen Namen [3]). Hierauf werden noch das Anthrakion (ob identisch oder verschieden von dem Anthrax wird nicht angegeben), der Omphax, der Krystall und der Amethyst als solche edle Steine aufgeführt, aus welchen Siegelringe hergestellt werden [4]). Der Amethyst (τὸ ἀμέθυσον) sei durchsichtig und habe eine Weinfarbe. Dann wird der Kyanos erwähnt (κύανος), bei welchem man ebenfalls den männlichen und weiblichen unterscheide. Der männliche habe eine dunklere Farbe (μελάντερος δὲ ὁ ἄῤῥην). Man hat den Kyanos des Theophrastos für den Lazurstein gehalten [5]). Der Onyx (τὸ

---

derung erleiden, da alles Flüssige aus ihnen verschwunden ist (δια τὸ ἐξηρῆσθαι τὸ ὑγρὸν). Der Anthrax und der Diamant seien also desshalb durch Feuer nicht zerstörbar, weil sie kein ὑγρὸν enthalten, was ihre Härte beweise. Die Anthracite d. neuern Mineralogie gehören nicht hierher.

1) Ibid. p. 688. 692. ed. Schneider.

2) Ibid. p. 692.

3) Ibid. p. 694. 696.

4) Ibid. p. 694: Ἐξ ὧν δὲ τὰ σφραγίδια ποιεῖται καὶ ἄλλαι πλείους εἰσὶν, οἷον ἥ θ' ὑαλοειδὴς ἣ καὶ ἔμφασιν ποιεῖ καὶ διάφασιν, καὶ τὸ ἀνθράκιον κτλ. Welcher Stein durch die Worte ὑαλοειδὴς etc. bezeichnet werden soll, ist schwer zu bestimmen: ἔμφασιν ποιεῖ καὶ διάφασιν kann nur heissen, der Stein gibt das Bild wie ein Spiegel wieder, ist aber zugleich durchsichtig oder durchscheinend.

5) Ibid. p. 694. Auch haben ihn Einige für den blauen Schärl gehalten. Theophrast hat jedenfalls einen edleren Stein im Sinne gehabt. Weiterhin p. 696. §. 39 bemerkt Theophrast: καὶ κύανος αὐτοφυὴς ἔχων ἐν ἑαυτῷ χρυσοκόλλαν. Plin. 35, 6: Armenia mittit, quod eius nomine appellatur. Lapis est hic quoque Chrysocollae modo infectus. Ueber die Bedeutung des κύανος und des κύανος μέλας im homerischen Epos hat

ὀνύχιον) sei ein Stein, an welchem das Weisse mit dem Dunklen nebeneinander laufe [1]). Auch der Achat sei ein schöner Stein, welcher um hohen Preis verkauft werde und seinen Namen vom Flusse Achates in Sicilien erhalten habe [2]). In den Goldbergwerken zu Lampsakos sei einst ein sehr bewundernswürdiger Stein gefunden worden, man habe denselben zu einem Siegelringe geschnitten und als ein vortreffliches Produkt an den Alexander geschickt [3]). Die Achate vereinigen mit der Schönheit zugleich Seltenheit. Die aus Griechenland stammenden seien geringerer Art, ebenso wie das Anthrakion aus dem arkadischen Orchomenos [4]). Diese letztere Art sei schwärzer als die von Chios und es werden Spiegel daraus verfertigt [5]). Das trözenische Anthrakion ist buntfleckig, theils mit purpurfarbenen, theils mit weissen Farben ausgestattet. Auch der korinthische besitzt diese bunten Farben, nur dass er etwas blasser ausfällt (πλὴν ὅτι χλωροειδέστερος). Von dieser Sorte gibt es viele, allein die ausgezeichneten darunter sind dennoch selten und werden nur in wenigen Orten gefunden, z. B. im Gebiete von Karthago und Massilia, der Katadupen in Aegypten, im Gebiete von Syene bei Elephantine und in der Land-

---

A. L. Millin, Mineralogie des Homer, übers. v. Rink S. 85 ff. ausführlich gehandelt. Er hat es für bläuliches Blei gehalten, im Gegensatz zu dem hellern κασσίτερος.

1) Theophrast ibid.: Τὸ δ' ὀνύχιον μικτὴ λευκῷ καὶ φαιῷ παρ' ἄλληλα.

2) Ibid. p. 694. Da er hinzufügt: καὶ πωλεῖται τίμιος, so muss er eine viel edlere Steinart verstanden haben, als der gewöhnliche Achat in der gegenwärtigen Mineralogie ist.

3) Da dies unmittelbar nach der Erwähnung des Achats folgt, so könnte man leicht vermuthen, dass es eine ausgezeichnete Art vom Achat gewesen sei. Diese Stelle (p. 694) ist verschieden emendirt worden. Vgl. Schneider's Commentar Tom. IV, 564. Aus dem Worte στιρὰν hat Schneider Astyra gemacht.

4) Ibid. p. 694.

5) Ibid. κάτοπτρα δὲ ἐξ αὐτοῦ ποιοῦσιν. In dieser letztern Angabe weiss man nicht genau, ob er vom Achat oder vom Anthrakion redet, da er auf einmal οὗτος braucht, während er vorher vom Achat das weibliche, vom Anthrakion das sachliche Geschlecht gebraucht hat. Jedenfalls ist es auf Anthrakion zu beziehen, welcher Stein vom Anthrax zu unterscheiden ist. Vgl. d. Commentar von Schneider l. c. p. 564.

schaft Psepho [1]). Kypros hingegen liefert den Smaragd und den Jaspis. Diejenigen von diesen Steinarten aber, welche man als Bindemittel (*εἰς τὸ λιϑοκόλλητα*) benutzt, kommen aus Bactrien und zwar aus einer an die Wüste gränzenden Gegend [2]). Berittene Männer sammeln sie nur dann ein, wenn die Etesien wehen. Denn diese Steine werden nur dann sichtbar, wenn starker Wind den Sand auseinander wehet [3]). Zu den beliebtesten Steinen zählt Theophrast auch die Perlen (*ὁ μαργαρίτης καλούμενος*), welche von Natur durchsichtig zu kostbaren Halsbändern oder Halsschnuren dienen [4]). Sie werden in einer den Pinnen ähnlichen Muschel gefunden, besonders in Indien und auf einigen Inseln am rothen Meere. In Betreff der Grösse gleichen sie grossen Augen der Fische. Die schönsten finde man unter denen von Indien und vom rothen Meere. Dies sind so ziemlich die wichtigsten der edlen Steine. Es giebt aber doch noch einige andere, fährt Theophrastos fort, wie das fossile Elfenbein (*ὁ ἐλέφας ὁ ὀρυκτός*), ein bunter Stein mit schwarzen und weissen Flecken, und der Sapphir [5]). Dieser letztere habe eine schwärzliche Farbe und er entferne sich nicht weit vom männlichen Kyanos [6]). Dann nennt er noch den Prasitis, welcher an Farbe dem Veilchen gleiche,

---

1) Ibid. p. 695 dazu d. Interpp.

2) Ibid.

3) Ibid.: *τότε γὰρ ἐμφανεῖς γίνονται κινουμένης τῆς ἄμμου διὰ τὸ μέγεθος τῶν πνευμάτων.*

4) Ibid. Die Uebersetzung in Schneiders Ausgabe Tom. II, p. 429 gibt irriger Weise: „unde pretiosas in a u r e s faciunt". Die *ὅρμοι* waren Halsbänder, Perlenschnuren, welche wir in Vasengemälden häufig an fürstlichen Frauen wahrnehmen, wie noch gegenwärtig die ächte Perlenschnur am Halse einer Dame den beweiskräftigen Schmuck des Reichthums oder des Standes bildet.

5) Ibid. p. 695: ***Εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλαι τινὲς, οἷον ὁ ἐλέφας ὁ ὀρυκτὸς, ποικίλος μέλανι καὶ λευκῷ, καὶ ἣν καλοῦσιν σάπφειρον.*** Hier wäre demnach von versteinerten Elfenbeinen die Rede, wenn nicht etwa dieser Name auf eine versteinertem Elfenbein ähnliche Steinart übertragen worden ist.

6) Abrah. Gorläus führt in seiner Dactyliotheca ed. Jac. Gronovii P. II, N. 394 eine Gemme mit einer ägyptischen Gottheit als Kyanos (Cyaneus) auf. Wer vermöchte zu entscheiden, ob er über diese Steinart richtig geurtheilt hat?

und den Hämatitis, welcher ein dichter Stein sei, eine schmutzige Farbe habe und geronnenem Blute gleiche. Ein anderer werde der gelbe oder gelbliche genannt (ἡ καλουμένη ξανθὴ), sei aber eigentlich nicht gelblich oder röthlich, sondern mehr ins Weisse spielend, welche Farbe die Dorier als gelbliche (χρῶμα ξανθὸν) bezeichnen. Von diesen Steinen gehet er zum Kuralion (κουράλιον) über, weil auch dieses gleichsam ein Stein sei. Dasselbe entstehe im Meere, sei roth von Farbe und rund von Gestalt, wie eine runde Wurzel [1]). Es habe einige Aehnlichkeit mit dem indischen versteinertem Rohr (ὁ Ἰνδικὸς κάλαμος ἀπολελιθωμένος). Das Kuralion kann wohl nicht zu den edleren Steinarten gezogen werden, da es als Produkt des Meeres mehr zu den Versteinerungen gehört [2]). Da nun Theophrastos in seiner Schrift nicht allein über die edlen Steine, sondern über alle in irgend einer Beziehung merkwürdigen Mineralien handeln wollte, so ziehet er natürlich auch verschiedene andere nicht hierher gehörige Stoffe aus dem Mineralreiche in Betrachtung, z. B. Farbestoffe wie Ocker, Sinope, Sandarake, Miltos, die verschiedenen Arten des Kyanos (zu unterscheiden von den obengenannten, wahrscheinlich unserem Kalk zu Tünchwerken zu vergleichen), Zinnober (κιννάβαρι), die verschiedenen Kreidearten (ἡ Μηλιὰς, ἡ Κιμωλία, ἡ Σαμία, ἡ Τυμφαϊκὴ), auch Glas (ὕελος) und ähnliche Produkte, welchen Erörterungen wir hier nicht weiter folgen [3]). Vieles von dem, was Theophrastos mitgetheilt, finden wir bei Plinius wieder und nicht selten wörtlich übersetzt. So weit es nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft möglich war, hatte Theophrastos über viele Steinarten ein richtiges Urtheil und wir finden mehrere derselben von ihm bei aller Kürze mit Genauigkeit charakterisirt.

§. 4.

Spätere griechische Autoren reden nur gelegentlich von der einen oder anderen edlen oder halbedlen Steinart oder von

1) Ibid. p. 695. 696. Dazu die Interpp.

2) Ueber die Corallen s. Glocker, Mineral. Jahresh. V, 399 ff.

3) Ibid. p. 697—705.

edlen Steinen in Siegelringen, je nachdem sich dazu Veranlassung darbot. So gedenkt Strabon der indischen Smaragde, Berylle und Rubine (*λιθοκόλλητα τὰ πλεῖστα σμαράγδοις καὶ βερύλλοις καὶ ἄνθραξιν Ἰνδικοῖς*) nur beiläufig, ohne die Absicht zu hegen, alle aus Indien kommende edle Steine aufzuführen [1]). Dann berichtet er, wie der Kyzikener Eudoxos in Begleitung eines aus Indien stammenden Mannes mit Unterstützung des Ptolemäos Euergetes nach Indien gesegelt und von dorther Gewürze und kostbare Steine mitgebracht habe [2]).

---

1) Strabon XV, p. 718 ed. Casaub. Vorher (p. 717) bemerkt er: *Φέρει δὲ καὶ λιθίαν ἡ χώρα πολυτελῆ, κρυστάλλων καὶ ἀνθράκων παντοίων, καθάπερ τῶν μαργαριτῶν.*

2) Strabon II, 98 Cas.: *Πλεύσαντα δὴ μετὰ δώρων ἐπανελθεῖν ἀντιφορτισάμενον ἀρώματα καὶ λίθους πολυτελεῖς, ὧν τοὺς μὲν καταφέρουσι οἱ ποταμοὶ μετὰ τῶν ψήφων, τοὺς δ᾽ ὀρυκτοὺς εὑρίσκουσιν, πεπηγότας ἐξ ὑγροῦ, καθάπερ τὰ κρυστάλλινα παρ᾽ ἡμῖν.* — Aller Wahrscheinlichkeit nach umfassen die von Strabon mehrmals erwähnten *κρύσταλλα* und *κρυσταλλίνα* helle, durchsichtige edlere Steinarten überhaupt, so wie die ebenfalls mehrmals erwähnten *ἄνθρακες* röthliche oder farbige edle Steine überhaupt. Schon Solmasius ad Salinum c. 52 hat bemerkt: „Similiter et per *λιθίαν πολυτελῆ τῶν κρυστάλλων* gemmas omne genus candicantes et crystallini coloris intellexisse censendus est. Inter quas primatum obtinet adamas, quem India sola mittit. Qui quum ante gemmas omnes pretium olim habuerit, haud video cur eum praetermissurus fuerit Strabo, „quum Indiae lapides pretiosos recenseret. Certum est igitur adamantem comprehendisse sub nomine „*κρυστάλλων παντοίων*“. Diese Ansicht findet eine Stütze in einer Stelle des Verfassers des Periplus des rothen Meeres, von welchem dieselben Steine, die Strabon l. c. *κρυστάλλους καὶ ἄνθρακας* nennet, als *ἀδάμαντες καὶ ὑάκινθοι* bezeichnet werden. (Geogr. Graec. min. ed. Hudson I, p. 32). G. Bernhardy hat in seiner Editio der Geogr. minor. Graec. II, p. 819 vermuthet, dass jener *ἀδάμας* auf indisches Eisen bezogen werden müsse, da auch indisches Erz (auctor. auscult. mirab. c. 50) durch seinen Glanz dem Golde gleichkomme. Jedenfalls eine irrige Ansicht. In der bezeichneten Stelle des Periplus ist von wirklichen Diamanten die Rede, zumal da *λιθία διαφανὴς παντοία* vorausgehet. Eben so erwähnt Dionys. Perieget. v. 1119 f. wirkliche Diamanten, wo G. Bernhardy ebenfalls an indisches Eisen gedacht hat. Warum man doch einfache Erklärungen verschmähet und erkünstelte vorzieht, als wenn jene Männer den Diamant nicht eben so gut gekannt hätten als wir, und vielleicht noch besser. Vgl. M. Pinder de adamante §. 13, S. 60. Ueber die Annahme, dass die Alten auch Eisen mit dem Namen Adamas (*ἄδαμας*) bezeichnet haben, bemerkt Pinder l. c. p. 71:

Die werthvollen Edelsteine Arabiens (*τὴν πολυτελεστάτην λιθίαν*) berührt er blos im Allgemeinen, und es ist nicht zu bezweifeln, dass im Alterthume kostbare Steine hier gefunden wurden [1]). Diodoros erwähnt den Topaz, welcher auf der Schlangeninsel im arabischen Meerbusen sich finde, wesshalb diese Insel von den Ptolemäern sorgfältig bewacht worden sei [2]).

§. 5.

Weit reichhaltiger ist in Beziehung auf die edlen Steine Dionysios Periegetes, in dessen gedrängtem, die ganze damals bekannte Erde umfassenden geographischen Lehrgedicht man am wenigsten eine so vielfache Erwähnung der edlen Steine erwarten sollte. Es lässt sich hieraus mit der grössten Wahrscheinlichkeit annehmen, dass er zugleich Verfasser einer unter dem Titel *Λιθικά* (auch mit der verlängerten schlechteren Form *Λιθιακὰ* genannt) bekannt gewordenen Schrift war, von welcher noch einige Fragmente existiren. Wenigstens muss er ein grosser Liebhaber der Gemmen und Gemmenkunde gewesen sein. Suidas war zweifelhaft, ob er diese *Λιθικὰ* dem Dionysios zuerkennen sollte oder nicht, dagegen ist dieselbe von Eustathios und dem Scholiasten zum Dionysios ihm zuge-

---

„Apparet igitur, ne ferro quidem proprium esse adamantis nomen, sed, ut diximus, fabulosum aes cuiusvis generis esse, praeter poeticam orationem nusquam commemoratum etc.“ Ueber den Siderites des Plinius vgl. p. 78 sq. Dann wird p. 83 sqq. gezeigt, wie es gekommen, ut adamantis nomen in magnetis significationem transiret.

1) Strabon XVI, 4, 780 Casaub.

2) Diod. III, 39: *Εὑρίσκεται γὰρ ἐν τῇ νήσῳ ταύτῃ τὸ καλούμενον τοπάζιον, ὅπερ ἐστὶ λίθος διαφαινόμενος, ἐπιτερπὴς, ὑάλῳ παρεμφερὴς καὶ θαυμαστὴν ἔγχρυσον πρόσοψιν παρεχόμενος, — θανατουμένου παντὸς τοῦ προσπλεύσαντος ὑπὸ τῶν καθεσταμένων ὑπ᾽ αὐτῶν φυλάκων.* Dann: *Ὁ δὲ προειρημένος λίθος, φαόμενος ἐν ταῖς πέτραις τὴν μὲν ἡμέραν διὰ τὸ πνίγος οὐχ ὁρᾶται, κρατούμενος ὑπὸ τοῦ περὶ τὸν ἥλιον φέγγους· τῆς δὲ νυκτὸς ἐπιγενομένης ἐν σκότει διαλάμπει καὶ πόῤῥωθεν δῆλός ἐστιν, ἐν ᾧ ποτ᾽ ἂν ᾖ τόπῳ.* Hatte man so des Nachts den Topaz entdeckt, so bezeichnete man diese Stelle und am Tage löste man dieses Mineral vom Felsen ab.

schrieben worden, und gewiss mit Recht. Warum hätte wohl dieser Autor in seinem Lehrgedicht von so geringem Umfange gerade die edlen Steine so oft erwähnen sollen, da er über viele andere wichtigere oder wenigstens eben so wichtige Gegenstände der verschiedenen Länder kein Wort verloren hat[1])! Dionysios erwähnt zunächst den hellstrahlenden Diamant (*ἀδάμαντά τε παμφανόωντα*), welcher in der Nähe der nördlich vom Istros wohnenden Agathyrsen gefunden werde, wo auch das holdleuchtende Elektron (*ἡδυφαὴς ἤλεκτρος*) gefunden werde[2]). Bald darauf gedenkt er des schönen Asterios, welcher wie ein Stern blitze und des Lychnis, welcher der Flamme des Feuers ähnlich sei[3]). Beide lässt er auf den Höhen von Pallene finden. Der Krystall und der luftfarbene Iaspis (*ἠερόεσσα ἴασπις*), welcher gegen Gespenster und andere Geistererscheinungen wirksam sein soll, wird nach ihm am kaspischen Meere gefunden[4]), eben so an den Ufern des Thermodon[5]). Dann erwähnt er den bläulichen durchsichtigen Beryll, welcher im Gebiete von Babylon innerhalb des ophietischen

---

1) Vgl. hierüber G. Bernhardy Commentat. de Dionysio Periegete p. 502 sqq. (Im Anfange des zweiten Theiles seiner Ausgabe der Geographi Graeci minores.)

2) V. 318 sqq. V. 317. Vgl. Pinder de adamante p. 59.

3) V. 328. 329:

Φύεται ἀστέριος καλὸς λίθος, οἷα τις ἀστὴρ
μαρμαίρων, λύχνις τε, πυρὸς φλογὶ πάμπαν ὁμοῖος.

Plinius XXXVII, 9 gibt eine ausführlichere Charakteristik des Asterios: Candida est, quae vocatur asterios, crystallo propinqua, in India nascens et in Pallenes littoribus; intus a centro feu stella lucet fulgore lunae plenae. Welcher edle Stein aber gemeint ist, lässt sich auch aus dieser Beschreibung nicht ermitteln. Man hat sich wohl eine stark opalisirende Steinart darunter vorzustellen. Der *λυχνὶς* wird bereits von dem Verfasser der *Λιθικὰ* genannt (v. 268), wie wir oben angegeben haben. Da er der Flamme des Feuers ähnlich genannt wird, so muss er mit dem Anthrax verwandt sein. Was Bernhardy zu Dionysios l. c. p. 602 von Steinkohlen redet, ist unzulässig. Der Lychnis muss als ein edler, durchsichtiger oder durchscheinender Stein betrachtet werden, welcher einen hellen Glanz ausstrahlt.

4) V. 724.

5) V. 780—82. Hier nennt er den Iaspis als wasserfarben (*ὑδατόεσσαν ἴασπιν*).

Gesteines entdeckt werde [1]). Auf den Beryll kommt er weiter unten nochmals zurück. Den lichtlosen oder undurchsichtigen Narkissites lässt er im Lande der Meder und zwar in Felsen nicht fern vom Gebiete der Kolcher entstehen [2]). Auch Plinius erwähnt diese Steinart, ohne eine genauere Erörterung derselben beizufügen. Von dem schön sich ausnehmenden Achates, welcher in cylinderförmigen Stücken an den Ufern des Choaspes gefunden und welchen Giessbäche von den Felsen herabspülen, redet er in den folgenden Versen [3]). Im Lande Ariana lässt er im Menge den rothen Kuralios und den goldfarbenen, meergrünen oder bläulichen Sapphir im sandigen Boden existiren, wodurch viele Bewohner ihren Lebensunterhalt gewinnen [4]). Die Inder suchen in ihrem Lande den bläulichen Beryll, den strahlenden Diamant, den blass durchscheinenden Iaspis, den reinen grünlichen oder bläulichen Topaz und den lieblichen Amethyst mit sanftem Purpurschein und verschaffen sich dadurch Besitzthum [5]). Man darf aus diesen Angaben, namentlich aus den gewählten, die Farben der Steine bezeichnenden Beiwörtern folgern, dass Dionysios, trotz seinen irrigen Ansichten über die Entstehung und Fundörter in seiner Weise und

---

1) V. 1012: *ὑγρῆς Βερύλλου γλαυκὴν λίθον, ἣ περὶ χῶρον*
φύεται ἐν προβολῇς, ὀφιήτιδος ἔνδοθι πέτρης.
Den Ophietes haben wir bereits in den *Λιθικὰ* des Onomakritos gefunden. S. oben S. 8.

2) V. 1030 f.: *οἱ μὲν ἐπ' αὐτὰς*
πέτρας, αἳ φύουσιν ἀφεγγέα ναρκισσίτην.
Eustathius zu dieser Stelle leitet diesen Namen von der Blume Narcisse ab: *ὡς ναρκίσσῳ τῷ φύτῳ ἐοικότα τὴν χρόαν καὶ μὴ διαυγάζοντα.*

3) V. 1075 sqq. Er nennt hier den Achat *εὐωπὸν ἀχάτην.*

4) V. 1103 ff.: *πάντη γὰρ λίθος ἐστίν ἐρυθροῦ κουραλίοιο,*
πάντη δ' ἐν πέτρῃσιν ὑπὸ φλέβες ὠδίνουσι
χρυσείης κυανῆς τε καλὴν πλάκα σαπφείροιο,
τῆς ἀποτεμνόμενοι βιοτήσιον ὦνον ἔχουσιν.

5) V. 1118 ff.: *ἄλλοι δ' ἰχνεύουσιν ἐπὶ προβολῇσιν ἀναύρων*
ἢ που Βηρύλλου γλαυκὴν λίθον, ἢ ἀδάμαντα
μαρμαίροντ', ἢ χλωρὰ διαυγάζουσαν ἴασπιν
ἢ καὶ γλαυκιόωντα λίθον καθαροίο τοπάζου
καὶ γλυκερὴν ἀμέθυστον ὑπηρέμα πορφυρέουσαν.
παντοῖον γὰρ γαῖα μετ' ἀνδράσιν ὄλβον ἀέξει, κτλ.

nach dem damaligen Standpunkte der Mineralogie ein feiner Kenner und grosser Liebhaber der edeln Steine war. Dionysios sowohl als viele andere gebildete Männer seiner Zeit hatten eine besondere Neigung zum Glauben an geheime magische Kräfte (δυνάμεις) der edlen Steine, wodurch dieselben in ihren Augen eine um so höhere Bedeutung erhalten mussten. Jener Glaube war in früher Zeit bereits im Oriente, namentlich in Babylon und Aegypten, zu finden, und hatte seit der Entstehung der oben in Betracht gezogenen, dem Onomakritos zuerkannten Schrift (*Λιθικά*) in Hellas und Italien stets seine Anhänger gehabt. Ja derselbe lässt sich bis tief in das Mittelalter hinein verfolgen, wie wir weiterhin sehen werden [1]). In naturwissenschaftlicher, namentlich chemisch-mineralogischer Beziehung standen natürlich die Alten nicht auf einer so hohen Stufe, als die gegenwärtigen europäischen Mineralogen. Allein so beschränkt war ihre Kenntniss und ihre Praxis auf diesem Gebiete keineswegs, wie man bisweilen angenommen hat [2]). Dies lässt sich schon aus ihrer Verarbeitung und Behandlung der Metallstoffe folgern. Die Goldmünzen der Alten haben das

---

1) Hierüber findet man Einiges bei Heyne in den Opuscula Academ. Gotting. Vol. VI, p. 245 sqq.

2) G. Bernhardy Commentatio de Dionys. Perieg. p. 505 s. Ausg. d. Geogr. Graeci minores T. II. bemerkt: „Sed homines antiqui, quantumvis Aristotele signifero, nondum soli proprietatem variamque indolem ne pervagatarum quidem regionum consuerunt exquirere, nec peregrinantes multum diligentiae in eiusmodi cura ponebant, qui montium mensuras, non universam conformationem et penetralia tentassent; neque metallorum illi fodinas lapidumque compagem et structuram ad cerbas quasdam leges composuerant, cum et terrenarum opum et nomina et usum compendiarium pari haberent negligentia et subsidia nescirent, quibus aliena possent a generosis metallis suique consimilibus secerni. — Id quod cumprimis in lapidum explicatione cernitur, quam nominum indistincta simplicitas, observandi raritas, portentorum captatio perturbarunt“ etc. Jedenfalls eine zu starke Herabsetzung des wissenschaftlichen Sinnes der Alten, da doch bereits Platon zahlreiche geologische Erörterungen versucht hat, wie wir oben mitgetheilt haben. Es fehlte den Alten nur die chemische Analyse; ausserdem haben sie die äusseren Unterscheidungszeichen der verschiedenen Steinarten eben so genau beobachtet wie die neueren Mineralogen. Die Farben haben sie insbesondere mit den feinsten Distinctionen angegeben.

reinste Gold, die Silbermünzen das reinste Silber. In der Erzmischung hatten sie vollends eine nie wieder erreichte Meisterschaft gewonnen, und die Farbe ihrer Erzstatuen war nach dem Zeugniss der Alten eine sehr angenehme, wenn dieselben aus der Werkstatt hervorgingen. Die Alten hatten nicht nur Gold-, Silber und Erzbergwerke, sondern auch eine beträchtliche Anzahl verschiedener Farben wurde nur durch Bergbau gewonnen. So hatte z. B. Pompejopolis in Paphlagonien ein stark betriebenes Farben-Bergwerk, *Σανδαρακούργιον* genannt, in welchem Sclaven, die Verbrechen begangen, verbraucht wurden. Denn es herrschte in den unterirdischen Gängen eine tödtliche Luft, welche die Arbeiter bald hinwegraffte [1]. So verstanden die Alten so manchen Zweig der Technologie so gut als die Männer des Fachs bei den neueren Völkern; z. B. die innere Verzinnung kupferner Gefässe [2]. — Mit Recht hat daher Hr. K. E. Köhler in seiner Kritik gegen Brückmann (über die Sarder, Onyx und Sardonyx, welche Schrift Brückmann gegen Köhlers viel gediegenere Arbeit über dieselben Steinarten gerichtet hatte) bemerkt: „Völkern, welchen theils alle Edelsteine, theils alle Metalle bekannt waren, kann schlechterdings niemand von gesundem Verstande die Wissenschaft der äusserlichen Kennzeichen der damals bekannten Fossilien absprechen“ [3]. Man kann noch hinzufügen, dass aus der Beschreibung, welche von den Formen und Farben einzelner Edelsteine gegeben wird, eine genaue, nur durch Anschauung gewonnene

---

1) Strabon XII, 3, 562 Cas.: *Τὸ δὲ Σανδαρακούργιον ὄρος κοῖλόν ἐστιν, ἐκ τῆς μεταλλείας ὑπεληλυθότων αὐτὸ τῶν ἐργαζομένων διώρυξι μεγάλαις· εἰργάζοντο δὲ δημοσίως ἀεὶ, μεταλλευταῖς χρώμενοι τοῖς ἀπὸ κακουργίας ἀγοραζομένοις ἀνδραπόδοις· πρὸς γὰρ τῷ ἐπιπόνῳ τοῦ ἔργου καὶ θανάσιμον καὶ δύσοιστον εἶναι τὸν ἀέρα φασὶ τὸν ἐν τοῖς μετάλλοις διὰ τὴν βαρύτητα τῆς τῶν βόλων ὀδμῆς, ὥστε ὠκύμορα εἶναι τὰ σώματα κτλ.*

2) Nach Plinius XXXIV, c. 48 wurden bei den Römern eherne, d. h. kupferne Gefässe, welche zum Kochen und zum Gebrauch der Speisen dienten, mit Zinn ausgegossen, um den Speisen einen angenehmeren Geschmack zu gewähren und zugleich das schädliche Gift des Kupferrostes fern zu halten.

3) In den kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 215 (Gesammelte Schriften Bd. IV, herausg. v. L. Stephani, Petersb. 1851).

Kenntniss jener Mineralien gefolgert werden kann. Das Farbenspiel bezeichnen Dionysios und Plinius oft mit so gewählten, sinnigen und zugleich anschaulichen Ausdrücken, dass wir es in unserer Sprache kaum vermögen ihnen nachzukommen. Was die Fundörter betrifft, so waren bei den Alten richtige und unrichtige Nachrichten nebeneinander verbreitet. Unrichtige Nachrichten konnten ihnen von Schifffahrern und Kaufleuten absichtlich beigebracht worden sein, damit ihnen die wirklichen Fundörter verborgen blieben und so die Liebhaber edler Steine gezwungen würden, ihnen ihre mitgebrachten Mineralien um so theurer abzukaufen. So war eine weit verbreitete Ansicht die schon von Theophrastos und Dionysios vertretene, dass die meisten edlen Steine in Bergwerken in den Schichten, Geschieben und in Massen anderer Steinarten, so wie in Metall-Stoffen gefunden würden und von diesen erst abgelöst werden müssten[1]).

§. 6.

Eine weit vollständigere Kenntniss der edlen Steine musste den Römern möglich werden, seitdem sie die Schätze Asiens

---

1) Schol. ad Clement. Alex. Paedag. II, 12 apud Bastium epist. critic. p. 134: *ἐκψήγματα γῆς πάντες οἱ λίθοι οἱ τίμιοι· οἵ τε γὰρ λυχνῖται τοιοῦτοι καὶ οἱ ἄνθρακες καὶ οἱ ἀμέθυσοι, πρὸς τούτοις καὶ οἱ βήρυλλοι τε καὶ σμάραγδοι καὶ ὕακινθοι καὶ πάντες σχεδόν· οἵ γε μὴν τόπαζοι, εἴ τι χρὴ πείθεσθαι Ἀγαθαρχίδῃ τῷ τὰ περὶ τῆς Ἐρυθρᾶς ἱστορήσαντι θαλάσσης, μέσον ἀνευρίσκονται τῶν παραλίων ταύτῃ πετρῶν.* Vgl. G. Bernhardy Annotat. ad Dionys. Perieg. p. 798 sq. Dass in Bergwerken bisweilen edle Steinarten gefunden worden sind, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dies konnten jedoch nur Einzelnheiten sein im Vergleich zur Hauptmasse der edelsten, welche aus Indien stammen und dort im Sande an den Ufern der Flüsse gefunden worden sind. Halbedle Steinarten wurden und werden noch in den Gebirgen verschiedener Regionen gefunden, wie noch gegenwärtig der Malachit, Achat u. s. w. in den Gebirgen Russlands. Ja in Flötzformationen werden noch jetzt verschiedene edle Steine gefunden. Franz Ambros Reuss, Lehrbuch der Mineralogie Th. III, Bd. 2, S. 618 bemerkt über das Vorkommen der Edelsteine beim Flötztrappe: „Merkwürdig ist es, dass ein Theil der Edelsteine in der Nähe dieser Formation vorkommt und ihr anzugehören scheint. Beispiele liefern die Gegenden um Trzeblitz und Podsedlitz in Böhmen, Puy Velay in Frankreich und Ceylon, wo Pyrop, Zirkon, Hyacinth, Spinell, Sapphir, Diamant und die übrigen Ceylonischen Edelsteine sich finden.“

und Afrika's kennen gelernt und grossentheils erbeutet hatten. Auch wurden während der Kaiserherrschaft alle Gattungen kostbarer Naturprodukte und Kunstschätze nach der luxuriösen Weltstadt gebracht, und es musste daher denjenigen, welche Neigung zu den Naturwissenschaften hatten, leicht werden, ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete durch Autopsie zu bereichern. Wenn andere Römer Sammlungen anlegten, so blieb es dem Plinius aufbewahrt, diesen Theil der Mineralogie in sein Bereich zu ziehen und mit Benutzung früherer Schriften sich hierüber mitzutheilen [1]. Er war auch über die Fundörter der edlen Steine besser unterrichtet als seine Vorgänger, obgleich er auch in dieser Beziehung noch so manche irrige und fabelhafte Angabe aufgenommen hat [2]. Er wusste genau, dass Indien die schönsten Edelsteine liefere und er hat den Acesinus und Ganges als gemmiferi amnes bezeichnet [3]. Was er über die in

1) Die Masse der von Plinius (XXXVII) aufgeführten Gemmae übersteigt bei weiten die Zahl der edlen Steine, welche von den neueren Mineralogen für wirkliche Gemmen oder edle Steine gehalten werden. Vgl. Nöggerath, über die Kunst Gemmen zu färben, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Th. X. (Bonn 1847), S. 82 ff. Isidorus Hispal. Etymolog. libr. XVI, 6, p. 263. ed. Rom. 1801 bemerkt: Genera gemmarum immunerabilia esse traduntur, e quibus nos ea tantum, quae principalia sunt sive notissima, annotabimus, gemmae vocatae, quod instar gummi transluceant. Durch gummi wird hier das helle, durchsichtige oder durchscheinende Harz an Bäumen bezeichnet. Bekannt ist die Ableitung des Wortes gemma von den Augen an Bäumen, welche ebenfalls gemmae genannt werden (wie man angenommen hat, von γέμω, turgeo). Vgl. die Interpp. zu Isidorus l. c. und G. H. Martini, Literär-Archäologie 1, 3. S. 65. Ovid. Fast. IV, 128: nunc tumido gemmas cortice palmes agit. Martial. XI, 36, 1 hat gemma für Stein überhaupt genommen: Caius hanc lucem gemma mihi Iulius alba signat; also alba gemma, wie anderwärts albus lapillus.

2) Freilich hat den Plinius die Art seiner Studien und seiner flüchtigen Lectüre überall, auf der Reise, im Bade u. s. w. nicht selten dazu verleitet, eine und dieselbe Bemerkung eines alten Autors auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zwecken zu benutzen, wodurch auch in seiner Darstellung der Gemmen mancher Irrthum, manche Dunkelheit entstanden ist. Vgl. hierüber M. Pinder de adamante p. 15.

3) Libr. XXXVII, 13, 76. M. Pinder de adamante p. 12 bemerkt: „Patriam locosque lapidum natales — tum multis aliis de causis, tum ideo, quod a mercatoribus consulto occultari solebant, plerumque veteres igno-

anderen Ländern aufgefundenen Edelsteine berichtet, bedarf der kritischen Sichtung, welche aber nicht eben leicht ist, da jene Länder im Alterthume doch wohl liefern konnten, was sie gegenwärtig nicht mehr darbieten. Bei seinen Beschreibungen der einzelnen Steinarten mochten ihm mitunter die schönsten Exemplare vorliegen, so wie ihm eine reichhaltige Litteratur hierüber zu Gebote stand. Daher bleibt sein Bericht für uns die ergiebigste Quelle. Gleich im Eingange seiner Darstellung bekundet er seinen Respect vor diesen bewundernswürdigen Naturprodukten und findet in ihnen die Majestät der Natur auf den kleinsten Raum zusammengedrängt, er betrachtet sie als eine in arctum coacta rerum naturae majestas [1]). Ja er hatte Verehrer derselben kennen gelernt, denen eine einzige Gemme zu einer genauen und vollkommenen Würdigung der Natur hinreichend erschien, d. h. hinreichend, um daraus die Macht, Grösse und Herrlichkeit der Natur wahrzunehmen, und von welchen einzelne hervorragende Exemplare hoch über alle Abschätzung nach menschlichen Taxen oder Werthbestimmungen gesetzt wurden [2]). Begeisterte Verehrer dieser Art hielten es daher auch nicht für statthaft, ausgezeichnete Gemmen, zu graviren, sondern liessen sich solche mit glatter Oberfläche in Ringe fassen [3]).

---

raverunt.“ Dies konnte jedoch nur so lange der Fall sein, als die Phönikier und Carthager das Principat in Schifffahrt und Handel behaupteten, nicht mehr zur Zeit des Plinius, wenn dieser auch noch irrige Vorstellungen aus älteren Autoren aufgenommen haben mag.

1) Libr. XXXVII, c. 1.

2) Ibid. c. 1.

3) Libr. XXX, 6: alias dein gemmas violari nefas putavit ac, ne quis signandi causam in anulis esse intellegeret, solidas induit. — Die sechskantige und pyramidalische Form hat Plinius XXXVII, 2, 9 vorzüglich an dem Krystall bewundert: Quare nascatur sexangulis lateribus non facile ratio iniri potest, eo magis, quod neque in mucronibus eadem species est, et ita absolutus laterum laevor est, ut nulla id arte possit aequari. In Betreff des Berylls meinte er, dass dieser Stein nur durch die Kunst sechsseitig gebildet werde. Doch, fügt er hinzu, haben Einige angenommen, dass er auch von Natur diese Gestalt habe. Auch den Iris bezeichnet er als sechskantig (XXXVII, 9, 52): sexangulum esse ut crystallum constat. Auf den Diamant kommen wir im folgenden Paragraphen zurück.

§. 7.

Plinius, welcher seine nicht gerade streng geordnete Eintheilung der edlen Steine nach ihren Grundfarben gemacht, obgleich nicht streng durchgeführt hat, beginnt mit dem Diamant (ἀδάμας adamas), welcher schon damals und gewiss schon lange vor dem Zeitalter dieses Autors für den kostbarsten aller tellurischen Stoffe gehalten wurde [1]). Lange Zeit hindurch, meint Plinius, war er nur wenigen Machthabern genauer bekannt, wurde nur in Goldbergwerken gefunden und auch da nur selten. Ja man glaubte, dass er nur im Golde wachse und gleichsam ein Knoten (auri nodus), d. h. ein aus den

---

Theophrast (περὶ λίθων §. 19, p. 690 ed. Schneider) hatte, wie schon oben bemerkt, eine geringere Art des Anthrax als sechskantig bezeichnet. Den Pangonus bezeichnet Plinius XXXVII, 10, 66 als einen Stein, welcher mehr Winkel, also auch mehr Kanten oder Flächen habe, als der Krystall, daher der Name: Pangonus non longior digito, ne crystallus videatur, numero plurium angulorum facit.

1) Ueber den Namen des Diamants vgl. Pinder de adamante §. 3. 4. p. 18 sqq. Ueber die Benennung desselben bei den Chinesen, Tibetanern, Mongolen, Indern s. Abel-Remusat de lapide Ju p. 167. Die Morgenländer sollen schon seit alter Zeit mit der Bestimmung des specifischen Gewichtes der Edelsteine vertraut gewesen sein. Vgl. Mahomed Ben Mansur, das Buch der Edelsteine, übersetzt von Hammer, in den Fundgruben des Orients. Um welche Zeit man den Diamant zu bearbeiten begonnen hat, ist schwer zu bestimmen. Das Graviren desselben ist erst spät eingetreten und nur selten ausgeführt worden. Ueber einen vermeintlichen antiken geschnittenen Diamant aus der Sammlung des Mylord Bedfort hat bereits Lessing, antiquarische Briefe, S. 81 f. (VIII. Ausg. v. Lachmann) gehandelt und angenommen, dass diese Gemme entweder kein Diamant, oder erst in der neueren Zeit gravirt worden sei. In Beziehung auf die Bearbeitung der Neueren bemerkt J. R. Blum, die Schmucksteine und deren Bearbeitung S. 41: „Es gibt auch Diamanten, welche sich nicht spalten lassen, von den Holländern Divelsteene (Teufelsteine) genannt. Diese, so wie grössere Steine, welche man nicht der Gefahr des unregelmässigen Springens beim Spalten aussetzen will, werden durch einen feinen Stahldrath, der mit Diamantpulver und Oel angefeuchtet wird, zersägt etc.“ Ueber das Spalten und Bearbeiten des Diamantes vgl. auch Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine und deren vortheilhaften Schnitt, Pesth 1829, S. 18.

edelsten Bestandtheilen condensirter Punkt oder Kern desselben sei. Auch herrschte bei den Alten die Meinung, dass der Diamant nur in den Bergwerken der Aethiopier und zwar in der Gegend zwischen dem Tempel des Mercurius und der Insel Meroe angetroffen werde, und dass er an Grösse den Kürbiskernern gleichkomme, oder eine andere Farbe habe, im Fall er grösser sei. Gegenwärtig, fährt Plinius fort, kennt man sechs verschiedene Arten desselben, den indischen, welcher nicht im Golde wächst und mit dem Krystall eine gewisse Verwandtschaft hat, sofern beide ganz durchsichtig sind und in sechskantiger Form beiderseits pyramidalisch endigen, als wenn die breiten Flächen zweier Kreisel aneinandergefügt würden[1]). Dieser Diamant hat nur die Grösse einer Haselnuss[2]). In dieser Beschreibung hat also Plinius den ächten indischen Diamant charakterisirt. Diesem indischen ähnlich ist der arabische, fährt Plinius fort, nur kleiner, jedoch auf ähnliche Weise entstehend. Die übrigen zeichnen sich durch die blasse Farbe (pallor) des Silbers aus und haben ihren Ursprung nur in dem gediegensten Golde. Diese auf dem Ambose geprüft weisen dermassen jeden Schlag zurück, dass eher Hammer und Ambos als der Diamant zerspringen. Ihre Härte ist unbeschreiblich: sie besiegen das Feuer ohne glühend zu werden, woher sie ihren Namen erhalten haben. Eine Sorte derselben bezeichnet man mit dem Namen Cenchron von der Grösse eines Hirsekornes; eine andere nennt man die macedonische, von der Grösse eines Kürbiskernes, und wird in den philippischen Goldbergwerken gefunden. Nächst diesen kommt der cyprische, auf der Insel Kypros gefunden, welcher sich der Luftfarbe nähert und eine ganz besondere Heilkraft besitzt[2]). Dann ist der Siderites zu erwähnen, mit

---

1) Plin. XXXVII, 4, 15: Indici, non in auro nascentes et quadam crystalli cognatione, siquidem et colore translucido non differunt et laterum sexangulo levore turbinati in mucronem e duabus contrariis partibus, quo magis miremur, ut si duo turbines latissimis partibus iungantur etc.

2) Ibid.: vergens ad aereum colorem. So Epiphanius de gemmis p. 251: *ὁ λίθος ὁ ἀδάμας ἐμφερής ἐστι κατὰ τὴν χροίαν τῷ ἀέρι;* und p. 231: *ὃς ἦν ὁ δηλωθεὶς ἀδάμας, τὴν χροίαν ἀερίζων.* Marbod de gemmis v. 39 lässt den makedonischen Diamant von Philippi nicht aus Gold- sondern aus Eisenbergwerken (ferraria vena) gewinnen. S. unten §. 26.

dem Glanze des Eisens (ferrei splendoris), an Gewicht die übrigen übertreffend, jedoch von ungleicher Natur. Derselbe kann eben so wie der cyprische mit dem Hammer zerschlagen und mit einem anderen Diamante durchbohrt werden. Beide sind daher als Abarten (degeneres) nur dem Namen nach als Diamanten zu betrachten [1]). Nun berührt Plinius das ewige Gesetz der Antipathia und Sympathia (discordia und concordia) und findet eine Bestätigung dieses Gesetzes in der merkwürdigen Erscheinung, (welche er mit anderen für wahr gehalten), dass der Diamant, welcher Eisen und Feuer wiederstehe, durch warmes Bocksblut erweicht und dann erst durch Hammer und Ambos zerschlagen werden könne. Aber auch dann noch sei das härteste Eisen erforderlich und oft wiederholtes Schlagen. Habe ihn der Hammer einmal zertrümmert, dann könne er in so kleine Splitter zertheilt werden, dass man dieselben mit dem blossen Auge kaum wahrzunehmen vermöge. Diese Splitter werden dann von dem Gemmenschneidern (scalptores) gekauft, in Eisen gefasst und jeder harte Stein damit bearbeitet. An diese Darstellung knüpft nun Plinius noch einige superstitiöse Angaben über die seltsamen Kräfte des Diamants, z. B. dass er die Attractionskraft des Magnets aufhebe, wenn er in dessen Nähe gebracht werde u. s. w. Auch erwähnt er die irrige Meinung des Demetrius Scepsius, dass der Diamant auch auf der Insel Basilia im germanischen Meere neben dem Bernstein gefunden werde, welche er selber für unzulässig hält [2]).

Die Mittheilungen des Plinius über den Diamant sind von neuern Gelehrten auf verschiedene Weise beurtheilt worden.

Ueber die cyprischen Diamante hat Lessing, antiquar. Briefe 30, p. 95 (Werke, v. Lachmann) bemerkt: „Cypern hat wirklieh Diamante und noch jetzt sind dieselben unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt. — Ich weiss wohl, dass die Kenner diese Diamante nicht so recht für ächte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel wahrscheinlicher, dass Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechteren Gattung, weder so hart, noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen" (doch wohl vor allen als die indischen).

1) Ibid.: nominis tantum auctoritatem habent.

2) Ibid. IV, Sect. 15.

Bereits Salmasius hat ihn in so mancher Beziehung einer unrichtigen Auffassung beschuldigt und Neuere haben ihn noch schärfer getadelt. Doch hat er auch seine Vertheidiger gefunden. Von Romé de l'Isle sind die Angaben des Plinius in Beziehung auf die Form des Diamantes für richtig erkannt worden [1]). Gewiss hat Plinius Diamante verschiedener Art gesehen, wenn auch nicht im Geiste der gegenwärtigen Wissenschaft untersucht. Er wird keinen in seine Bestandtheile aufgelöst haben. Die äusseren charakteristischen Kennzeichen mussten ihm aber eben so bekannt sein, wie dem gegenwärtigen Mineralogen. Die von ihm erwähnten indischen Diamante können

---

2) Crystallograph. p. 192 sqq. ed. II. Auch ist seine Angabe über die Form des Krystalls jedenfalls richtig (XXXVII, 4, Sect. 9). Ueber den Diamant als Juwel der modernen Welt, über die richtige Art seiner Abschätzuug u. s. w. hat David Jefferies, ein englischer Juwelier, welcher 30 Jahre hindurch einen bedeutenden Handel damit getrieben und selbst Diamanten geschnitten hat, ausführlich gehandelt. (Abhandlung von den Diamanten und Perlen, aus dem Englischen und Französischen übersetzt von G. Marcus Knoch, Danzig 1756. S. 23 ff.) In Beziehung auf die grössten ihm damals bekannt gewordenen Diamanten bemerkt er S. 24: „Es müssen die nämlichen Regeln zureichen, wenn ein Diamant so schwer sein sollte, als der Diamant des Statthalters Pitt war, welcher von dem regierenden Herzoge von Orleans für S. Majestät Ludwig XV, König von Frankreich, gekauft wurden und $136^3/_4$ Karat wog; oder als drei andere, von welcher Tavernier im II. Theile seiner Reisebeschreibung S. 148 (nach der engl. Uebers.) redet. Der erste gehört nämlich dem Grossherzoge von Toscana, und wiegt 139 Karat; den anderen von $242^5/_{16}$ Karaten hat ein Kaufmann in Händen; und der dritte ist dem Grossmogul und $279^9/_{16}$ Karate schwer.“ J. Reinh. Blum, die Schmucksteine und deren Bearbeitung, Heidelb. 1828, S. 9 berichtet: „So besitzt der Rajah von Mattan, einem Districte im westlichen Theile von Borneo, einen 367 Karat schweren Diamanten, der schon öfter Veranlassung zum Kriege gegeben.“ Vgl. Leydens Account of Borneo s. Transact. of the Batavian Societ. VII. Als Grundsatz für die Abschätzung stellt Jefferies folgende Regeln auf (S. 26): „Der Werth der geschnittenen und ungeschnittenen Diamanten verhält sich wie das Quadrat ihrer Schwere.“ S. 27. „Man verlangt den Werth eines ungeschnittenen Diamanten von 2 Karaten zu wissen, das Karat zu 2 Pfund Sterling gerechnet. Nach der Regel gehet es also: man multiplicirt erstlich 2 mit 2, welches 4 oder das Quadrat seiner Schwere macht. Darnach multiplicirt man 4 mit 2, welches 8 Pf. Sterl. gibt, die der wahre Werth eines ungeschnittenen Diamanten von 2 Karaten sind.“

als ächte und unzweifelhafte betrachtet werden. Die arabischen beruhen vielleicht auf einer Verwechselung mit einer anderen edlen Steinart, obgleich wir nicht mit Bestimmtheit behaupten dürfen, dass Arabien, namentlich das peträische, vor zwei Jahrtausenden nicht eine wenn auch geringere Art von Diamanten geliefert habe. Die Länder sind in Beziehung auf edle Minerale und Metalle sich nicht gleich geblieben. Wenigstens konnte das, was sich in dieser Beziehung darbot, im Verlaufe einiger Jahrhunderte erschöpft werden [1]). Was einen so hohen Werth hat, wie der Diamant, wird mit allem Eifer aufgesucht. Möglich ist auch, dass die cyprischen Diamante des Plinius nichts anderes als eine besondere Art von sehr festem und hellem Krystall gewesen sind, da noch in der neueren Zeit vortrefflicher Krystall bei dem alten Paphos gefunden worden ist [2]). Er bezeichnet die cyprischen selbst als degeneres, welche auch an Härte den indischen nicht gleich kommen. Der makedonische Diamant beruhet vielleicht auf der Annahme, dass edle Steine dieser Art überhaupt in Goldbergwerken gefunden würden, an welchen Makedonien seit Philipp, Alexanders Vater, sehr reich war. Auch kann Plinius diese Angabe ohne weitere Unter-

---

3) Im vorigen Jahrhunderte war die Meinung herrschend geworden, dass die brasilianischen Bergwerke viel Diamanten lieferen; allein Jefferies S. 161 ff. hat dies widerlegt und behauptet, dass die Brasilianer jene Diamanten erst von den Indern für Goldbarren aus ihren Bergwerken gekauft und so damit einen beträchtlichen Handel getrieben haben. L. Dutens dagegen, Abh. von den Edelsteinen (a. d. Französ.) S. 23 f. redet wieder von sehr reichen Diamantgruben in Brasilien. In den voluminösen Reisewerken über Brasilien habe ich bisher nur spärliche Notizen über edle Steinarten dieses Landes gefunden. Ueber die bei der Goldwäsche aufgefundenen Diamanten in Brasilien, über das Verbot der Diamantenaufsuchung und über den Unterschleif daselbst s. Joh. Eman. Pohl, Reise im Innern von Brasilien Th. I, S. 337. 421. 422 und Joh. Bapt. von Spix und C. F. Phil. von Martius, Reise in Brasilien Th. 1, S. 357, wo auch Granaten und Magneteisensteinoctaëder erwähnt werden.

1) Vgl. Pinder de adamante S. 50. Diese Verwechselung wäre aber freilich zu bewundern, da der Krystall dem Plinius hinreichend bekannt war, und man könnte eine solche nur dadurch erklären, dass Plinius ältere Nachrichten auf guten Glauben hin wiederholt und cyprische Diamante selber nicht gesehen habe.

suchung seinen Gewährsmännern entnommen haben [1]). Ferner ist es höchst wahrscheinlich, dass nicht allein Plinius, sondern auch die übrigen Kenner edler Steine zu Rom und anderwärts, jene Mineralien für besondere Arten des Diamantes gehalten haben, dass also seine Irrthümer nicht ihm allein, sondern seinem Jahrhundert überhaupt zur Last fallen, wenn es wirklich irrige Ansichten waren und nicht etwa im Alterthum geringere Arten (degeneres) des Diamants existirten, welche gegenwärtig nicht mehr aufgefunden werden. Hierüber bleibt die letzte Entscheidung denjenigen Mineralogen überlassen, welche sich durch Autopsie, Vergleichung und vielseitige Erfahrung auf diesem Felde bewährte Kenntnisse erworben haben [2]).

---

1) So mochten ihn folgende Stellen des Platon zu unrichtigen Ansichten verleiten: Timaeo p. 59, b: *χρυσοῦ δὲ ὄζος διὰ πυκνότητα σκληρότατον ὂν καὶ μελανθὲν ἀδάμας ἐκλήθη*; und Politico p. 303, e: *τὰ ξυγγενὴ τοῦ χρυσοῦ τίμια καὶ πυρὶ μόνον ἀφαιρετά, χαλκὸς καὶ ἄργυρος, ἔστι' δ' ὅτε καὶ ἀδάμας* (wo Schleiermacher *ἀδάμας* durch Stahl übersetzt). Die Worte des Plinius l. c.: Unum ex his vocant cenchron, mili magnitudine kann man füglich aus einer Bemerkung des Pollux Onomast. VII, 99 erklären (*γῆ σιδηρῖτις· ταύτης δὲ τὸ κάθαρμα σκωρίαν ὠνόμαζον, ὥςπερ τοῦ χρυσοῦ τὸ ἄνθος ἀδάμαντα, καὶ τὸν τῶν ἀργυρείων κονιορτὸν κέγχρον* (oder *κέρχνον*).

2) Ausser dem Plinius wird der Diamant noch (wie schon oben bemerkt) von Theophrastos, dann in der Septuaginta (Jerem. XVII, 1) von Macrobius (in einem Briefe des Augustus an Mäcenas) Sat. II, 4; im Periplus des erythräischen Meeres (Geogr. Graec. minor. ed. J. Hudson, Tom. I, p. 32), von Seneca (in sapient. non cadit iniuria I. (sive de tranquillitate libr. II.) c. 3; von Dionysios Perieget. 318. 1119 (wie schon angegeben), von Juvenalis VI, 156; von Ptolemäos VII, 1, 80 u. a. erwähnt. Der Verfasser des genannten Periplus (p. 33. ed. Huds.) lässt Diamante und Hyacinthe aus Indien kommen. Ptolemäos l. c. lässt die meisten Diamante bei den Sabarä am Ganges gefunden werden, wo noch gegenwärtig solche entdeckt werden. Eine ausführliche Beschreibung des Diamantes gibt auch Theophylactus, welcher in der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. lebte (Quaest. physic. I, p. 3. 4. ed. ex bibl. A. Schotti, 1599. 8.): ***Ποίῳ*** *λόγῳ ἄκαυστος ὁ ἀδάμας καὶ φύσεως πυρός ἐστιν ἀμέτοχος*: ***Πολυκρ. Οὐ*** *περὶ μικροῦ τινος γλῶτται καὶ λόγοι καὶ θεωρίαι βάλλουσί τε καὶ βάλλονται· ἀδαμάντινος γὰρ τις ἐξωπλίσατο πόλεμος καὶ τὰ τῆς φύσεως ἀνελύτουσιν ὄργια. φασὶ γὰρ τὸν* ***Περικλέα*** *εἰπεῖν, τί δῆτα τὸν ἀδάμαντα ἡ φύσις δεδημιούργηκεν ἄκαυστον καὶ παμφάγου πυρὸς ὑψηλότερον. τουτὶ τὸν τῶν φιλοσόφων διαταράττει χορὸν καὶ πρὸς ἔρευναν τῶν*

§. 8.

Wie Theophrastos, so zählt auch Plinius die Perlen (margaritae) zu den edlen Steinen und gibt ihnen den nächsten Rang nach den Diamanten [1]). Wir stehen hier von einer weiteren Beleuchtung derselben ab, da sie nicht in das Bereich der Glyptik gehören [2]). Die dritte Stelle behauptet der Smaragd,

---

ἀποῤῥήτων ἐνθουσιᾶν παρεσκεύασεν. — Ἀντισθ. Λεπτότατοί τινες πόροι διὰ τὸ λίαν στερέμνιον πεφύκασι τῷ ἀδάμαντι· διὸ καὶ ὁ σίδηρος ἀσθενὴς πρὸς ἀδάμαντα· ἀνεπίδεκτος γὰρ καὶ γλυφῆς καὶ τομῆς διὰ τὸ λίαν πυκνότατον. ἐντεῦθεν φλογὸς οὐκ αἰσθάνεται ὥςπερ ἀπεργόντων τῶν πόρων καὶ ἁπαξαπλῶς ἀντιπραττόντων φύσιν πυρὸς τὸν λίθον εἰςδέχεσθαι. τὰ τοίνον ἄμικτα καὶ διέστηκε, τῶν δὲ διεστώτων σχέσις οὐκ ἔνεστι· ἀσυνδύαστος οὖν ἀδάμας πυρί. οὐκοῦν ἄκαυστος καὶ φύσεως πυρὸς διὰ πυκνότητα ἠλλοτρίωται. — καὶ μὴν καὶ διὰ τὸ μᾶλλον ἀνικμον ἄκαυστος πέφυκεν ὁ ἀδάμας. πᾶν γὰρ τηκτὸν πλείστης ἀνάγκη μετέχων (μετέχειν) ὑγρότητος κτλ. Aehnliches berichtet Abel-Remusat l. c. von dem Steine Ju. Vgl. Pinder de adamante p. 34. Eine ausführliche Beschreibung des Diamantes gibt auch Anselm Boetius de Boot, Gemmarum et lapidum historia, libr. II, c. 1 sqq. p. 115 sqq., wo er seine Natur, die Entstehung, Eigenschaften u. s. w. entwickelt und das Irrige und Fabelhafte bei Plinius und anderen alten Autoren widerlegt. Er gibt jedoch ebenfalls fabelhafte Berichte über Diamanten von unerhörter Grösse, welche im indischen Bisnager gefunden worden seien (S. 120 f.). Eine weitläufige Widerlegung der faselhaften dem Diamant beigelegten Eigenschaften findet man S. 122 f. — Ueber die farbigen Diamanten im Bereiche der neueren Mineralogie (grün, rosenroth, blau, gelb, orange, braun, schwarz) vgl. J. A. F. Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine etc. S. 13 ff. S. 15 bemerkt derselbe: „Der rosenfarbene Diamant von Klarheit und deutlicher Farbe ist im Werthe über den farblosen von gleichem Gewicht wegen seiner Annehmlichkeit und Seltenheit."

1) Eine interessante Beschreibung ihrer Entstehung hat bereits Ammianus Marcellinus XXIII, 6, 419 ed. Gronov. gegeben, welcher dieselben ebenfalls zu den edelen Steinen (lapides, gemmae) zählt. Eine besondere Schrift hierüber ist J. P. Eberhards Abhandlung von den Perlen, Halle, 1751. Auch Dav. Jefferies, Abh. von den Diamanten und Perlen S. 90 (deutsche Uebers.) gibt den Perlen den nächsten Rang nach den Diamanten. So ist also die Abschätzung des Theophrast und des Plinius eine unwandelbare geblieben.

2) Auch Plinius hat über die margaritae nicht in demselben Buche, in welchem er über die Gemmä, sondern im neunten gehandelt (c. 54 sqq.),

der anmuthigste der edlen Steine wegen seiner schönen grünen Farbe. Er ist der einzige unter ihnen, welcher die Augen niemals sättiget. Wenn die Schärfe des Auges durch die Betrachtung anderer Edelsteine geschwächt ist, wird dasselbe durch den Anblick des Smaragdes wieder belebt. Daher den Gemmenschneidern keine Arbeit angenehmer ist als diese [1]). Die skythischen und ägyptischen sind von solcher Härte, dass sie durch kein Instrument angegriffen werden können. Plinius kennt zwölf Arten des Smaragdes. Als die edelsten betrachtet er die skythischen. Sie haben die grösste Festigkeit und die wenigsten Fehler, und wie weit die Smaragde (abgesehen von dem Diamant) alle übrigen Gemmen übertreffen, so weit die skythischen alle übrigen Smaragde. Ihnen zunächst kommen die baktrischen, welche man in Felsenritzen während der Etesienwinde aufsucht. Denn nur dann erkennt man sie an

---

wo er bemerkt: principium ergo culmenque omnium rerum pretii margaritae tenent. Dagegen XXXVII, 4, 16: proximum apud nos Indicis Arabicisque margaritis pretium est (nämlich proximum adamanti).

1) Nach Plinius h. n. XXXVII, c. 1. Sect. 4 wurde der Smaragd bei den Griechen erst zur Zeit des Ismenias, Zeitgenossen des Antisthenes, Schülers des Socrates, zu graviren begonnen. Wir kommen hierauf weiter unten zurück, wo wir über den Ring des Polykrates handeln. E. Fr. Glocker de gemmis Plinii, inprimis topazio p. 19 sqq. hat bemerkt, dass die grünen Steine von Plinius vorzüglich gewürdiget worden seien. Ueber das Verhältniss der Werthschätzung des Smaragdes und des Rubines bei den Alten urtheilt Lessing antiquar. Briefe 24, S. 74 (Bd. VIII, v. Lachmann). Allerdings haben Theophrast und Plinius den Smaragd nächst dem Diamant aufgeführt; allein Theophrast bemerkt dennoch über den Anthrax, was er über den Smaragd nicht bemerkt hat (*περὶ λίθων* S. 690 Schneid.): *τιμιότατον δὲ ὡς εἰπεῖν· μικρὸν γὰρ σφόδρα τετταράκοντα χρυσῶν* (also ein sehr kleiner Anthrax über 400 Thlr.). Ueber das eminente feurige Farbenspiel desselben wissen Theophrast und Plinius vieles zu sagen. Zu beschränken ist daher, was Lessing l. c. bemerkt: „Die Rubine hingegen scheinen ihm (dem Plinius) nur wenig bekannt gewesen zu sein, und weder die Griechen wissen von ihrem *Ἄνθραξ*, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu sagen, was dem Smaragde im Geringsten den Vorzug streitig machen könnte.“ Die Alten schätzten vorzüglich die grüne Farbe des Smaragdes, wie bereits Glocker richtig bemerkt hat, dass die grünen Steine von Plinius vorzüglich gewürdigt worden sind. Allein das richtige Werthverhältniss hat doch bereits Theophrast richtig angegeben, so wie es noch gegenwärtig statt findet.

ihrem Glanze, wenn der Sand von dem Winde hin und her getrieben wird. Dann kommen die ägyptischen, welche in der Gegend von Koptos auf den Hügeln von Thebais aus Felsen hervorgesucht werden. Die übrigen Arten findet man in Erzbergwerken, die cyprischen sind die besten unter ihnen [1]). — Was bereits Theophrastos von colossalen Smaragden erwähnt hat, finden wir auch bei Plinius wieder [2]). Der Letztere fügt noch hinzu, dass Apion mit dem Beinamen Plistonikes vor nicht langer Zeit schriflich gemeldet habe, es befinde sich im Labyrinth Aegyptens ein colossaler Serapis von neun Ellen Höhe aus Smaragd. Dass jene enormen Massen nicht aus ächtem edlen Smaragd bestanden haben, ist wohl jedem Sachkundigen einleuchtend. Es war ein anderer grünlicher Stein, welcher von Natur eine dem Smaragd ähnliche Farbe hatte und durch Politur einen schönen Glanz erhalten mochte, wahrscheinlich der Aquamarin [3]), von welchem noch gegenwärtig in Gebirgen

1) Libr. XXXVII, 5, 17. Die Eigenthümlichkeit der cyprischen beschreibt er auf folgende Weise: dos eorum est in colore liquido, nec diluto, verum ex umido pingui quaque perspicitur imitante translucidum maris, pariterque ut transluceat et niteat, hoc est ut colorem expellat, aciem recipiat. „Er ist also von durchsichtig grüner, jedoch nicht ausgewaschener, ganz rein durchglänzender Farbe, sondern so, dass gleichsam das fette flüssige Grün das durchsichtige Meergrün nachahmt, und so, dass sein Grün durchscheint und ausstrahlt, aber zugleich in sich selbst seinen eigenen Glanz behält, d. h. dass er einen grünen Schein um sich verbreitet und doch auch den Blick in sein eignes zurückgehaltenes Grün gestattet.“ Es ist dies eine schwer wiederzugebende Charakteristik, aus welcher wir aber annehmen dürfen, dass Plinius Smaragde dieser Art vor sich liegen gehabt habe.

2) Ib. 5, 19: Theophrastus tradit in Aegyptiorum commentariis reperiri, regi eorum a rege Babylonio muneri missum smaragdum IV cubitorum longitudine ac trium latitudine, et fuisse apud eos in Jovis delubro obeliscum e IV smaragdis, XL cubitorum longitudine, latitudine vero in parte quattuor, in parte duorum; se autem scribente, esse in Tyro Herculis templo stelen amplam e smaragdo, nisi potius pseudosmaragdus sit; etc. S. oben bei der Beleuchtung des Theophrastos S. 13. J. Sillig hat in seiner Ausgabe des Plinius überall die Form Zmaragdus aufgenommen. Ich habe es vorgezogen hier die herkömmliche Form beizubehalten.

3) Aub. Louis Millin, a l'etude de pierr. grav. p. 10 bemerkt über den Smaragd der Alten: „ils réunissaient sous ce nom toutes les pierres

grosse Massen gefunden werden. Den hellen strahlenden Glanz der Smaragde beweist Plinius durch folgenden Bericht: Auf der Insel Kypros befand sich auf dem Grabmal des Königs Hermias ein Löwe aus Marmor mit Augen aus Smaragd, welche so stark in das benachbarte Meer strahlten, dass die Thunfische davon erschreckt zurückflohen, bis endlich Fischer, welche diesen ihnen nachtheiligen Umstand lange bewundert hatten, andere edle Steine in die Augen des Löwen setzten, worauf jene Erscheinung aufhörte [1]). Auch erzählt Plinius, dass Nero die Gladiatoren-Kämpfe in einem Smaragde beobachtet habe [2]).

---

vertes, les prases, les crystaux colorés, les jaspes, les malachites etc.; les colonnes, les statues, les grandes smaragdes cités par les anciens étaient de ce genre.“ Veltheim, über den Smaragd des Nero S. 131. 134 (in dessen Abhandlungen) hat behauptet, dass die Alten unserm Smaragd gar nicht gekannt haben, und dass die smaragdi scythici des Plinius nichts anderes gewesen seien, als die sechsseitigen Aquamarinsäulen, die wir jetzt in einer beinahe unglaublichen Grösse und von ausserordentlicher Schönheit von den uralischen und altaischen Gebirgen erhalten. Vgl. Brückmann, Beiträge zur Abhandl. von den Edelsteinen II, S. 84. Auch L. Dutens, Abh. v. d. Edelsteinen S. 48 (Uebers.) meint, dass die Beschreibung, welche Theophrast und Plinius von den Smaragden liefern, weit besser auf den Peridot, auf den Flussspath oder auf die Smaragdmutter als auf den Smaragd passe. Glocker Synopsis generum et spec. min. p. 123 bemerkt: Smaragdi nomine veteres diversos lapides virides significabant, in quibus an recentiorum smaragdus fuerit, incertum est. Dass die Alten den ächten Smaragd gekannt und gehabt haben, ist so gewiss, als dass sie überhaupt ächte Edelsteine gehabt haben. Jene colossalen Smaragde aber waren eben so gewiss eine andere grünfarbene Steinart. Hat doch schon Theophrast bemerkt, dass die ächten Smaragde nur von der Grösse einer *σφραγὶς* gefunden werden und dass die meisten noch kleiner seien. S. oben §. 3, S. 13 f. Gelehrte, welche keine Philologen vom Fach sind, trauen gewöhnlich den Alten bald in diesem bald in jenem Gebiete zu geringe Kenntnisse zu. Plinius kannte die ächten Smaragde und eine grosse Zahl anderer mit ihm in Betreff der Farbe verwandter Steinarten, unter welchen letzteren wir den Aquamarin, den Peridot, Flussspath und Smaragdmutter zu suchen haben.

1) Libr. XXXVII, 5, 17.

2) Ibid. 5, 16. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat i n smaragdo. Nach den Worten des Plinius sah also Nero nicht d u r c h einen Smaragd, sondern i n einem Smaragde jene Kämpfe. Also müsste ihm der Smaragd als Spiegel gedient haben und von ziemlicher Grösse gewesen sein. Ist diese Angabe richtig, so kann dieser Smaragd kein ächter

Hierauf geht Plinius die Fehler an den verschiedenen Arten des Smaragdes durch, was er für erspriesslich erachtet, da so enorme Preise dafür bezahlt werden (in tam prodigis pretiis). Einige Fehler kommen bei allen Smaragden vor, andere sind ihnen je nach dem Lande und Volke, bei welchem sie gefunden werden, eigenthümlich. Die cyprischen gehen auf mannichfache Weise ins Bläuliche über; auch weichen einzelne Theile eines und desselben Smaragdes von einander ab und bewahren nicht jenes gleichmässige herbe Grün des skythischen (tenorem illum Skythicae austeritatis non semper custodiunt). Bei einigen laufen gleichsam schattige Stellen, auch taube oder matte Farben dazwischen, oder auch zu helle Flecken. Desshalb unterscheidet man verschiedene Arten: einige nennt man blinde, weil sie zu dunkel erscheinen; andere sind gleichsam verdichtet und nicht von flüssiger Durchsichtigkeit; noch andere sind in ihrer Abweichung mannichfaltig. Einige sind wie von einer Wolke überzogen (nubecula obducti), was anderer Art ist als der erwähnte Schatten (umbra). Wolkenstellen sind Fehler eines ins Weissliche überstreifenden Steines, wenn das Grüne nicht durchdringt, sondern entweder im Innern des Steines verharrt oder in einen weisslichen Schein übergehet. Auch gehört zu den Fehlern das Erscheinen kleiner Haarbüschel, Salzkörner, Bleifasern oder Bleifarbe, welche an allen gefunden werden können. Nächst den cyprischen sind die äthiopischen lobenswerth, welche in einer Entfernung von 25 Tagereisen von Coptos gefunden werden, wie Juba berichtet hatte. Sie zeigen ein scharfes oder lebendiges Grün, sind aber nicht leicht rein und von gleichmässiger Farbe. Democritus zählt zu diesen die hermineischen und persischen, jene gleichsam von fettem Grün schwellend, diese nicht durchsichtig, aber von angenehmer Gleichmässigkeit der Farbe, ohne jedoch das Auge ganz eindringen zu lassen,

und durchsichtiger gewesen sein oder er müsste eine glatte Fläche gebildet und eine dunkle Unterlage gehabt haben, so dass sich die Gegenstände darin abspiegeln konnten. Ueber diesen Smaragd des Nero haben wir, wie schon bemerkt, eine besondere Abhandlung von Veltheim (in der Sammlung einiger Aufsätze historisch-antiquarisch-mineralogischen Inhalts, Th. II, S. 119—135), wo er auch diejenigen anführt, welche früher über diesen Gegenstand gehandelt hatten. S. hierüber unten §. 24.

und Katzen- und Panther-Augen ähnlich, indem sie wie diese strahlen, aber nicht ganz durchsehen werden können. In der Sonne wird ihr Glanz stumpf, im Schatten leuchten sie und glänzen länger als die übrigen. Auch ist es ein gemeinschaftlicher Fehler, wenn sie die Farbe der Galle oder eines scharfen Oeles haben, wobei sie wohl durchsichtig und flüssig, aber nicht grün sind. Solche Fehler bemerkt man vorzüglich an attischen Smaragden aus den Silberbergwerken von Thorikos. Sie sind stets weniger fettgrün, aber aus der Ferne erscheinen sie glänzender. Auch kommt der Fehler häufig vor, dass sie am Boden bleifarben erscheinen. Ferner ist das eigenthümlich, dass einige von ihnen altern, indem das frische Grün allmälig schwindet, so wie ihnen auch die Sonne schadet [1]). Nächst den äthiopischen sind die medischen zu nennen, welche sich durch die grösste Mannichfaltigkeit auszeichnen und bisweilen etwas vom Sapphir an sich haben. Dieselben sind wellenförmig und enthalten Bilder verschiedener Gegenstände, z. B. von Mohn, von Vögeln, jungen Thieren oder Pinnen (Muscheln). Sie scheinen aber gleich in ihrem Entstehen grün zu sein, weil sie durch Oel noch schöner werden, auch sind keine anderen von solcher Grösse [2]). Die chalcedonischen (calchedonii, Salmas. chalcedonii) Smaragde kamen zur Zeit des Plinius nicht mehr vor, nachdem die Erzbergwerke daselbst eingestellt worden. Sie waren stets von geringstem Werthe und sehr klein, zugleich zerbrechlich und von schwankender Farbe, mehr oder weniger durchsichtig und den grünlich schillernden Pfauen- und Taubenfedern ähnlich inclinirend, auch mit Adern und Schuppen. Ein besonderer Fehler derselben war noch das Sarcion, d. h. fleischartige Flecken. Der Berg bei Chalcedon, auf welchem sie gefunden wurden,

---

1) Wie Krystalle durch elementarische Einflüsse allmälig zersetzt und zerstört werden, hat so eben Fr. Scharff in den Abhandlungen der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft Bd. I, Frkf. a. M. 1854. 55. entwickelt.

2) So nach Silligs Ausgabe des Plinius XXXVII, 5, 18. S. dazu die Notae. Die Ausgabe von Franz hat: Qui non omnino virides nascuntur, vino et oleo meliores fiunt (was aus einer Randglosse aufgenommen ist). Diese Stelle nach Silligs Texte gibt einen matten Sinn und bedarf einer neuen Emendation.

hiess Smaragdites, der Smaragdberg. Juba hatte berichtet, dass der Smaragd mit Namen Clora in Arabien den Ornamenten der Gebäude eingefügt werde. So waren nach der Darstellung des Lucanus im Palaste der Cleopatra, in welchem sie Jul. Cäsar bewirthete, die Schildkrötenverzierungen an den Thüren noch mit Smaragden besetzt[1]). Eine aus Persien stammende Smaragdart wurde Tanos genannt, hatte ein unangenehmes Grün und nach innen eine schmutzige Farbe. Der Chalcosmaragd von Cyprus ist von erzfarbenen Adern durchzogen [2]).

§. 9.

Von derselben oder von ähnlicher Natur, fährt Plinius fort, scheint vielen der Beryll zu sein. Das Vaterland desselben ist Indien, anderwärts wird er selten gefunden. Die Berylle erhalten sämmtlich durch die Hand des Künstlers ihre sechskantige Gestalt, weil die durch stumpfe Einförmigkeit matte Farbe durch den Reflex der Flächen und Winkel gehoben wird. Werden sie auf andere Weise geschliffen, so haben sie keinen Glanz. Die ächtesten unter ihnen sind diejenigen, welche das Grün des reinen Meeres veranschaulichen, also ein geringeres oder lichteres Grün als das des Smaragdes. Ihnen zunächst kommen diejenigen, welche Chrysoberylli genannt werden, ein wenig blasser sind und in Goldfarbe auslaufen [3]). Mit diesen

---

1) Lucan. Parsal. X, 119: Ebur atria vestit,
Et subfixa manu foribus testudinis Indae
Terga sedent, crebro maculas distincta smaragdo.

2) Ibid. 5, 18: turbida aereis venis. Hier ist aereus nicht luftfarben, wie anderwärts bei Plinius, sondern ehern, da eben davon der Chalkosmaragd seinen Namen hat. — In der gegenwärtigen Mineralogie kommen auch Smaragde aus europäischen Gebirgen vor z. B. aus den Alpengegenden. Hobachthaler Smaragde erwähnt z. B. K. Peters, die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaues, insbesondere der Centralalpen, im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien, Jahrg. V, 1854, N. 4; S. 773. 774.

3) Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine S. 34 bemerkt über den Chrysoberyll: „Seine Farbe ist ein lichtes Gelbgrün, selten noch Tinten und Nüancen ändernd.“ Ueber die Varietäten desselben s. E. Fr. Glocker Synopsis p. 120 f., wo auch über den Chrysolith gehandelt wird.

verwandt ist der Chrysopras, welcher einen ähnlichen Glanz hat, jedoch noch blasser ist und von Einigen für eine besondere Art von Edelstein gehalten wird. Die vierte Stelle nehmendie hyacinthfarbigen Berylle ein. Eine fünfte Klasse bilden die luftfarbenen (quintos aeroides vocant), eine sechste die wachsfarbenen, eine siebente die ins olivenfarbige spielenden. Die letzte und geringste Klasse machen diejenigen aus, welche dem Krystall ähnlich sind und Haarbüschel so wie Schmutzflecken enthalten und ausserdem von fast erloschener Farbe sind, was alles zu den Fehlern gerechnet wird. Die Inder lieben vorzüglich längliche Berylle (in Cylinderform) und bezeichnen dieselben als die einzigen Gemmen, welche sich ohne goldne Einfassung schöner ausnehmen. Sie durchbohren dieselben und tragen sie an Elephantenhaaren. Die Berylle von vollkommener Schönheit durchbohrt man aber nicht, sondern fasst ihre beiden Extremitäten in Gold (umbilicis tantum ex auro capita comprehendentibus). Einige nehmen an, dass die Berylle gleich rechtwinklich entstehen und dass sie durchbohrt einen besseren Anblick gewähren, sofern ihnen gleichsam das Mark der Weisse (medulla candoris) genommen und durch Fassung der Widerschein des Goldes verliehen wird u. s. w. Bei den Beryllen findet man dieselben Fehler wie bei den Smaragden, auch die Pterygiä, d. h. Flecken wie Flügel oder Federbüschel. In Europa sollen auch Berylle in der Gegend des Pontus gefunden werden. Die Inder verstehen es durch gefärbten Krystall künstliche Gemmen herzustellen, ganz besonders den Beryll [1]).

§. 10.

Vom Beryll unterscheidet sich der Opal wenig und auch bedeutend, je nach Verhältniss der Steinart, und stehet nur dem Smaragd nach. Indien ist sein Vaterland und ihm gebührt der Ruhm die vortrefflichsten zu liefern. Der Opal gehört zu den herrlichsten Gemmen, von welchen keine so

1) Ibid. 5, 20. Ueber die Beryll-Formen s. E. F. Glocker Synopsis generum et specierum numeralium p. 123 sq.

schwierig zu beschreiben sind als dieser (hi gemmarum maxume inenarrabilem difficultatem adferunt). Das lichte, liebliche Farbenspiel voller Wandlung bezeichnet Plinius mit gewählten Worten, welche man kaum in entsprechender Kürze wiederzugeben vermag: „Man bemerkt an ihm das mildere Feuer des Rubin (carbunculus), den leuchtenden Purpur des Amethysts, das Meergrün des Smaragdes, und alles dieses gleichmässig in unglaublicher Mischung schimmernd. Einige meinen, dass die Summe seines schillernden Glanzes der armenischen Farbe in der Malerei gleiche, Andere finden darin Aehnlichkeit mit der Flamme des brennenden Schwefels oder mit dem Feuer der brennenden Oellampe“ [1]). An Grösse gleicht der Opal einer Haselnuss; auch hat derselbe seine besondere Geschichte. Denn einer Gemme aus Opal wegen (welche noch zur Zeit des Plinius existirte) wurde der Senator Nonius von dem Triumvir M. Antonius ins Exil geschickt, welchem er entgehen konnte, falls er dem Genannten dieses kostbare Kleinod hätte überlassen wollen. Er zog das Exil mit seinem Opal dem Leben zu Rom ohne Opal vor [2]). Aus der oben gegebenen Beschreibung ergiebt sich hinreichend, dass Plinius den ächten und kost-

---

1) Libr. XXXVII, 6, 21. So nach dem Texte der Ausgabe von Sillig. Ein grosser Unterschied zeigt sich in folgender Stelle: Sillig: „Alii summam fulgoris Arminio colori pigmentorum aequare credunt.“ Die älteren Ausgaben: Alii summo fulgoris augmento colores pigmentorum aequavere. Der Sinn in dieser älteren Textgestaltung wäre allerdings klarer, als in der der Ausgabe von Sillig. S. dessen Notae, in welcher die verschiedenen Lesarten der Codd. aufgeführt sind. Die Farben des Opals sind eigentlich nicht in ihm selber, sondern nur das Resultat der Lichtwirkung daher ihre Wandelung. Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine, bemerkt S. 88: „der Opal spielt durch Zurückprellung der Lichtstrahlen die lebhaftesten Farben, ohne eine derselben eigentlich zu besitzen.“ S. 85 bemerkt er über den Opal: „Dieser Stein könnte, wenn er Härte und Klarheit mit den Farben, die er spielt, verbände, den ersten Rang unter den Edelsteinen einnehmen. Daher auch ein vollkommener Opal im höheren Preise als der Diamant stehet.“ Die verschiedenen Opalarten in der neueren Mineralogie hat E. F. Glocker Synopsis generum et specierum mineralium p. 131 sqq. gründlich zusammengestellt.

2) Plin. l. c. 6, 21. Nach der Angabe des Plinius war dieser Opal das Einzige, was Nonius von seinem Vermögen aus Rom mitnahm. Dieser Opal wurde sestertio viciens geschätzt, d. i. gegen $1^1/_2$ Million Gulden.

barsten Opal gekannt hat, welchem er nur die Grösse einer Haselnuss einräumt. Allein die gegenwärtigen mineralogischen Museen und andere Sammlungen kostbarer Gegenstände haben weit grössere Opale aufzuweisen. So besitzt z. B. die Kunstkammer im K. Schlosse zu Berlin einige ganz runde Opale fast von der Grösse eines Hühnereies, obwohl dieselben nicht zu der edelsten Art zu gehören scheinen [1]). Zu den Fehlern des Opals gehört es, wenn sich seine Farbe der Blüthe des Krauts Heliotropium nähert oder in dieser ausgeht, oder wenn sie in Krystall oder Hagel ausläuft, auch wenn Salz, rauhe Flecken oder Punkte dazwischen laufen. Keine Art von Edelsteinen, bemerkt Plinius, bildet künstlerischer Betrug aus Glas mit so täuschender Aehnlichkeit nach als den Opal. Der ächte und der falsche können sogleich unterschieden werden, wenn man sie gegen die Sonne hält. Bei dem falschen ist die durchscheinende Farbe eine gleichmässige, welche in sich selbst aufgehet: der Schimmer des ächten ist in stetiger Abwechselung begriffen und wirft in solchem Farbenspiel bald von dieser bald von jener Seite mehr Lichtschein auf die Finger. Wegen seiner vorzüglichen Anmuth haben Einige den Opal für den Päderos der Griechen gehalten, auf welchen wir weiter unten zurückkommen [2]).

---

1) Wahrscheinlich der Opalus eudiakl. xanthophanes bei Glocker l. c. S. 131.

2) Plin. l. c. 6, 22 (l. c.): Hanc gemmam propter eximiam gratiam plerique apellavere paederota; qui privatum genus eius faciunt, sangenon ab Indis nominari tradunt etc. — Ueber das sogenannte Weltauge, welches in der neueren Mineralogie zu den Opalgattungen gerechnet worden ist, hat A. Fr. Bened. Brückmann, Abhandl. von d. Edelsteinen S. 28. 246 ff. und Beiträge dazu S. 279 f., ausführlich gehandelt, worauf ihm jedoch widersprochen worden ist. Namentlich hat H. K. E. Köhler in seiner Antwort auf die Einwürfe von Brückmann gegen s. Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx der Alten (Kleine Abhandl. zur Gemmenkunde Th. I. Petersb. 1851) über die Benennung Weltauge gespöttelt. Dagegen bemerkt J. A. F. Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine etc. S. 87: „Hydrophan, Weltauge, oculus mundi, Opal-Hydrophan, ist von der Härte des Opals, aber leichter zerbrechlich, ohne Durchsichtigkeit, die erst durch Einsaugen der Flüssigkeit, in die man ihn legt, entstehet. — Dieser undurchsichtige Stein erhielt seinen Namen (nämlich Hydrophan) von der Eigenhaft im Wasser durchsichtig zu werden.“

§. 11.

Plinius gehet vom Opal zum Sardonyx über, bei dessen verwickelter Beschreibung er mehrere ältere Werke benutzt hat [1]. Er führt namentlich den Ismenias, Demostratus, Zenothemis, Sudines und Sotacus auf. Bevor wir jedoch den Sardonyx in Betracht ziehen, müssen wir seine Bestandtheile, den Sard oder Sarder und den Onyx genauer kennen lernen. Der mit unserem Carneol oder Corneol verwandte Sard (*Σάρδιον, Σάρδη*, Sardium, Sarda, Sardius) war ein im Alterthum beliebter Stein [2], und wird schon von Onomakritos, von Platon und von Theophrastos erwähnt [3]. Der letztere hatte bereits männliche und weibliche unterschieden, die von durchsichtiger röthlicher Farbe als weibliche, die von durchsichtiger dunkler oder brauner Farbe als männliche betrachtet [4]. Plinius lässt den Unterschied auf dem stärkeren oder geringerem Glanze beruhen [5]. Im Siegelringe hatte der Sard zwei Vorzüge vor vielen anderen edlen Steinen, erstens, dass das Wachs nicht an ihm kleben blieb, zweitens, dass das abgedruckte Bild deutlich

---

1) Libr. XXXVII, 6, 23.

2) Plin. l. c.: Nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior. Ueber den Unterschied des Sardes und Karneols vgl. H. K. E. Köhler, kleine Abh. zur Gemmenkunde 1, 165 f. S. 184 wird von Brückmann nach Köhlers Vorgange bemerkt: „der Schluss also von allem dem bisher Gesagten lehrt uns, dass der Sard ein feiner Hornstein von rother, brauner, gelber, braunrother, gelbbrauner, schwärzlicher und schwarzer Farbe sei, und dass der rothe unser Carneol oder besser Corneol sei.“ Dazu das Folgende und Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx etc. S. 44 ff. Ueber den Namen des Sardes s. Köhler kl. Abhdl. I, S. 187 gegen das was Brückmann vorgebracht hat. Ueber den Sarder und Carneol in der neueren Mineralogie vgl. Glockner Synopsis S. 129 f.

3) S. oben S. 10. 14 f. Der Name *Σάρδιον* ist von Sardes, weil er daselbst gefunden wurde, und von *σάρξ* abgeleitet worden. Das Richtige gibt wohl Plinius XXXVII, 31, welcher ihn von Sardes herleitet. Das Vaterland der Sarder hat Ctesias in die heissen Gebirge Indiens verlegt. (In s. *Ἰνδικῶν βιβλ. ἕν.* bei Wesselings Herodot p. 827. Sect. 5.)

4) *Περὶ λίθων* p. 694. ed. Schneid. S. oben S. 14 f.

5) Libr. XXXVII, 31: et in his autem mares excitatius fulgent, feminae pigriores sunt et crassius nitent. In dieser Beziehung sind besonders

hervortrat [1]). Zuerst wurde diese Steinart zu oder bei Sardes, die schönste aber um Babylon gefunden [2]), als hier einige Steinbrüche eröffnet wurden. Er hing an den Felsen in Gestalt eines Herzes. Auch Paros und Assos lieferten Sarder, und in Indien hat man drei Sorten gefunden, rothe, dann fette und eine dritte Art, welche man mit Silberblättchen überziehet oder solche als Folie unterlegt [3]). Die aus Indien sind durchsichtig, die Arabischen bestehen aus einer dichteren weniger klaren Masse (crassiores sunt Arabicae). Andere hat man um Leucadia in Epirus und in Aegypten gefunden, welche auf ein Goldblättchen eingelegt werden. Kein Stein, bemerkt Plinius, war bei den Alten gebräuchlicher als dieser: mit dem Sard brüstet man sich auf der Bühne in den Lustspielen des Menander und Philemon [4]). Die arabischen Sarder zeigen keine Spur von den

---

der Petersburger Archäolog H. K. E. Köhler und der Mineralog Brückmann mit einander in Kampf gerathen. Köhler, kl. Abhandl. zur Gemmenkunde I, S. 167 bemerkt: „Wer von durchsichtigen scharlachrothen Sarden redet, kennt den Sard nicht"; und S. 172: „Beide Gattungen des schönsten indischen Sardes, die wir jetzt orientalische Carneole und Sarde nennen, sind, gegen das Tageslicht gehalten, völlig durchsichtig und klar, wie ein Krystall, besitzen viel Feuer, und sind nie trübe und wolkig" (identisch mit S. 21 seiner Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx, Gött. 1801). Ueber den Carneol bemerkt derselbe noch (kl. Abh. zur Gemmenkunde I, S. 89): „Der ächte indische Carneol (Carniolia gemmaria oder Corniolia di rossa antica, Cornaline de vieille roche) — wird, so wie die schönen und trefflichen Arten des Onyx und Sardonyx, nicht mehr gefunden."

1) Ibid. 6, 23. 31.

2) Ibid. 7, 31.

3) Ibid. nach Silligs Texte: rubrae et quas p i o n i a s vocant a pinguetudine, tertium genus est, quod argenteis bratteis sublinunt. In der Ausgabe von Franz: In India trium generum: rubrum et quod d i o n u m vocant a magnitudine: tertium quod argenteis bracteis sublinitur. Einige noch ältere Ausgaben: et quod d e m i u m vocant a pinguedine. S. die Notae d. Herausgeber. In den älteren Ausgaben hat man einen klaren und verständlichen Sinn oft durch gewaltsame Emendationen herzustellen gestrebt, welche allerdings bisweilen durch die Lesarten einzelner Codices veranlasst wurden. Sillig hat jene Emendationen grösstentheils wieder aus dem Texte entfernt.

4) Plinius l. c. c. 31. Ausführlicher handelt hierüber H. K. E. Köhler in seiner zu Göttingen 1801 anonym erschienenen Schrift: Untersuchung

indischen und man begann sie nach den verschiedenen Farben zu unterscheiden, wobei jedoch Plinius wieder auf den Sardonyx zurückkommt, obgleich er noch den Namen sardae braucht. So sind auch diejenigen arabischen Sarder, welche Plinius in der Mitte durch die stark helle Weisse eines Cirkels sich auszeichnen lässt, in das Bereich des Sardonyx zu ziehen [1]). H. K. E. Köhler hat folgende Gattungen des Sarders zusammengestellt: „Jeder Sard ist entweder 1. roth oder weiblich, oder 2. gelb, bräunlich oder männlich. Die Mischungen dieser Farben mögen im Sard sein wie sie wollen, so wird es nie schwer halten, dem Steine das Geschlecht anzuweisen, zu dem er gehört. In Rücksicht des Vaterlandes und der Schönheit des Sarders gibt es folgende Arten: 1. Sard aus Babylon. Dieser war der vorzüglichste und schönste. 2. Sard aus Indien. Ueberhaupt sehr schön, klar und durchsichtig und voll

---

über den Sard, den Onyx und Sardonyx S. 11 f. wiederholt in s. kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 159 f. Er beleuchtet und widerlegt viele unrichtige Meinungen, welche im vorigen Jahrhunderte über den Sarder verbreitet waren. S. 52 bemerkt derselbe, „dass Alles was man in den Lehrbüchern der Steinkunde über den Carneol und Sard vorfinde, voller Unrichtigkeiten sei.“ Köhler hatte in der bezeichneten Abhandlung Brückmanns Schrift über die Edelsteine überhaupt stark angegriffen und viele Irrthümer entdeckt, worauf Brückmann in einer polemischen Schrift, „über den Sarder, Onyx und Sardonyx“ (Braunschw. 1801) antwortete. Gegen diese Schrift erhob sich Köhler abermals in einer neuen Abhandlung, welche in d. kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 159 ff. wieder abgedruckt worden ist (Gesammelte Schriften. herausg. v. L. Stephani, Bd. IV, Petersb. 1851). In Begeri thesaurus Brandenburgicus gemmarum et numismatum Tom. I, p. 150 sq. findet man einen ganz aus Sard bestehenden Ring mit dem Kopf des Galba aufgeführt und von drei Seiten abgebildet: Er bemerkt: Eum ecce, et opere et pretio fulgentissimum (annulum)! Raritas eo maior est, quo certius affirmare possum, paucissimos hodie ex integra gemma exstare etc. Tölken, Verzeichniss S. 330, N. 160: „Karneol, antiker Ring, ganz aus einem Stück geschnitten, Kopf des Kaiser Galba mit einem Lorbeerkranze.“ Dieser Ring ist wegen seiner seltnen Eigenthümlichkeit unter den Schmucksachen der genannten Gemmensammlung aufgestellt. Dann führt Beger einen in der damaligen brandenburger Sammlung sich befindlichen ganz aus Bernstein und einen andern ganz aus Krystall bestehenden Ring auf, jedoch von roher Arbeit (ibid. p. 150).

1) Ibid. c. 23.

Feuer. Von ihm kannte man dreierlei Arten: a) rothen, b) gelben oder bräunlichen, und c) Demium (in Silligs Ausgabe jedoch pioniae a pinguitudine), eine geringere Gattung. 3. Sard aus Persien. Ward noch vor Plinius Zeiten, man ist ungewiss, wie lange, nicht mehr daselbst gefunden. 4. Sard aus Sardes. 5. Sard aus Arabien. Weniger klar und durchsichtig. 6. Sard aus Aegypten. Die gelben und gelbbraunen übertrafen an Durchsichtigkeit und Feuer die rothen. 7. Sard aus Parus. 8. Sard aus Assus. 9. Sard aus Epirus. Diese Zusammenstellung beruhet auf den Angaben des Plinius, welcher die edelsten und schlechtesten Sorten aufgeführt hat [1]). Der Sarder findet sich in den europäischen Gemmensammlungen noch in zahlreichen Exemplaren und in verschiedenen Nüancen [2]). Auch so manche unter dem Namen Carneol aufgeführte Gemme wird man noch zu den Sardern zu rechnen haben. Plinius wendet sich nun zum Onyx, welchen bereits Ktesias und Theophrastos erwähnt und die übrigen Gewährsmänner des Plinius beschrieben hatten. Theophrastos lässt ihn aus einer Verbindung des Weissen und Braunen oder Dunklen bestehen, so dass beide Stoffe neben oder über einander liegen (*τὸ δὲ ὀνύχιον μικτὴ λευκῷ καὶ φαιῷ παρ' ἄλληλα*) [3]). Zur Zeit des Theophrastos bezeichnete man also Onyx und Sardonyx mit einem und demselben Namen, Onyx, Onychion. Gelehrter und ausführlicher sind die freilich zu wenig genau geschiedenen und auseinander gehaltenen Bestimmungen des Plinius, welcher die Angaben älterer Autoren vor sich hatte. Er führt den Onyx zunächst unter den Steinen überhaupt, dann unter den Gemmen auf. Unsere Alten, bemerkt Plinius, glaubten, dass der Onyx nur

---

1) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 225. 226. (Gesammelte Werke, herausg. v. L. Stephani Th. IV, Petersb. 1851).

2) Vgl. Tölken, erklärendes Verzeichniss der antiken, vertieft geschnittnen Steine d. K. Preuss. Gemmensammlung S. 228. 277. 307.

3) Theophrast l. c. p. 694 ed. Schneid. S. oben S. 16 f. Ktesias, Index ad calc. Herodot. ed. Wesseling p. 827. Sect. V.: *περὶ τῶν ὄρων τῶν μεγάλων, ἐξ ὧν ἥ τε σαρδὼ ὀρύσσεται καὶ οἱ ὄνυχες καὶ αἱ ἄλλαι σφραγῖδες.* Strabon XII, 3, 540 Cas.: *λέγεται δὲ καὶ κρυστάλλου πλάκας καὶ ὀνυχίτου λίθου πλησίον τῆς τῶν Γαλατῶν ὑπὸ τῶν Ἀρχελάου μεταλλευτῶν εὑρέσθαι.*

in den Gebirgen Arabiens gefunden werde, ausserdem nirgends. Sudines meinte dagegen, dass er sich auch in Karmania finde. Aus solchem Onyx wurden Trinkgefässe und andere Gegenstände gearbeitet [1]). Was nun hier Plinius weiter über grosse Onyxgefässe und Onyxsäulen berichtet, kann schwerlich von ächtem, edlem Onyx verstanden werden, sondern ist entweder auf eine von jenem ganz verschiedene gemeine Art Onyx, oder auf Alabaster, oder eine feine und weisse Art Marmor zu beziehen. Dies lässt sich auch daraus abnehmen, dass Plinius im folgenden Buche, dem 37sten, wo er nur von den edlen Steinen handelt, bemerkt: „hoc (Onychis) aliubi lapidis, hic gemmae vocabulum est," also der Onyx ist anderwärts Name einer geringeren Steinart, hier aber der Name einer Gemme oder eines edlen Steines [2]). Den Uebergang zur Gemme hat der Onyx nach Plinius aus einer Steinart Karmaniens genommen. Also wäre hier zuerst die edle Art des Onyx gefunden worden. Die Geographen des Alterthums, namentlich Ktesias und Ptolemäos, haben auch die indischen Onyxgebirge erwähnt [3]), und von Veltheim hat die Lage jener Gebirge nachzuweisen versucht [4]).

Sudines hatte berichtet, im Onyx befinde sich eine dem menschlichen Fingernagel ähnliche Weisse, auch die Farbe des Chrysolith, des Sarder und des Iaspis. Nach Zenothemis hatte

1) Plin. XXXVI, 8, 12.

2) Libr. XXXVII, 6, 24. Die in neueren Beschreibungen von Gemmen-Sammlungen so häufig vorkommenden Doppelnamen Carneol-Onyx, Iasponyx, Chalcedon-Onyx u. s. w. hat Köhler, kl. Abh. zur Gemmenkunde Th. I, 227. 228 als unzulässig bezeichnet. Er hat sie jedoch selber hie und da gebraucht. Im Verzeichniss von Tölken kommen sie häufig vor.

3) Ktesias in Indic. ad calcem Herodoti Wesseling. p. 827 Sect. 8. Ptolemäos p. 199. 203. Tab. X. Asiae (VII, 1, 20 *καὶ ὁ Σαρδώνυξ ὄρος, ἐν ᾧ ὁ ὁμώνυμος λίθος*. Vgl. VII, 1, 20. 65).

4) Abhandlung, „Etwas über die Onyxgebirge des Ktesias und den Handel der Alten nach Ostindien" (Helmstädt 1797), und in der Sammlung einiger Aufsätze Th. II, S. 203—262. Helmst. 1800. Böttiger in s. Abh. über die Aechtheit und das Vaterland der antiken Onyxcameen von ausserordentlicher Grösse (Weimar 1796) hat vermuthet, dass die grossen Onyxe aus dem nördlichen Theile von Indien gebracht worden seien, auf welchen Theil von Indien sich damals der Handel einschränkte.

der indische Onyx mehrere Varietäten, man finde feuerfarbenen, schwarzen, hornartigen, von weissen Adern in der Gestalt von Augen umgeben, indem bei einigen wiederum schräge Adern dazwischen laufen. Von Sotacus war auch der arabische Onyx als ein von den übrigen Arten verschiedener bezeichnet worden, sofern der indische feurige Stellen habe, der arabische aber von einzelnen oder mehreren weissen Reifen umgeben sei und zwar auf andere Art als am indischen Sardonyx, hier seien es einzelne während des Ansehens gleichsam verschwindende Punkte, dort aber Kreise oder Reifen [1]). Unter den arabischen finde man auch schwarze mit weissen Zonen. Satyrus hatte behauptet, dass die indischen Onyche fleischfarben (carnosas) seien, aber theilweise etwas vom Karbunkel, etwas vom Chrysolith, etwas vom Amethyst haben. Die ganze Gattung hatte er zurückgewiesen. Denn der ächte Onyx zeige viele und mannichfache Adern mit milchweissen Streifen, welche in ihren Uebergängen eine unbeschreibliche Schönheit der Farben veranschaulichen und sich dann in einer anmuthigen und harmonischen Weise wieder vereinigen [2]). Wie Köhler die verschiedenen Gattungen des Sardes zusammengestellt hat, so auch die des Onyx. „Was hier von den Farben gesagt wird, ist von der Grundfarbe zu verstehen, auf und in welcher sich weisse Flecken, Adern

---

1) Plin. l. c. 6, 24: illic enim momentum esse, hic circulum. Diese ganze Stelle ist dunkel und vielleicht lückenhaft. Vgl. Köhler gegen Brückmann S. 192 l. c. Momentum kann hier nur Uebertragung von der Zeit auf Oertliches sein, also eine gleichsam verschwindende Stelle, während man sie betrachtet, oder begonnene Reifen, Cirkel, welche aufhören und dem Auge entschwinden, bevor sie zum vollständigen Cirkel geworden sind (wie momentum temporis ein schnell schwindender Punkt der Zeit, ein Augenblick).

1) Ibid.: veram autem onychem plurimas variasque cum lacteis habere venas, omnium in transitu colore inenarrabili et in unum redeunte concentum suavitate grata. Den verwickelten Streit der Meinungen über die Bestimmung des ächten Onyx s. bei Köhler kl. Abh. zur Gemmenkunde Th. I, S, 190 ff. welcher Brückmann widerlegt. Brückmann wollte den Onyx als einen eigentlich blass-weissen Stein, gleichsam Nagelstein (dem menschlichen Fingernagel ähnlich, also gleichsam einen Chalcedon ohne Sard) gelten lassen. Dagegen Köhler l. c. S. 191. Ueber die Differenz in den Ausdrücken albae, lacteae, candidae vgl. Köhler I, S. 193 l. c.

und Streifen herumziehen. I. Indischer Onyx: die Sardlage besitzt Feuer, und die Streifen und Adern sind milch- und markig-weiss; 1) rother oder feuerfarbener Onyx; 2) dunkelbrauner Onyx; 3) hornähnlicher Onyx. II. Arabischer Onyx: die Sardlage ist dunkelbraun, scheint beinahe ganz schwarz und undurchsichtig zu sein. Die weissen Adern sind blendend und schimmernd weiss"[1]). Die Zahl der verschiedenen Onyxsteine ist in den gegenwärtigen Gemmensammlungen noch beträchtlich gross, worunter sich jedoch viele von geringeren Sorten befinden. Aus Onyx wurden nicht nur Gemmen, sondern auch verschiedene grössere Gegenstände, wie Trinkbecher, Toiletten-Stücke, selbst Büsten hergestellt [2]). Im Palaste des Cleopatra, worin sie den Cäsar bewirthete, bestand der Mosaik-Fussboden aus Achat, Onyx und anderen edlen Steinarten [3]). Die in den gegenwärtigen Gemmensammlungen aufbewahrten grossen Onyx-Cameen werden im folgenden Abschnitte in Betracht gezogen [4]). — Nach der Betrachtung des Sard und Onyx kommen wir zum Sardonyx. Einst, berichtet Plinius, verstand man unter Sardonyx, wie schon aus dem Namen hervorgehet, die Weisse (d. h. die weisse Lage oder Schicht) auf dem Sard, welche ebenso wie der Nagel (*ὄνυξ*) auf dem Fleische erscheint, und zwar so, dass beide durchscheinend oder durchsichtig sind (utroque translucido). Von solcher Beschaffenheit sind die in-

---

1) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 226.

2) Vgl. Martial. XI, 50, 6. Krause, Angeiologie S. 33 f. Eine Onyxbüste der Livia aus dem Nachlass Alexanders VII, und die des Pertinax aus Tusculum befinden sich noch gegenwärtig im Museum Campana zu Rom. Vgl. Ed. Gerhard, Denkmäler, dazu archäolog. Anzeigen No. 74. 1855, S. 29.

3) Lucan. Pharsal. X, 115 sqq. sectisque nitebat
Marmoribus: stabatque sibi non segnis achates,
Purpureusque lapis, totaque effusus in aula
Calcabatur onyx.

4) Die Zahl der kleineren Onyx-Gemmen ist in jeder beträchtlichen Sammlung gross. So werden viele Onyx-Gemmen in einem alten zu Amsterdam erschienenen Catalogus lapidum pretiosorum etc. (Amst. 1677. D.) p. 165 ff. aufgeführt. Hier ist von antiken und modernen Steinen die Rede. So befindet sich in der Gemmensammlung zu Berlin eine grosse Zahl vertieftgeschnittener Steine aus Onyx, wie schon bemerkt wurde.

dischen Sardonyche, wie Ismenias, Demostratus und Sotacus angegeben[1]). In der Folge aber verstand man unter Sardonyx edle Steine von mehreren Farben, an welchen der Grund oder die unterste Lage schwarz, schwärzlich oder schwarzbläulich war, worauf dann eine markige weisse und auf diese eine rothe oder röthliche Schicht folgte, welche da, wo sie das Weisse berührt, fast einen Uebergang ins Purpurroth zu verkündigen scheint. Bei den Indern, wo sie gefunden wurden, standen diese Steine in keinem Ansehen, obgleich sie eine solche Grösse haben, dass man hier Degengriffe daraus verfertigte. Später wurden die Inder von den Römern bewogen, auch an diesen Steinen Gefallen zu finden. Man macht dort von den durchbohrten Sardonychen Gebrauch, jedoch mehr Leute aus den unteren Klassen und nur zum Halsschmuck[2]). Auch Isidorus versteht unter Sardonyx Steine mit schwarzem Grunde, über welchem sich eine weisse und auf dieser eine röthliche Schicht ausbreitet (subterius nigro, medio candido, superius minio)[3]). Der Unterschied zwischen dem Onyx und Sardonyx besteht also nach Plinius darin, dass, wo der gelbe, braune,

---

1) Libr. XXXVII, 6, 26. Die meisten Sardonyche waren nicht durchsichtig, höchstens durchscheinend, und auch dies nicht überall. Doch fanden sich auch bisweilen durchsichtige und noch jetzt existiren solche, jedoch als Seltenheiten. Köhler, Untersuchung über d. Sard, Onyx und Sardonyx, bemerkt, S. 35, Anmerk. h: „Sardonyche von zwei und von drei Schichten, die völlig klar und durchsichtig sind, finden sich zwar unter den Gemmen der Alten, auch in der kaiserlichen Sammlung (zu Petersburg), sie gehören aber zu den Seltenheiten."

2) Plin. l. c. Isidor. XVI, 8, 4. Vgl. Köhler l. c. S. 80 f.

3) Isidorus Origines LXIV, 8. Den Naturprocess dieses Ueberzugs kann man an kleinen hellfarbigen durchschimmernden Stückchen Feuerstein erkennen, welche mit einer weissen dünnen Schicht, wahrscheinlich aus Kies angesetzt, überzogen sind. Ich habe im Kiesgemenge von der Saale mehrere kleine Stückchen dieser Art aufgefunden, welche auf beiden Seiten einen weissen Ueberzug haben. Dieser Ueberzug ist jedoch eben so hart als der Feuerstein selbst. — Als die grossen Sardonyx-Cameen zu Wien und Paris im 17. Jahrh. zuerst beschrieben wurden, betrachtete man dieselben als Achate, und noch zu Lessings Zeit wurde darüber gestritten, ob die reguläre Lage der farbigen Streife einen Achat zum Onyx mache, worüber Köhler, Untersuch. über den Sard, Onyx und Sardonyx S. Kap. 41, S. 125 f. zu vergleichen ist.

röthliche, dunkle Grund des Steines mit weissen Adern unregelmässig durchzogen (wenn also diese Adern bald Streifen und Ringe oder Reife, bald Flecken oder Augen bilden), der Stein als Onyx zu betrachten ist; wo aber der Stein regelmässige Schichten hat, die eine über der anderen mit verschiedenen Farben, möge nun die weisse Schicht sich mit dem männlichen oder weiblichen Sard, d. h. mit dem dunklen oder röthlichen verbinden, möge er zwei, drei, vier, fünf und noch mehr Bogen übereinander haben, der Stein als Sardonyx bezeichnet werden muss, indem der Sard und der Onyx hier vereinigt erscheinen, indem der Sard die dunklere Grundlage und der Onyx darüber die weisse Schicht bildet, womit sich dann noch andere Schichten verbinden können. Der Sard hat also, wie schon oben bemerkt, viele Abstufungen, in gelblich, röthlich, roth, braun, bräunlich, schwarz, dunkelfarbig überhaupt. Die Römer verstanden unter Sardonyx gewöhnlich nur einen Stein von drei Schichten und unter diesen wiederum waren diejenigen sehr beliebt, deren oberste Schicht ein schönes, reines Roth enthielt (superficies eius probatur, si meracius rubet). In dieser Beziehung haben jedoch neuere sachkundige Gelehrte bemerkt, dass man in den ausgesuchtesten Sammlungen antiker Cameen unter einigen Hunderten von Sardonychen kaum einen findet, welcher ausser der weissen Schicht noch eine rothe darbietet [2]). Als die allergrösste Seltenheit muss es betrachtet werden, wenn man, wie Plinius erwähnt, Steine mit einer schwarzen, einer weissen und einer rothen Schicht findet, so dass die letztere die oberste bildet. Die Kostbarkeit und der hohe Preis solcher Steine konnte wohl leicht dazu locken, künstliche Produkte dieser Art herzustellen und in der That entwickelte man hierin eine bedeutende Kunstfertigkeit, wie Plinius berichtet [3]). Dennoch muss die Zahl der ächten und

---

1) Vgl. Solinus Polyhist. c. 33, p. 46 sq.

2) Vgl. Mariette, Descript. d. pierr. gravées Tom. I, p. 184.

3) Libr. XXXVII, c. 75: ut sardonyches e ternis glutinantur gemmis ita ut deprehendi ars non possit, aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio sumptis, omnibus in suo genere probatissimis. Hier sehen wir jedoch, dass die rothe Schicht nicht etwa von zinnoberrother Farbe war, sondern von der geringeren Röthe des Minium.

ausgezeichneten Sardonyche im Alterthum sehr gross gewesen sein, da sich bis auf unsere Zeit so vortreffliche und grosse Exemplare erhalten haben [1]). Der berühmte Sardonyx zu Paris bestehet aus fünf Lagen, der nicht weniger schöne und berühmte zu Wien aus zwei Lagen (brauner Grund, weisse Ueberschicht). Ein höchst seltnes Exemplar besitzt die kaiserliche Sammlung zu Petersburg, einen sogenannten Carneolonyx, welcher aber nur als Sardonyx zu bezeichnen ist, mit sieben Schichten und mit vorzüglicher Arbeit aus der neueren Zeit [2]). Diese grossen Cameen bestehen sämmtlich aus indischem Sardonyx, welcher in geraden Schichten gewachsen ist. Zenothemis und Sotacus bezeichneten alle Sardonyxarten, welche nichts Durchsichtiges und Durchscheinendes haben, als blinde, und haben darunter wahrscheinlich die arabischen verstanden, über welche Plinius bemerkt, dass sie keine Spur vom Sard an sich haben (nullo Sardarum vestigio Arabicae sunt). Sie hatten also wohl nichts Durchscheinendes, oder nur so viel als die obere

---

1) Ueber eine Sardonyx-Bulle berichtet Gori Dactyliotheca Smithiana p. 64: Exstat in meis Cimeliis bulla rotunda ex Achate Sardonyche (zu Gori's Zeit wurden Sardonyche noch häufig für Achate gehalten), quae clauditur et aperitur tanquam thecula, opere pulcherrimo expolita et strigibus enimentibus ad centrum euntibus elaborata limboque argenteo in utriusque partis labris circumdata, quam vel voto damnatam alicui deorum dearumve, vel etiam nobilis pueri insigne fuisse pro amuleto continendo non invitus reor. Noch gegenwärtig existiren schöne Sardonyx-Gefässchen. Vgl. An. Gargiulo, Intorno la tazza di pietra Sardonica orientale, que servasi nel real museo Borbonico breve ragionamento. Neap. 1835. 4. Ueber das schöne Sardonyx-Gefässchen im Antiquarium des Berl. Museums habe ich in d. Angeiologie Abschn. I, §. 3, S. 15 ff. gehandelt.

2) Vgl. H. K. E. Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 98 f. Hier hat Köhler den Namen Carneol-Onyx selber gebraucht. In den kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 227 f. bemerkt er dagegen: „Wie abgeschmackt der Name Carneol-Onyx sei, erhellt aus meiner Untersuchung, weil man bei demselben nicht weiss, ob rother Onyx oder Sardonyx mit einer rothen Schicht gemeint sei, und dieser Zwittername stets einen falschen Begriff mit sich führt, da Onyx rothen oder braunen Sard besitzen muss, im Carneol-Onyx man also den Sard zweimal erwähnt. Denn dass es jemand geben könne, der, dem Theophrast und allen Griechen zum Trotz — behaupten könne, der undurchsichtige weisse Chalcedon sei Onyx, halte ich für völlig unmöglich.“

Onyxschicht gewährte [1]). Diese arabischen Steine waren aber ganz besonders zu vertieften Arbeiten, zu Intaglio's geeignet, kamen desshalb frühzeitig in Gebrauch und wurden insbesondere bei den Römern beliebt. Der ältere Scipio Africanus war der erste Römer, welcher einen Ring mit Sardonyx trug [2]). Zur Zeit der Dichter Martialis, Juvenalis und Persius wurden Ringe dieser Art überaus häufig getragen und werden von ihnen oft erwähnt [3]). Auch war es Sitte, verschiedene Gegenstände, z. B. musikalische Instrumente, mit Sardonyx zu verzieren [4]). Während dieser Zeit verstand man unter dem Namen Sardonyx gewöhnlich nur die arabischen Steine (quae nunc nomen abstulere, bemerkt Plinius) und diese waren so allgemein im Gebrauche, dass Solinus es für überflüssig hielt, noch von ihnen zu reden [5]). Bei den Indern waren Halsornamente aus durchbohrten Sardonychen beliebt, und es lassen sich die noch jetzt aufbewahrten durchbohrten Sardonyche vielleicht daher ableiten [6]).

---

1) Plin. XXXVII, 6, 23.

2) Plin. ibid.

3) Martial. II, 28, 2. XI, 37, 2 (auf Zoilus, welcher einen Ring mi einem Sardonyx vom Gewicht eines Pfundes [natürlich spöttisch übertrieben] getragen haben soll). Iuvenal VI, 382. Pers. II. 16.

4) Iuven. VI, 380 f. organa semper
in manibus, densi radiant testudine tota
Sardonyches.

5) Polyhist. c. XXXIII, p. 46 C.: nec multum de ea disserendum puto, adeo sardonyx in omnium venit conscientiam. Und ebendaselbst: ex istius (Arabici) littoris sinu Polycrati regi advecta sardonyx gemma prima in orbe nostro luxuriae excitavit facem. Ueber diesen Irrthum s. unten Abtheil. II, §. 4. und oben S. 4.

6) Plin. XXXVII, 23 utiturque perforatis utique volgus in collo, von den Indern. Plinius redet hier so, als haben erst die Römer den Indern das Wohlgefallen am Sardonyx beigebracht: persuasimus deinde et Indis, ut ipsi quoque his gauderent. Dann bemerkt er: et hoc nunc est Indicarum argumentum; also wohl das Durchbohrtsein. Uebrigens liegt in den Worten des Plinius nur die Bemerkung, dass die Inder Sardonyche durchbohrten und am Halse trugen, nicht dass sie wirkliche Halsketten daraus bildeten, wie Köhler, kl. Abh. zur Gemmenkunde I, 234, angenommen hat. Sie konnten eben sowohl einfache zierlich geschliffene und po-

Köhler hat folgende Gattungen des Sardonyx zusammengestellt:

I. Indischer Sardonyx: besitzt in den Sardlagen alle Farben des Sardes und alle Uebergänge der Farben dieses Steines, eben so auch das Feuer desselben. Seine weisse Schicht ist milch- oder markigweiss. Von ihm giebt es drei Arten: 1) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem Sard, 2) Sardonyx mit rothem Sard; 3) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem und mit rothem Sard. Ein Sardonyx, der beide Geschlechter des Sard besitzt.

II. Arabischer Sardonyx. Die Sardlage ist ganz dunkelbraun, beinahe schwarz, und fast ganz durchsichtig an den schönsten Steinen. Die weisse Lage blendend und schimmernd weiss, auch mehr oder weniger, zum Theil durch den dunklen Grund himmelblau und hell-ultramarinfarben.

III. Armenischer Sardonyx: wie sich aus Plinius Stelle vermuthen lässt, dem indischen ähnlich, von nicht schlechter Beschaffenheit, nur war die weisse Schicht bleich [1]).

§. 12.

Vom Sardonyx wendet sich Plinius zum carbunculus, dem *ἄνθραξ* der Griechen, dem Rubin der neueren Mineralogie, welcher in Betracht seines Werthes nach dem Diamant hätte folgen sollen, da Plinius mit diesem als dem kostbarsten der edlen Steine begonnen hat. Er bezeichnet den carbunculus als den ersten unter den flammenden feurigen Steinen (ardentium gemmarum, dann principatum habent carbunculi a similitudine ignium appellati). Da dieselben vom Feuer nicht angegriffen werden, so haben sie von Einigen die Bezeichnung acausti erhalten. Als besondere Arten erwähnt er nun die indischen und die garamantischen, welche letzteren man auch als karchedo-

---

lirte Stücke am Halse tragen, als aus Stückchen zusammengesetzte Halsbänder. Da nun dies dem Plinius bekannt geworden und er aus der Durchbohrung das Merkmal des indischen Ursprungs nimmt, so müssen durchbohrte indische Sardonyche damals nach Rom gekommen sein.

1) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 227.

nische betrachte in Bezug auf den Reichthum der grossen Stadt Carthago. Zu diesen zählte man noch äthiopische und alabandische, welche letzteren auf dem orthosischen Felsen in Karien gefunden und zu Alabanda zubereitet wurden [1]. Ausserdem betrachte man in jeder Gattung die mit stärkerem Glanze als die weiblichen. Auch unter den männlichen bemerke man einige von hellerer Flamme, anderer von dunklerem Feuer, auch einige nur in der Höhe hell, und in der Sonne mehr als die übrigen strahlend [2]. Die besten aber seien die amethystfarbenen, d. h. deren letzter Feuerschein oder strahlender Punkt (igniculus) in das Violett des Amethystes ausläuft. Ihnen zunächst kommen die syrtitae (ältere Lesart sititae), deren zerstreuter Strahl einer Feder gleicht [3]. Sie werden da gefunden, wo der Reflex der Sonnenstrahlen (solis repercussus) am stärksten wirkt. Satyrus behauptete, die indischen seien nicht rein und hell, sondern gewöhnlich schmutzig und immer von einem düsterem Glanze: die äthiopischen dagegen seien fett; lassen das Licht nicht durch und strahlen mit einem gleichsam in sich selbst zusammengedrängten Feuer. Callistratus hatte angegeben, der Glanz des carbunculus müsse rein sein, so lange er ruhig daliege, nur beim Nachschimmer oder letztem Scheine dürfe sich etwas wolkiges einmischen (extremo visu nubilantem); so bald er aber aufgehoben werde, müsse er im

---

1) Plin. XXXVII, 7, Sect. 25. Vgl. V, 29. Auch Theophrastos kannte diesen Stein genau: περὶ λίθων p. 690 ed. Schneid. S. oben Abtheil. I. §. 3, S. 15. — Der Rubin soll im Oriente als Talisman gelten, welchen man selbst Freunden nicht gern sehen lasse. Habe er aber schwarze Flecken, so halte man ihn für Unglück bringend. Gell technical Repos. N. 57, 1826, p. 143. J. R. Blum. die Schmucksteine und deren Bearbeitung S. 9.

2) Der Text hat hier freilich verschiedene Lesarten. S. d. Ausgaben von Franz und von Sillig. Die Lesart: et quosdam ex alto lucidos ist der anderen et quosdam ex alio lucidos vorzuziehen. Es ist von dunklen Steinen die Rede, welche blos durchsichtig werden, wenn man sie hoch und gegen das Licht oder die Sonne hält.

3) Der Text in d. Ausgabe von Franz: quos vocant sititas, innato fulgore radiantes; Sillig: quos vocant syrtitas, pinnato fulgore radiantis, aus welcher letzteren Lesart sich ein bestimmterer und verständlicher Sinn ermitteln lässt.

Glanze erglühen. Desshalb werde derselbe von vielen der helle oder reine, weisse (carbunculus candidus) genannt. Diejenigen Steine dagegen, welche unter den indischen einen matteren und schwächeren Glanz haben, nenne man lignyzontes [1]). Die karchedonischen seien um vieles kleiner, die indischen dagegen könne man bis zur Grösse eines Sextarius aushöhlen. Archelaos hatte angegeben, dass die karchedonischen einen dunkleren Anblick darbieten, aber gegen Feuer oder gegen die Sonne gehalten, oder auch beim Neigen stärker als andere erglühen. Im Schatten des Zimmers erscheinen dieselben purpurfarben, im Freien flammend, gegen die Strahlen der Sonne gehalten blitzend oder gleichsam Funken sprühend, ja wenn man mit diesen Steinen Wachs siegele, so schmelze es, obgleich im Schatten. Viele haben berichtet, dass die indischen reiner und heller seien als die karchedonischen, dass aber ihr Glanz, sobald man sie nach der entgegengesetzten Seite umwende, stumpfer werde: auch sollen in den männlichen karchedonischen nach innen Sterne erglühen, die weiblichen dagegen ihren ganzen Glanz nach aussen hin ergiessen. Die alabandischen seien dunkler als die übrigen und mit rauhen Stellen versehen. Auch um Milet finde man Steine von derselben Farbe, welche dem Feuer Widerstand leisten [2]). Theophrastos habe berichtet, dass auch im arkadischen Orchomenos und auf Chios Anthrakes gefunden würden, jene von schwarzer oder dunkler Farbe, aus welchen man Spiegel bereite. Auch finde man verschiedene trözenische, an welchen weisse Flecken unterlaufen; eben so korinthische, welcher blasser und heller; auch bringe man carbunculi aus Massilia. Bocchus habe berichtet, dass auch carbunculi im Gebiete von Olisipo (in Olisiponensi, d. h. im Gebiete von Lissabon) gefunden

1) Auch hier bietet der Text starke Varianten: Die Ausgabe von Franz: qui languidius ac lividius ex Indicis lucent, lithizontas appellari. Sillig: eum qui languidius Indicis lucet, lignyzontem. Statt Indicis habe ich ex Indicis, und statt lithizontas lignyzontes vorgezogen.

2) Plin. XXXVII, 7. 25. Hier findet sich in den Ausgaben eine starke Differenz: ed. Franz: Nascuntur et in Thracia coloris eiusdem, ignem minime sentientes. Ed. Sillig: Et circa Miletum nascuntur in terra coloris eiusdem ignem minime sentientis. Siehe die Notae d. Herausgeber.

werden, und zwar mit grosser Mühe wegen des Thones des von der Sonne ausgetrockneten Bodens [1]).

Hierbei bemerkt nun Plinius, dass bei diesen Steinen der Betrug leicht und dass es schwierig sei, die unächten zu erkennen, da man durch untergelegte Folien einen stärkeren Glanz hervorbringe [2]). Man mache dieselben aus Glas täuschend nach, man könne sie jedoch am Wetzsteine prüfen wie jede andere Gemme. Denn die unächten bestehen aus einem weicheren und zerbrechlicheren Stoffe als die ächten. Auch erkenne man die unächten an ihrem geringeren Gewicht, bisweilen auch an kleinen silberfarbig leuchtenden Pusteln [3]).

Plinius gedenkt nun noch des Anthracitis, welcher in Thesprotien als Fossil gewonnen werde und den Kohlen (carbonibus) ähnlich sei [4]). Für einen Irrthum hält Plinius die Angabe, dass diese Steinart auch in Liguria gefunden werde, es müsste denn der Fall sein, dass man in älterer Zeit dieselbe in diesem Lande entdeckt habe. Einige von jenen Anthraciten sollen mit einer weissen Ader umzogen sein. Ihr feuriger Glanz ist eben so beschaffen, wie der der obengenannten carbunculi; aber eigenthümlich ist ihnen, dass, wenn man sie

---

1) Hier hat Plinius l. c. eine Stelle in der Schrift des Bocchus unrichtig verstanden, wie es scheint, sofern daselbst wohl nur von wirklichen Kohlen, carbones, die Rede gewesen ist, da noch gegenwärtig am linken Tagusufer, wo das alte Olisipo gestanden hat, Kohlen ausgegraben werden. Vgl. Link, Bemerkungen auf einer Reise durch Portugal I, 272 ff. II, 4, 7. III, 127 sq. u. 303. und M. Pinder de adamante p. 16 f.

2) Ibid. c. 26: Nec est aliud difficilius, quam discernere haec genera; tanta est in illis occasio artis, subditis per quae translucere cogantur. Wir sehen hieraus, dass man solche Steine gewöhnlich Anderen nicht eher zum Kaufe anbot, als bis sie eingefasst worden waren.

3) Auch hier (ibid. c. 26) ist der Text verschiedenartig gestaltet: Franz: et centrosa scobe deprehenduntur et pondere, quod minus est vitreis: aliquando et pustulis argenti modo relucentibus. Sillig: Centrosas cote deprehendunt et pondere quod minus est in vitreis, aliquando et pustulis argenti more lucentibus. Ich würde centrosa scobe deprehenduntur vorziehen, da cote deprehenduntur schon vorausgegangen ist.

4) Ibid. 27. Hier scheint Plinius von wirklichen Kohlen, etwa Steinkohlen, zu reden, da er nicht candentibus carbonibus similis sagt. Doch redet er im Folgenden wieder von dem igneus color.

ins Feuer wirft, sie gleichsam absterben und verlöschen. Begiesst man sie aber mit Wasser, so flammen sie auf [1]). Verwandt mit diesen sei auch der Sandastros, welchen Einige Garamantites nennen. Er entstehe in Indien in dem gleichbenanntem Lande. Auch finde er sich im südlichen Arabien [2]). Er empfiehlt sich am meisten dadurch, dass er in seinem durchsichtigen Feuer im Innern sternenartige goldne Tropfen zeigt, und zwar in seiner Mitte, nicht auf der Oberfläche, Er war besonders bei den Chaldäern beliebt und hatte hier eine religiöse Bedeutung, weil die erwähnten goldnen Tropfen beinahe eine Disposition wie die Pleiaden und Hyaden haben [3]). Auch hier unterschied man männliche und weibliche. Die ersteren zeichnen sich durch Strenge oder Herbe und Lebendigkeit der Farbe aus, welche mit ihrem Schein nahe gestellte Gegenstände färbt. Eine mildere Flamme ist den weiblichen eigen, mehr anleuchtend als entzündend. Einige ziehen die arabischen den indischen vor, indem sie jene einem rauchfarbenen Chrysolith ähnlich nennen. Ismenias behauptete, der Sandastros werde wegen seiner Zartheit nicht polirt und habe desshalb einen hohen Preis. Von Einigen werden dieselben sandrisitae genannt. Bekannt sei auch, dass je grösser die Zahl der Sterne, um so höher der Werth [4]).

Zur Gattung der flammenden Steine zählt Plinius auch den Lychnis, so benannt, weil er in der Nähe brennender Lampen von besonderer Anmuth ist [5]). Er entstehet um Orthosia, in

---

1) Ibid. 7, 27.

2) Ibid. 7, 28. Die älteren Ausgaben haben sandaresus. Sillig sandastrus.

3) Ibid. 7, 28: quoniam fere pliadum hyadumque dispositione ac numero stellantur, ob id Chaldaeis in caerimoniis habitae.

4) Ibid. Hier fügt Plinius noch hinzu: Adfert aliquando errorem similitudo nominis sandaresi. Nicander sandaserion (Franz sandareseon) vocat, alii sandaseron, quidam vero hanc sandastron; illam sandaresum, in India nascentem illam quoque et loci nomen custodientem, mali colore aut olei viridis, omnibus improbatam. Vgl. die verschiedenen Lesarten bei Franz und Sillig.

5) Ibid. 7. 29 nach Silligs Texte: Ex eodem genere ardentium est lychnis appellata a lucernarum assensu, tum praecipuae gratiae: Franz: — appellata a lucernarum accensu, tamen praecipuae gratiae, was einen klaren Sinn nicht gewährt.

Karien überhaupt und in den benachbarten Ortschaften. Den besten jedoch liefert Indien. Einige meinten, er sei eine Species des carbunculus von gelinderem Glanze oder Lichte. Den nächsten Rang behaupte derjenige, welcher den sogenannten Zeus-Blumen (oder den nach Iupiter benannten Blumen) ähnlich sei[1]). Andere unterscheidende Merkmale seien, dass die eine Art purpurfarben strahle, die andere coccusfarben, und von der Sonne oder durch Reiben erwärmt, ziehen sie Spreu und Papierfasern an sich. Dasselbe soll auch der karchedonische leisten, obgleich er um vieles geringer sei als die genannten[2]). Man gewinnt ihn auf den Gebirgen der Nasamonen, und wie die Bewohner glauben, wird er durch einen göttlichen Regen (imbre divino) gespendet. Man sammelt ihn vorzüglich beim Scheine des Vollmondes, Von hier wurde er einst nach Carthago geschafft[3]). Archelaos hatte berichtet, dass dieselbe Steinart auch in Aegypten in der Gegend von Theben gefunden werde, jedoch zerbrechlich, voll von Adern und einer sterbenden Kohle ähnlich. Sowohl aus dieser Gattung als aus dem obenerwähnten Lychnis wurden, wie Plinius berichtet, auch Trinkgefässe (potoria) bereitet. Allein alle diese Steinarten widerstehen hartnäckig der Gravirung, und wenn sie geschnitten und im Ringe gefasst worden sind, lassen sie auf dem Steine einen Theil des Wachses vom Siegel zurück. Hierauf wendet sich Plinius nochmals zum Sard, welchen er oben bei Beschreibung des Onyx und Sardonyx nur flüchtig berührt hatte, und kommt dann zum Topaz[4]).

---

1) Hier hat Sillig den Text ganz anders gestaltet: Quidam remissiorem carbunculum esse dixerunt, secundam bonitate, quae similis esset Iovis appellatis floribus; Franz: quam quidam remissiorem carbunculum esse dixerunt. Secunda bonitate similis est, Ionia appellata a praelatis floribus, was keinen verständlichen Sinn gibt. Sillig bemerkt in d. Note: Sed Iovis flores memorantur 21, 59, 67. ubi quod maxime notandum, flores lychnidis et Iovis flos afferuntur. Ich habe jedoch in der angegebenen Stelle nichts dieser Art gefunden.

2) Ibid. 7, 30.

3) Ibid. 7, 30.

4) Ibid. 7, 31. 8, 32.

§. 13.

Auch noch gegenwärtig, fährt Plinius fort, wird dem Topaz (topazium, richtiger topazum) hohe Schätzung zu Theil, welcher zur Gattung der grünlichen Steine gehört, und als man ihn zuerst in Gebrauch brachte, allen anderen vorgezogen wurde. Man fand ihn zuerst auf der arabischen Insel Cytis, wo die räuberischen Troglodyten durch Hunger und stürmisches Wetter geplagt Kräuter und Wurzeln aufzusuchen gezwungen waren und bei dieser Gelegenheit den Topaz entdeckten. Dies war die Meinung des Archelaus. Iuba dagegen berichtete, dass im rothen Meere dreihundert Stadien vom festen Lande, eine Insel Topazum liege, welche voll Nebel sei und daher von den Seefahrern oft gesucht werden musste, und von dem Suchen habe sie ihren Namen erhalten [1]). Von jener Insel habe der

---

1) Ibid. 8, 32: topazin enim Troglodytarum lingua significationem habere quaerendi. Hier ist also der Sinn: da die Insel voll Nebel war, mussten die Schifffahrer oft lange suchen, bis sie die Insel auffanden. Von dem Suchen also, topazin (vielleicht nur das abbrevirte oder umgestaltete *τοπάζειν*, *τόπον ζητεῖν*) habe die Insel den Namen Topazium und von dieser der aufgefundene Stein denselben Namen erhalten. Der Topas in der neueren Mineralogie spielt in die verschiedensten Farben und wird zu den Bergkrystallen gezählt. J. A. F. Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine S. 21 bemerkt: „Der Sapphir, Rubin (rothe Corindon) und orientalische Topas (gelbe Corindon) unterscheiden sich nur durch die Farbe. Man betrachtete sie lange als verschiedene Gattungen. Ein Irrthum, dessen Entstehen um so unbegreiflicher ist, als man in demselben Steine manchmal Zonen von zwei, auch von vier Farben (blau, roth, gelb, weiss) findet.“ S. 28: „Der orientalische Topas oder gelbe Sapphir (Corindon, Hyalin jaune) ist durch Farbe und Glanz über den wirklichen Topas sehr erhaben; seine Tingirungen sind Jonquillengelb, Citronengelb und ein bräunliches Strohgelb, sogar (aber selten) Aprikosengelb.“ S. 40: „Der eigentliche Topas darf keineswegs mit dem beim Corindon schon angeführten orientalischen Topas oder gelben Corindon verwechselt werden. Er ist unter den feinen Edelsteinen einer der gemeinsten. Die Brasilianischen Topase sind grösstentheils von verschiedenen Tingirungen der gelben Farbe.“ Ueber die verschiedenen Krystallisationsformen der Topaze hat Monteiro, ein gründlicher Theoretiker im Gebiete der Krystallographie, in einer besonderen Schrift ausführlich gehandelt

Präfekt Philo den ersten Topaz der Königin Berenice, der Mutter des folgenden Ptolemäus, überbracht, welcher ihr ausserordentlich gefallen [1]). Aus derselben Steinart habe man dann der Arsinoe, Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, eine vier Ellen hohe Statue hergestellt, welche in dem sogenannten goldnen Tempel als Weihgeschenk gebracht worden sei [2]). Die neuesten Autoren, fährt Plinius fort, versichern, dass diese Steinart auch in der Gegend der Stadt Alabastrum in der ägyptischen Landschaft Thebais entstehe, und theilen denselben in zwei Arten ein, den Prasoid und den Chrysopteros, welcher dem Chrysopras ähnlich sei: denn seine ganze Farbe nähere sich dem Safte des Lauches (porrum, *πράσον*, daher Chrysopras) [3]). Dieser Stein werde von grösstem Umfange gefunden

---

und eine grosse Zahl Exemplare mit mathematischer Berechnung der Formen aufgeführt, wobei er eine ausgezeichnete Sammlung von Topazen benutzt hat. (Mémoire sur plusieurs nouvelles variétés de formes determinales de topaze, mit vier Tafeln Abbildungen; Par. 1820, 4.)

1) Die Ausgabe von Franz nennt den Präfect Philemon, Silligs Ausgabe Philon.

2) Ibid. 8, 32. Ueber den Topaz des Plinius hat insbesondere E. Fr. Glocker, de gemmis Plinii, inprimis topazio, Vratisl. 1824. 8. gehandelt. Er bemerkt S. 19 ff., dass Plinius die grünen Steine vorzüglich gewürdigt habe. Ueber die Aehnlichkeit, welche der Topaz nach den Alten mit dem Glas haben soll §. 11, p. 37: „Etiam ab Agatharchide cum vitro comparatus est topazius (ipsi *τοπάζιον*), descriptusque *λίθος διαφαινόμενος, ὑάλῳ προσεμφερής*; qua re iterum sole clarius conspicitur, similitudinem cum vitro in pelluciditate potissimum positum esse ab auctoribus.“ In den Lithicis Orph. v. 277 sq. heisst es *ὑαλοειδέες τόπαζοι*. Dionysius Perieget. v. 1121 nennt den Topaz *γλαυκιόωντα λίθον καθαροῖο τοπάζου*. J. Beckmann ad Marbodi librum lapidum p. 31 bemerkt: „de hac gemma (Chrysolitho) copiose et acute egit. von Born in d. Abhandll. einer Privatgesellschaft in Böhmen, 2, p. 16. Probavit argumentis chrysolithum Plinii esse eandem gemmam, quam Graeci vocant *τοπάζιον*, hanc vero diversam esse a topazio Plinii.“ Stephanus Byzant. v. bemerkt: *Ἀλέξανδρος ὁ πολυίστωρ φησιν, ὡς εὑρισκέσθαι καὶ ἐν τῇ τῶν τοπαζίων νήσῳ λίθον ὁμώνυμον τῇ νήσῳ, ὅμοιον τῇ χροίᾳ τῇ τοῦ νέου ἐλαίου.* Das frisch bereitete Olivenöl hat wahrscheinlich auch eine grünliche Farbe, und Glocker l. c. S. 39 hat daher wohl ohne Grund angenommen, dass der Polyhistor Alexander eine abweichende Beschreibung von Topaz gegeben habe.

3) Plin. ibid. tota enim similitudo ad porri succum dirigitur. Noch gegenwärtig findet man zahlreiche antike Gemmen aus dem Plasma oder Prasma der Alten. Tölken, Verzeichniss d. ant. vertieft geschnitt. Steine d. Königl.

und empfinde allein unter den Gemmen die Feile, während die übrigen durch das Naxium polirt werden. Diese Steinart nutze sich sogar durch den Gebrauch ab. Es begleite ihn ein anderer edler Stein, welcher zwar Aehnlichkeit mit ihm, aber nicht gleiches Ansehen habe, der Kallais oder Kallaina [1]), welcher von der grünlichen Farbe ins Blasse übergehe. Er wird in Hinterindien, bei den Bewohnern des kaukasischen Gebirges, den Phykarern, Sakern und Dahern gefunden und hat beträchtliche Grösse. Allein er ist löcherig (fistulosa) und voll schmutziger Stellen (sordium plena). Viel reiner und vortrefflicher wird er in Karmania gefunden. In beiden Regionen wird er auf unzugänglichen, kalten Gebirgsfelsen gewonnen, wo er in Gestalt eines Auges hervorragt und nur leicht an den Felsen hängt, nicht wie angewachsen, sondern nur wie angelegt oder angesetzt (apposita). Jene an das Ross gewöhnte Völker sind daher zu träg, um diese Felsen zu Fuss zu erklimmen, auch werden sie von der Gefahr davon abgeschreckt. Sie werfen deshalb aus der Ferne vermittels der Schleuder danach und lösen sie auf diese Weise sammt dem Moose vom Felsen ab. Dies ist für sie ein Gewinn, und die Reichen tragen diesen Stein als schönsten Sckmuck des Halses. Hierin bestehet ihr Reichthum und es ist ein Ruhm, von Jugend auf eine grosse Anzahl jener Steine getroffen und so vom Felsen abgelöst zu haben [2]). Hierbei spielt das Glück seine Rolle. Einige gewinnen auf den ersten Wurf vortreffliche, Andere bis zu ihrem Alter gar keine. Die gewonnenen Steine werden dann geschnitten und sind leicht zu bearbeiten. Die besten haben die Farbe des Smaragdes, jedoch so, dass das was an ihnen gefällt, als verschiedenartiges hervortritt. Sie werden in Gold gefasst und

---

Preuss. Gemmensammlung, Vorrede S. VI. bemerkt: „Nicht selten begegnet man ferner dem Plasma, dem Praser der Alten (prasius, so dass Prasma richtiger sein würde), der aber erst nach den Zeiten Alexanders zu den Griechen gelangt, bald dem Chalcedon, bald dem Iaspis sich annähert, und oft durch ein schönes tiefes Grün den Namen Smaragd-Plasma verdient; die Sammlung enthält über 140 aller Art.“

1) Ibid. 8, 33. Franz Callais, Sillig Callaina.

2) Ibid. 8, 33: hinc census, haec gloria a pueritia deiectum numerum praedicantium.

kein anderer Stein ziert das Gold so schön. Die schöneren derselben verlieren leicht durch Oel, Salben und ungemischten Wein ihre Farbe, die schlechteren behaupten sie beharrlicher und kein Stein ist durch Glas leichter nachzuahmen. Einige behaupten, dass man in Arabien derartige Steine auch in Vogelnestern finde und dass dieselben Schwarzgipfel (melancoryphos) genannt werden.

Zu den grünlichen Steinen gehören aber noch viele andere Gattungen. Zur geringeren Sorte gehört eine zweite Art des Prasier mit blutigen Punkten, und eine dritte Art mit drei weissen Strichen oder Streifchen (virgulis tribus). Diesen wird der Chrysopras vorgezogen, welcher ebenfalls den Saft des Lauches veranschaulicht, welcher sich aber zugleich ein wenig vom eigentlichen Topaz entfernt und zum Golde hinneigt. Derselbe wird in Stücken von solchem Umfange gefunden, dass man sogar Trinkbecher (cymbia) aus denselben herstellen kann. Cylinder werden sehr häufig aus ihnen verfertigt [1]). Indien erzeugt sowohl diese Steine als auch das Nilion, welches sich von jenen durch seinen matten, kurzwährenden und während man es anblickt verschwindenden oder täuschenden Schimmer unterscheidet. Sudines berichtete, das Nilion werde auch in dem attischen Flüsschen Siberos gefunden. Seine Farbe ist die eines rauchfarbenen (fumidae), bisweilen auch honigfarbenen Topazes. Nach Juba wird es auch in Aethiopien an den Küsten des Nil's gefunden und habe daher seinen Namen erhalten [2]). Zu den grünlichen Steinen gehört nun ferner der Malachit, welchen hier Plinius Molochitis nennt, ein nicht durchscheinender Stein, mit einem dichteren und fetteren Grün als der Smaragd. Er hat seinen Namen von der Farbe der Malve (μαλάχη) erhalten, ist zum Ausprägen des Siegelbildes sehr geeignet und wird auch als besonderes Schutzmittel der Kinder gegen Gefahren gebraucht. Sein Vaterland ist Arabien [3]).

1) Ibid. 8, 34. Die Cylinderform war bei den Indern beliebt, wie oben aus Plinius angegeben worden ist. Ueber das Kymbion als Trinkgefäss habe ich in der Angeiologie S. 319 ff. gehandelt.

2) Ibid. 8, 35.

3) Ibid. 8, 36. Mehrere Jahre hindurch stand in der grossen Rotunda des älteren Museums zu Berlin ein grosses herrliches Gefäss aus Malachit,

§. 14.

Plinius gehet nun zum Iaspis über und gibt folgende Beschreibung desselben. Der Iaspis hat grünliche Farbe, ist oft durchsichtig oder durchscheinend (translucet), und obgleich von vielen anderen übertroffen, behauptet er doch den Ruhm seines Alters [1]). Man findet ihn bei vielen Völkern. Bei den Indern ist er dem Smaragd ähnlich. Kypros erzeugt einen harten und durch fettes Meergrün ausgezeichneten Iaspis. Die Perser haben einen luftfarbenen, welcher desshalb aerizusa genannt wird. So ist auch der caspische beschaffen. Bläulicher Iaspis wird um den Thermodon gefunden, in Phrygien ist er purpurfarbig und in Kappadocien aus dem Purpur ins Bläuliche übergehend, stumpf und ohne Widerschein. Amisos liefert einen dem indischen ähnlichen Iaspis, Chalcedon einen trüben. Doch liegt uns weniger daran, bemerkt Plinius, die

---

d. h. ein Gefäss, welches mit Malachit überzogen war. Die Stückchen Malachit sind so fein und sauber aneinandergefügt, dass man Fugen nicht zu erkennen vermag. Dieses Prachtgefäss war von dem Kaiser Nikolaus S. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. verehrt worden. Wahrscheinlich ist dieser Malachit in den Gebirgen Ural und Altai gewonnen worden. Später ist dieses Gefäss aus der bezeichneten Rotunda entfernt worden, wo es allerdings der Gefahr der täglichen Betastung und allmäligen Beschädigung ausgesetzt war. Einen schön gearbeiteten Isiskopf aus Malachit hat H. K. E. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 6 erwähnt.

1) Die grünliche Farbe des Iaspis im Allgemeinen wird auch durch ein Epigramm in der Anthologia Graeca IV, 18, 7, l. 2 bezeugt:

Τὰς βοῦς καὶ τὸν Ἴασπιν ἰδὼν περὶ χειρὶ δοκήσεις
Τὰς μὲν ἀναπνείειν, τὸν δὲ χλοηκομέειν.

Hier wird also das natürliche Gras-Grün des Steines, und die künstlerische naturgetreue Darstellung der Kühe auf demselben, welche gleichsam im Grünen zu weiden scheinen, zusammengestellt. Ein anderes Epigramm lautet (IV, 18, 6):

Εἰκόνα πέντε βοῶν μικρὴ λίθος εἶχεν Ἴασπις.
Ὣς ἤδη πάσας ἔμπνοα βοσκομένας.
Καὶ τάχα κἂν ἀπέφευγε τὰ βοΐδια, νῦν δὲ κρατεῖται.
Τῇ χρυσῇ μάνδρῃ τὸ βραχὺ βουκόλιον.

Bereits Platon und Theophrast, auch der Verfasser der orphischen Schrift de lapidibus haben den Iaspis erwähnt. S. oben S. 7. 10. 14.

Nationen als die Grade der Güte und Vortrefflichkeit (bonitates) zu unterscheiden. Der beste Iaspis ist der, welcher etwas vom Purpur enthält, der nächstfolgende, welcher etwas Rosenfarbe, der dritte, welcher etwas vom Smaragd hat. Die Griechen haben diesen verschiedenen Arten nach ihrer Natur und Beschaffenheit die Namen gegeben [1]. Eine vierte Art des Iaspis hat den Namen Boria erhalten und ist dem herbstlichen Frühhimmel ähnlich, und diese ist es vermuthlich, welche den Namen Aerizusa erhalten hat [2]. Dieselbe ist auch dem Sard ähnlich und ahmt die Veilchen nach. Nicht weniger zahlreich sind die übrigen Species, sie fallen jedoch alle ins Bläuliche, was als Fehler gilt: so sind einige dem Krystall oder den Myxis ähnlich [3]. Auch gibt es eine Art Terebinthizusa, mit einem uneigentlichen Namen, bemerkt Plinius, und gleichsam aus vielen Gemmen derselben Art zusammengesetzt. Die vortrefflichsten unter ihnen werden so in die Ringe gefasst, dass sie von beiden Seiten frei stehen und das Gold der Sphendone nichts weiter als den Rand des Steines umschliesst [4]. Fehlerhaft an ihnen ist ein kurzer Schein, ein nicht lange aufleuchtender Glanz, eben so Salzkörner und Alles, was an andern Steinarten fehlerhaftes vorkommt. Der Iaspis wird auch in Glas nachgebildet, was man leicht daran erkennt, wenn er seinen Schein nach aussen hin streuet und nicht in sich selbst

---

1) Ibid. 8, 37: Nemlich die Namen *τῆς πορφυριζούσης*, *ῥοδιζούσης*, *σμαραγδιζούσης* oder *πορφυρίζοντος ἰάσπιδος*, *ῥοδίζοντος*, *σμαραγδίζοντος*, nach den Auslegern des Plinius. In den Sammlungen antiker Gemmen ist des Iaspis besonders stark vertreten. E. H. Tölken, Erklärendes Varzeichniss, Vorrede VI. bemerkt in Beziehung auf d. K. Preuss. Gemmensammlung: „Ihnen folgen die Iaspisse, welche später in Gebrauch kamen, der Zahl nach über 320, worunter die rothen, und demnächst die grünen und die schwarzen am häufigsten sind.“

2) Plin. l. c. Er braucht hier nicht est, sondern erit (et haec erit illa quae aerizusa vocatur). Sillig hat B o r i a, die älteren Ausgaben B o r e a.

3) Ibid. Es gibt hier verschiedene Lesarten, miris, mucis statt pituitae; mixum kann Rotz bedeuten, auch die Frucht einer besonderen Art Pflaumenbäume. Dem Krystall würde mehr die Bedeutung des flüssigen, durchsichtigen Rotz entsprechen, wie er häufig aus den Nasen der Kinder kommt.

4) Hierüber wird in der folgenden Abtheilung gehandelt. §. 30.

zusammenhält. Nicht verschieden von den obenerwähnten sind diejenigen, welche man sphragidas (Siegelsteine) nennt, sofern sie allgemein zu Siegelringen verbraucht werden, weil sie das Siegelbild am besten abdrücken. Der gesammte Orient soll sich ihrer als Amulete bedienen. Den smaragdähnlichen und in der Mitte oft mit einer weissen Querlinie durchzogenen nennt man Monogrammos, den mit mehreren durchzogenen Linien nennt man Polygrammos. Die eitle Superstition der Mager glaubte, dass dieser Stein den Rednern dienlich sei [1]). Auch ist eine Iaspisart mit Onyx vereinigt und wird Iasponyx genannt. Dieser Stein zeigt Wolken, ahmt Schneeflocken nach und ist mit röthlichen Punkten besternt [2]). Ein anderer ist dem megarischen Salz ähnlich und gleichsam mit Rauch überzogen, wesshalb er Kapnias genannt wird. Wir haben, bemerkt Plinius, einen grossen Iaspis von 15 Unzen Gewicht gesehen, aus welchem das mit dem Panzer versehene Bildniss des Nero hergestellt worden war [3]). — Die Geräthschaften der Cleopatra im Palaste, in welchem sie Jul. Cäsar bewirthete, waren nach der Darstellung des Lucanus mit edlen Steinen und unter diesen auch mit Iaspis geschmückt [4]).

Der Kyanos, welchen wir bereits bei Theophrastos gefunden haben, ist ein Stein von blauer oder bläulicher Farbe, und dieser Name war desshalb früher auch dem Iaspis gegeben worden. Es existiren drei Sorten, unter welchen der skythische den Vorzug hat, dann folgen der cyprische und der ägyptische. Er wird vorzüglich durch Färbung gefälscht, und zwar

---

1) Ibid. 9, 37: Licet obiter vanitatem magicam hic quoque coarguere, quoniam hanc utilem esse concionantibus (Sillig contionantibus) prodiderunt. Auch Galenos hatte dem Iaspis, zumal, wenn er mit der hieroglyphischen Signatur der strahlenköpfigen Aeskulapsschlange versehen war, besondere Eigenschaften beigelegt. Vgl. J. Casp. Velthusen, der Amethyst, S. 34.

2) Hier finden sich Differenzen in den älteren und neueren Ausgaben. Franz: Est et onychipuncta, quae iasponyx vocatur, et nubem complexa et nivis in summitate. Est et stellata rutilis punctis. Sillig: Est et onychi iuncta quae iasponyx vocatur, et nubem complexa et nivis imitata et stellata rutilis punctis. Silligs Text ist vorzuziehen.

3) Ibid. 9, 37. Franz: est et salem imitata et veluti fumo infecta. Sillig: est et sali similis Megarico et velut fumo infecta etc.

4) Lucan Phars. X, 122.

zu Ehren der ägyptischen Könige. Auch wird derselbe in männliche und weibliche unterschieden. Der Kyanos zeichnet sich bisweilen eben so wie der Sapphir durch Goldstaub aus [1]).

§. 15.

Der Sapphir ist mit goldnen Punkten ausgestattet, auch ist derselbe von bläulicher Farbe und zeigt nur selten etwas von Purpur [2]). Die besten liefert Medien, doch sind dieselben nirgends durchsichtig, auch eignen sie sich nicht zum Graviren, da Krystallkörner in ihnen vorkommen. Diejenigen unter ihnen, welche von wasserblauer Farbe sind, werden für die männlichen gehalten. Eine andere Rangordnung gebührt aber den purpurfarbenen und denen, welche in abwärts gehender Abstufung auf dieselben folgen.

Unter den Amethysten, (auf welche hiermit Plinius übergehet), behaupten die indischen den ersten Rang. Aber auch in Arabia Peträa, welches an Syrien gränzt, in Kleinarmenien, in Aegypten und Galatien werden Amethyste gefunden, die

1) Ibid 9, 38. Auch hier ist der Text verschieden gestaltet. Franz: accommodata gratia, paulo ante nominato colore caeruleo. Sillig: adcom: modato paule ante et iaspidi nomine a colore caeruleo. Franz: idque in gloria regis Aegypti adscribitur, qui primus eam tinxit. Sillig: idque in gloriam regum Aegypti; adscribitur et qui primus tinxit. Der Zusatz: et qui primus tinxit wäre allerdings eine bessere Erklärung der Worte idque in gloriam regum Aegypti. S. d. Notae d. Herausgeber.

2) Ibid. 9, 39. Franz: In Sapphiris enim aurum punctis collucet caeruleis. Sapphirorum, quae cum purpura, optimae apud medos. Sillig: In iis enim aurum punctis collucet. Caeruleae et sapphiri, rarumque ut cum purpura; optumae apud Medos etc. F. A. F. Fladung, Versuch über die Kennzeichen der Edelsteine etc. S. 25 bemerkt: „Plinius gibt den Namen Sapphir mehrern blauen Steinarten, unter denen sich auch der Lasurstein, unser Sapphir aber nicht befindet. Aller Wahrscheinlichkeit nach verstand er unsern Sapphir unter dem Namen Aeroides gemma, da er wohl am meisten die Farbe des heiteren Himmels hat, und gewiss bei weiten mehr als der Beryll, den einige dafür hielten und den er zu deutlich characterisirt, als dass wir ihn nicht für unseren heutigen Beryll halten sollten.“ Plinius braucht jedoch das Prädicat aeroides von mehreren Steinen.

3) Ibid. Quae sunt ex iis cyanei coloris mares existumantur.

schmutzigsten und geringfügigsten liefern Thasos und Kypros. Den Grund des Namens hat man darin gefunden, dass der Amethyst die Farbe des Weines anstrebt, aber nicht erreicht; denn bevor er diese Farbe erreicht, verschwindet sein Schein ins Violet (in violam desinit fulgor): andere meinen, weil an ihm ein gewisser Purpurglanz bemerkbar sei, welcher nicht ins Feurige, sondern in Weinfarbe sich auflöst (sed in vini colorem deficiens). Alle Amethyste sind durchsichtig und durch eine schöne bläuliche oder Violet-Farbe ausgezeichnet. Auch werden sie von der Glyptik leicht bearbeitet. Die indischen haben die vollendete Purpurfarbe, und diese zu erreichen ist das Bestreben derer, welche sich mit Verfälschung edler Steine beschäftigen. Der indische Amethyst giesst diese für den Anblick milde Purpurfarbe sanft aus und wirft keine Strahlen in die Augen, wie die carbunculi. Eine andere Gattung nähert sich dem Hyacinth. Diese Farbe nennen die Inder Sokon und eine Gemme dieser Art Socondion [1]). Hat er eine hellere Farbe, so wird der Name Sapenos gebraucht. Derselbe heisst auch Pharanitis nach einem an Arabien gränzenden Volke. Die vierte Sorte hat die Weinfarbe. Eine fünfte nähert sich dem Krystalle, indem der Purpur ins Weissliche oder Helle ausläuft. Diese findet am wenigsten Beifall, weil beim Hochhalten des ächten Amethystes ein rosiger Schein vorwalten muss, gleichsam aus dem Carbunculus leicht in Purpurfarbe spielend [2]). Einige wollten diese Steine Päderotä, andere Anterotä benannt wissen. Viele bezeichnen sie mit dem Prädikat Venuswangen, weil Gestalt und Farbe derselben vorzüglich ansprechen [3]). Die eitle Aussage der Mager behauptete, dass die Amethyste der Trunkenheit widerstehen,

1) Ibid. 9, 40. Franz hat die Namen sacon, sacondion; Sillig socon, socondion. Hier redet nämlich Plinius wieder von den Amethysten, nicht von den nachgemachten der tingentium officinae.

2) Ibid. l. c. Franz: quando praecellens debet esse in suspectu, velut ex carbunculo refulgens quidam in purpura leviter rosens nitor. Sillig: quando praecellens debet esse in suspectu velut ex carbunculo refulgens leviter in purpura roseus color.

3) Ibid. 9, 40.

wovon sie den Namen erhalten haben sollen [1]). Noch viele andere mysteriöse Eigenschaften sind den Amethysten eben so wie den Smaragden von jenen beigelegt worden, was einer besonderen Widerlegung nicht bedarf [2]). Hier scheint sich Plinius namentlich auf die oben beleuchtete Schrift des Onomakritos zu beziehen. Zur Zeit des Plinius mochten noch verschiedene andere Schriften dieser Art existiren, von welchen sich nichts bis auf unsere Zeit erhalten hat. — Für den grössten noch existirenden Amethyst hat man im vorigen Jahrhundert einen unter den Reichsinsignien zu Kopenhagen aufbewahrten gehalten, welcher von grosser Schönheit ist und wahrscheinlich noch gegenwärtig daselbst zu sehen ist. [3]). Auch findet man gegen-

---

1) Ibid. Ein Epigramm des Asklepiades (Anthologia Graeca IV, 18, 9) auf einen geschnittenen Amethyst lautet:

Εἰμὶ Μέθη τὸ γλύμμα σοφῆς χερὸς, ἐν δ᾽ ἀμεθύστῳ
Γέγλυμμαι. τέχνης δ᾽ ἡ λίθος ἀλλοτρίη.
Ἀλλὰ Κλεοπάτρης ἱερὸν κτεάρ, ἐν γὰρ ἀνάσσης
Χειρὶ θεὸν νήφειν καὶ μεθύουσαν ἔδει.

Ein anderes des jüngeren Platon ibid.:

Ἁ λίθος ἔστ᾽ ἀμέθυστος, ἐγὼ δ᾽ ὁ πότας Διόνυσος
ἢ πιθέτω νήφειν, ἢ μαθέτω μεθύειν.

Wo die Uebersetzung des letzteren Verses (pota sit, aut ut sim sobrius efficiat) nicht entsprechend ist. In beiden Epigrammata wird also auf den Amethyst als einen der Trunkenheit widerstehenden Stein angespielt. Die Poesie machte gern von mysteriösen Ansichten Gebrauch.

2) Ibid. praeterea si lunae nomen ac solis inscribatur in iis atque ita suspendantur e collo cum pilis cynocephali et plumis hirundinis, resistere veneficiis; iam vero quoque modo adesse reges adituris; grandinem quoque avertere ac locustas precatione addita quam demonstrant. Nec non in smaragdis quoque similia promisere, si aquilae scalperentur aut scarabaei, quae quidem scripsisse eos non sine contemptu et inrisu generis humani arbitror.

3) F. W. Basil. von Ramdohr, Studien zur Kenntniss der schönen Natur, der schönen Künste u. s. w. auf einer Reise nach Dänemark Th. I, S. 149: „Merkwürdig ist auch der Thron der Könige von Dänemark, welcher hier aufbewahrt wird, ein altes gothisches Kunstwerk, dessen Säulen aus Nahrvals oder Einhorn mit vieler Kunst verfertigt sind. Die Kapitäler, Schaftgesimmse und übrigen Bildwerke sind von Silber in Feuer vergoldet, und vorn an dem Himmel sitzt das Modell des grössten und schönsten Amethystes, der in der Welt bekannt ist. Der Stein selbst wird bei den Reichsinsignien verwahrt."

wärtig in den mineralogischen Museen und in Gemmensammlungen grosse und vortreffliche Amethyste. Ein schöner orientalischer Amethyst befindet sich zu Petersburg [1]). Im Alterthum wählte man auch zu den Skarabäen und Abraxas am liebsten Amethyste [2]).

§. 16.

Weit vom Amethyst entfernt sich der Hyacinth, und doch ist er in Bezug auf seine Farbe nur eine benachbarte Stufe abwärts. Der Unterschied zeigt sich darin, dass jener violette Strahl des Amethysts im Hyacinth gleichsam verdünnt oder ausgewässert, d. h. heller oder weniger violett (dilutus) erscheint. Bei dem jedesmaligen ersten Anblick wirkt sein Farbenschein angenehm, verschwindet aber noch vor der Sättigung. Er erfüllt die Augen so wenig, dass er sie kaum berührt, indem er schneller als die gleichbenannte Blume abstirbt [3]). So-

---

1) Vgl. Description d'une amethyste du Cabinet des pierres gravees de sa Maj. l'empereur de toutes les Russies. St. Petersb. 1798. 8. Wieder aufgenommen in Köhlers kl. Abh. zur Gemmenkunde Th. I. S. 25 ff. (Köhlers gesammelte Schriften Bd. IV. von L. Stephani.) Petersb. 1851.

2) Hierüber hat Joh. Casp, Velthusen, der Amethyst, Beitrag histor. krit. Untersuchungen über das Hohelied etc. Braunschw. 1786 mit seltner Gelehrsamkeit gehandelt. S. 61 bemerkt er: „Von wirklichen Amethystamuleten besitze ich — zween Abdrücke, beide oben scarabaei, unten flach und gravirt, in einem Ringe sich drehend. Der eine stellt einen bekleideten Anubis oder Cynocephalus vor u. s. w.“ Dann führt er mehrere Amethystamulete auf und bemerkt S. 76: „Der neunte, auf welchen — Remer mich aufmerksam gemacht hat, und der für den Beweis, dass der Amethyst die wahre Astartengemme gewesen sei (gemma Veneris, der ächte Mondstein) vielleicht das entschiedenste Gewicht behält, ist ein weisser Amethyst in d. Dresd. Kabinette (Lipperts Dactyliothek Tous. I, N. 224, S. 96) — enthält einen convex geschliffenen Stein (*λίθος τορευτός*) — stellt eine dreiköpfige Hekate dar u. s. w.“ S. 84 über den Abrasax des Basilides S. 86 bemerkt er, dass man zu alexandrischen Abraxen vorzüglich gern diese Astartengemme (Amethyst) gewählt habe u. s. w.

3) Plin. ibid. 9, 41. Plinius hat hier das Farbenspiel mit gewählten Ausdrücken bezeichnet. Ein Epigramm auf einen geschnittenen Hyacinth mit dem Bilde des Apollon ist in d. Antholog. Graec. IV, 18, 13:

Ἁ σφραγὶς ὑάκινθος. Ἀπόλλων δ' ἐστὶν ἐν αὐτῇ
καὶ Δάφνη· ποτέρου μᾶλλον ὁ Λητοΐδας.

wohl die Hyacinthe als die Chrysolithe, bei welchen ein goldner Schein durchschimmert, sendet Aethiopien [1]. Den äthiopischen Chrysolithen werden aber die indischen vorgezogen, auch die Tibarener, wenn diese nicht abwechselnde Farbe haben. Die geringfügigsten sind die arabischen, weil sie trübe und von variirender Farbe sind und ihr Glanz von wolkigen Flecken unterbrochen wird. Auch wenn sie hell und flüssig erscheinen, haben sie dennoch ihre rauhen Stellen. Die besten sind diejenigen, welche daneben gelegtes Gold zwingen zu erblassen und gleichsam einen Silberschein anzunehmen [2]. Die reinen und durchsichtigen werden wie sie sind im Ringe gefasst, den übrigen dient Aurichalcum zur Unterlage oder Folie. Einige von ihnen, welche jedoch nicht mehr zu Gemmen für Ringe gebraucht werden, heissen Chryselectri, sofern sie in die Farbe des Electrums übergehen, jedoch nur in den Vormittagsstunden [3]. Die pontischen erkennt man an ihrer Leichtigkeit. Einige sind jedoch hart und röthlich, andere weich und schmutzig. Bocchus berichtete, dass der Chrysolith auch in Hispania gefunden worden sei, wo man auch Krystall aus tiefen Brunnen herausziehe. Er habe einen Chrysolith von zwölf Pfund Gewicht gesehen [4]. Auch entstehen unter ihnen Leukochrysi, durch eine dazwischen laufende weisse Ader ausgezeich-

---

Bei den Römern wurde der Hyacinth zur Ausstattung von Schmucksachen gebraucht. wie andere Edelsteine: Capitolinus, Maximini duo, c. 1, p. 65 ed. Lugd. B. 1671 vol. II. dexterocherium cum costula de hyacinthis quatuor.

1) Ibid. 9, 42. Arrian, Periplus maris Erythraci, ed. B. Fabric. p. 26 sq. Huds. p. 36: *φέρεται δὲ καὶ μαργαρίτης ἱκανὸς καὶ διάφορος καὶ ἔλεφας καὶ ὀθόνια Σηρικὰ καὶ νάρδος ἡ Γαγγετικὴ καὶ μαλάβαθρον ἐκ τῶν ἔσω τόπων εἰς αὐτὴν καὶ λιθία διαφανὴς παντοία καὶ ἀδάμας καὶ ὑ ά κ ι ν θ ο ς καὶ χελώνη κτλ.*

2) Ibid. Optumae sunt, quae in conlatione aurum albicare quadam argenti specie cogunt.

3) Ibid. c. 43: Franz: matutino tantum aspectu iucundi. Sillig: matutino tamen tantum adspectu. Jedenfalls ist hier das Metall electrum zu verstehen, nicht der Bernstein, welchen Plinius gewöhnlich succinum nennt.

4) Ibid. S. die verschiedenen Lesarten in d. Ausgaben von Franz und Sillig, die hier jedoch den Sinn im Ganzen nicht verändern. Ueber die Varietäten des Chrysolith in der neueren Mineralogie vgl. Glocker, Synopsis generum et specierum mineralium p. 121.

net [1]). Ferner findet man solche, welche wie beräuchert aussehen (capniae). Andere sind gläsernen ähnlich, indem sie einen gleichsam safrangelben Schein von sich geben (velut croco fulgentes). Sie werden auch in Glas nachgebildet und man kann dieselben nicht sowohl durch das Auge unterscheiden, als durch das Gefühl, sofern die gläsernen weniger Kälte haben (tactus deprendit, tepidior in vitreis). Zur Gattung der Chrysolithe gehören auch die Melichrysi, bei welchen gleichsam reiner Honig durch Gold durchschimmert. Diese liefert Indien, obwohl von angenehmer Farbe, doch von geringer Härte. Indien bringt auch dem Xuthos hervor, eine gelbliche jedoch plebeische Gemme [2]). Unter den weissen stehet der Päderos oben an, obwohl man fragen kann, zu welcher Farben-Classification er eigentlich gezählt werden soll, da der Name so oft für fremdartige, d. h. ihm nicht zukommende Schönheiten gebraucht worden ist, so dass sich schon in dem Namen selbst eine Prärogativa der Zierde herausstellt [3]). Der wirkliche und ächte Päderos verdient eine hohe Würdigung. Es vereinigen sich im hellen durchsichtigen Krystall ein in seiner Art grünlicher Luftschein, zugleich der Purpur und ein goldner Farbenduft des Weins, welcher stets von Purpur umsäumt beim Anblick zuletzt im Auge verweilt. Er scheint in jeder einzelnen dieser Farben und in allen zugleich flüssig zu sein (madere, gleichsam feucht sein, triefen). Keine der Gemmen kann in einer für die Augen so ergötzlichen Anmuth reiner, heller, flüssiger (liquidior) sein als diese. Die vortrefflichste Art wird bei den Indern gefunden, bei welchen er Sangenon

---

1) Auch in der neueren Mineralogie werden noch viele edlere Steinarten mit Namen bezeichnet, deren erster Theil mit Leukos, Leuko beginnt, wie Leukolith, Leukocyclit, Leukogranat, Leukophanes, Leukoporit und viele andere. Vgl. Glocker, Synopsis, Index p. 329.

2) Ibid. 9, 44: Franz: In eadem et xanthi, plebeia ibi gemma. Sillig: eadem et xuthon parit, plebeiam sibi gemmam. Ibi ist dem sibi vorzuziehen.

3) Franz: adeo decoris praerogativa in vocabulo facta est. Sillig: adeo ut decoris praerogativa in vocabulo facta sit. Wir haben bereits oben gesehen, wie auch der Opal von Plinius als Paederos, Paederota bezeichnet wurde (§. 9).

heisst. Diesen zunächst kommt der ägyptische Päderos, wo er Tenites genannt wird; eine dritte Art wird in Arabien gefunden, welche rauhe Stellen zeigt; dann folgt der pontische, welcher einen gelinderen Strahl hat als der thasische; dieser hinwiederum hat einen weicheren Glanz als der galatische, thracische und cyprische. Ihre Fehler bestehen in Mattigkeit des Glanzes und in Störung durch andere Farben. Andere Fehler haben sie mit den übrigen Gemmen gemeinschaftlich.

§. 17.

Der ihm nächststehende der weissglänzenden Steine ist der Asteria, durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur hohe Geltung behauptend, weil er das in sich verschlossene Licht wie die Pupille des Auges zusammenhält und bei der Wendung gleichsam von einer Stelle zur anderen giesst, also gleichsam ein ambulantes Licht hat und gegen die Sonne gehalten die weissglänzenden Strahlen wie Sterne der Sonne zurücksendet, woher ihm der Name geworden. Er ist schwer zu bearbeiten. Die karmanischen haben den Vorzug [1]). Eine ähnliche Weisse besitzt der Astrios (Sillig Astrion), dem Krystall verwandt und in Indien zu finden, auch an den Küsten von Pallene. Von seinem Kerne aus leuchtet ein Stern mit dem Glanze des Vollmondes. Einige haben seinen Namen davon abgeleitet, dass er gegen die Gestirne gehalten ihren Glanz an sich reisse und zurücksende. Der beste und fehlerfreie werde in Karmania gefunden. Eine geringere Sorte werde Keraunia genannt. Die geringste Art sei dem Lichte der Laterne ähnlich [2]). Dann werden noch der Astroites, welchem Zoroaster wunderbare Eigenschaften beigelegt haben soll, und der Astrobolos, nach Sudines den Fischaugen ähnlich und in der Sonne mit weissem Strahl glänzend, erwähnt [3]). Zu den weissglänzenden Edelsteinen gehört auch der sogenannte Keraunia, ein krystallartiger

---

1) Ibid. 9, 47. Franz: Indicae praefertur in Carmania nata. Sillig: praeferuntur Carmanicae.

2) Ibid. 9, 48.

3) Ibid. 9, 49. 50.

Stein, welcher den Glanz der Gestirne an sich ziehet, bläuliche Farbe hat und in Karmania entstehet. Zenothemis berichtete, dass er weiss (album) sei, aber im Innern einen blitzenden Stern habe. Sotacus erwähnt noch zwei andere Arten dieses Steines, eine schwarze und eine röthliche: diejenigen, welche schwarz und rund sind, werden Bätyloi genannt und seien heilige Steine, durch deren Hülfe man Städte und Flotten erobern könne; die länglichen dagegen nenne man Keraunia. Auch soll noch ein anderer dieser Art, jedoch nur selten vorkommen und zwar an Stellen, in welche der Blitz eingeschlagen, und dieser werde von den Magern sehr gesucht [1]). Die nächste Stelle nach dem Keraunia hatte bei den Magern der sogenannte Iris, welcher auf einer Insel des rothen Meeres, 40 mill. pass. von der Stadt Berenike, ausgegraben wird. Er gehört zu den Krystallarten und Einige haben ihn für die Wurzel des Krystalls (radicem crystalli) gehalten. Seinen Namen hat er von seiner Lichtwirkung erhalten. Denn im Zimmer von der Sonne beschienen, wirft er die Gestalt und die Farben des Regenbogens auf die nächsten Wände, wobei er sein Farbenspiel einmal nach dem andern ändert und die Mannichfaltigkeit desselben Bewunderung erregt. Bekanntlich ist er sechskantig wie der Krystall. Nach den Angaben Einiger kommen auch rauhe Flächen und ungleiche Winkel an ihm vor. Unter freiem Himmel der Sonne ausgesetzt, zerstreut er die auf ihn fallenden Strahlen, beleuchtet aber die um ihn befindlichen Gegenstände. Die Regenbogen-Farben bewirkt er aber nur in schattigen Orten. Der beste ist, welcher die grössten und naturgetreuesten Regenbogen darstellt [2]). Ein anderer ähnlicher, aber sehr harter Stein führt den Namen Iritis. Ho-

---

1) Ibid. 51. Die Bätyloi erinnern an die Bätylien, Meteorsteine, welche als vom Himmel gesandte Symbole der Gottheiten verehrt wurden. Eine besondere Abhandlung hierüber ist: Fr. Dalberg, über Meteorcultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, welche vom Himmel gefallen: Heidelb. 1811. Ueber die Bätylia gedenke ich an einem anderen Orte ausführlich zu handeln.

2) Hesychius v. *Ἶρις*, p. 70. Tom. II. ed. Alb. bemerkt: *καὶ τῶν λίθων τὶς κρυσταλλώδης.*

rus hatte angegeben, dass derselbe verbrannt und pulverisirt gegen den Biss des Ichneumon schütze. Derselbe entstehe in Persien[1]).

§. 18.

Nachdem nun Plinius in dieser Weise die edleren, grösstentheils durchsichtigen Steinarten von den vorzüglichsten Farben durchgegangen hat, beginnt er die Beschreibung der geringeren und hebt mit dem Achates an[2]). Der Achates stand einst in grossem Ansehen, gegenwärtig nicht mehr, fährt Plinius fort. Zuerst wurde er in Sicilien gefunden neben dem Flusse gleiches Namens, später in vielen anderen Ländern, mitunter Stücke von grossem Umfange und von grosser Mannichfaltigkeit, wodurch viele Beinamen desselben entstanden. Denn er wird Iaspachates, Cerachates, Smaragdachates (so nach Sillig, früher Sardachates); Hämachates, Leukachates, Dendrachates genannt (der letzterwähnte gleichsam mit kleinen Baumzweigen ausgestattet): dann der Antachates, welcher beim Verbrennen nach Myrrhen duftet, der Coralloachates, welcher wie der Sapphir gleichsam mit goldnen Tropfen bestreuet ist und am häufigsten auf Kreta sich findet, wo er der heilige oder geweihete (ἱερὰ, sacra) genannt wird. Man glaubt, dass derselbe gegen die Stiche der Spinnen und Skorpione nütze, was Plinius in Beziehung auf Sicilien glaubhaft findet, da schon beim ersten Hauche oder Luftzuge aus dieser Provinz das Gift

1) Ibid. 9, 52. 53. C. 54 erwähnt er noch als ähnlichen Stein den Leros: similis adspectu est sed non eiusdem effectus quae vocatur leros, alba nigraque macula in transversum distinguentibus crystallum.

2) Die Schreibart Agat, Agath, welche man sehr oft findet, stammt aus dem Französischen, und ist bereits von Lessing, Antiquar. Briefe 26, S. 79. 33, S. 102 f. (Werke Bd. VIII, Ausg. von Lachmann) zurückgewiesen worden. Einige hatten diesen Namen fälschlich von dem griechischen ἀγαθὸς abgeleitet, wie Andreas Baccius. S. Lessing l. c. Seltsam genug, dass selbst Jos. Arneth in seinem Werke über die Cameen im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien noch den Namen Agath gebraucht hat. Oder ist vielleicht das Wort γαγάτης (Orph. Λιθικὰ v. 468 ed. G. Hermann) Veranlassung geworden?

der Skorpione unschädlich werde[1]). Auch in Indien wird Achat von diesen Eigenschaften und noch von vielen anderen wunderbaren Kräften gefunden. Auch veranschaulichen sie Gestalten von Flüssen, Hainen, grossen Thieren u. s. w.[2]). Die Aerzte bilden sich daraus kleine Wetzsteine und es nützt den Augen sie anzusehen. Auch sollen sie den Durst stillen, wenn man sie in den Mund nimmt[3]). Die phrygischen haben keine grünlichen Stellen (Phrygiae viridia non habent), die aus Theben in Aegypten entbehren der röthlichen und weisslichen Adern. Auch diese sollen gegen den Stich der Skorpione wirksam sein. Dasselbe Ansehen behaupten die cyprischen. Einigen gefällt an den Achaten insbesondere die glasartige Durchsichtigkeit. Man finde auch in Trachinia am Oetagebirge, auf dem Parnassos,

---

1) Ibid. 10, 54: quoniam primum eius provinciae afflatu scorpionum pestis exstinguitur. In Sicilien sollen also wegen des milden Klimas die Stiche der Skorpione wenig schaden. Also würde hier der Coralloachates ein geringes oder gar kein wirkliches Gift zu paralysiren haben. Lessing, antiquar. Briefe 26, S. 80 (Bd. VIII, Ausg. v. Lachmann) bemerkt: Nur nach der unter diesen verschiedenen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe bekam er verschiedene Namen und hiess bald Cereachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w."

2) Plin. l. c. Diese Stelle ist corrupt und dann interpolirt. Vgl. d. Notae in den Ausgaben von Franz und Sillig. Die von Sillig aufgenommene Lesart hederae staticula gibt keinen vernünftigen Sinn. Hierher gehört wohl auch, was in der Anthologia Graeca IV, 18, 1 im Allgemeinen bemerkt wird:

Ὁρᾷς τὸ κάλλος, ὅσσον ἐστὶ τῆς λίθου,
ἐν ταῖς ἀτάκτοις τῶν φλεβῶν εὐταξίαις.

Ueber die natürlichen Figuren auf edlen Steinen, die sogenannten Physes (Naturspiele), wird unten in der 2ten Abtheilung gehandelt. Als vielfarbiger Stein ist der Achat bereits in den Orphischen *Λιθικοῖς* (v. 602 ed. G. Hermann) bezeichnet worden: *πολλὰ μὲν οὖν ῥέα γ' ἐστὶν ἀχάτου χρώματ' ἰδέσθαι.*

3) Ibid. Hier referirt Plinius, was er in älteren Werken vorgefunden. Ueber die Natur des Achates überhaupt vgl. Andr. Baccius, de gemmis, ed. Wolfg. Gabel, Frkf. 1603. p. 88 sq. Brückmann, Abhandl. von den Edelsteinen Bd. I, 234 f. II, 153 f. Der Achat gehört zur Gattung der Feuersteine und ist die edelste Formation derselben. Ich besitze selber viele sich immer mehr verfeinernde Uebergänge von dem gewöhnlichen Feuerstein bis zum halbdurchsichtigen feineren honigfarbenen Achat. Auch der feinste Achat kann bekanntlich als Feuerstein benutzt werden.

auf Lesbos und in Messene Achate, welche den Blumen an Fusssteigen ähnlich seien, ebenso auf Rhodos. Andere unterscheidende Merkmale haben die Mager aufgestellt. Die dem Löwenfell ähnlichen sollen gegen den Stich der Skorpion sichern. In Persien wird mit ihnen geräuchert und man glaubt dadurch Gewitter und Stürme ableiten und Flüsse zum Stehen bringen zu können. Ihre Aechtheit könne man daraus erkennen, dass sie kalt bleiben, wenn sie in Kessel mit siedendem Wasser gelegt werden. Wenn sie nützen sollen, müsse man dieselben an Haare von der Löwenmähne binden. Diejenigen, welche man an Hyänenhaar binde, verscheuchen die Zwietracht aus den Häusern. Der Achat von einer und derselben Farbe mache die Athleten unbesiegbar[1]. Mit Farben in einen mit Oel gefüllten Topf gethan und zwei Stunden hindurch gekocht bringe er aus allen diesen die Farbe des Minium hervor. Der Akopos sei am Farbe dem Nitrum ähnlich, bimsteinartig (pumicosa) und mit goldnen Tropfen bestreuet. Oel mit diesem heiss gemacht und in den Leib eingerieben, vertreibe die

---

1) Lessing antiquar. Briefe 26, S. 80 (VIII. A. v. Lachmann) wollte hier statt unius coloris mit Salmasius minii coloris lesen, und bemerkt: „Alles was bei den Alten Achat heissen sollte, musste Streifen oder Puncte von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war, und alle einfarbigen Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen, zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eignen Namen.“ Dann meint er, dass der Achat bei den Alten, sofern er von einer Farbe gewesen, den Carneol mit in sich begriffen habe, sofern man unter Carneol den Sarder mit verstehen darf. In den Sammlungen antiker Gemmen findet man eine überaus grosse Zahl einfarbiger vertieft geschnittener Steine, welche bisher als Achate betrachtet und von dem Carneol und Sarder unterschieden worden sind. So von Tölken in seinem Verzeichniss der vertieft geschnittenen Steine der K. Preuss. Gemmensammlung. Jedenfalls sind die Farben (ob ein- oder mehrfarbig) nicht für die ganze Gattung der Achate, sondern nur für die einzelnen Species entscheidend. Die Alten hatten eben so wie wir ihre einfarbigen und vielfarbigen Achate und die einfarbigen wurden von den Steinschneidern vorgezogen, wahrscheinlich weil sie durchscheinender sind und die Figuren gegen das Licht gehalten deutlicher erkannt werden können, als an den gestreiften, gefleckten und verschiedenfarbigen. In der neueren Mineralogie wird der Achat zu den Quarzgattungen gezählt. Ueber die Varietäten desselben s. Glocker, Synopsis S. 131.

Mattigkeit. Den Alabastrites liefert Alabastrum in Aegypten und Damaskus in Syrien. Er zeichnet sich durch weissen mit verschiedenen Farben untermischten Glanz aus. Alectoriä nennt man diejenigen, welche in dem Magen der Hühnerhähne gefunden werden, dem Krystall ähnlich und von der Grösse einer Bohne. Man meint, dass Milon sich dieser Steine bei den gymnischen Wettkämpfen bedient habe und dadurch unbesiegbar geworden sei. Der Androdamas hat den Glanz des Silbers, wie der Adamas und ist immer vierkantigen Würfeln (quadratis tessellis) ähnlich. Die Mager haben seinen Namen davon abgeleitet, weil er das Ungestüm der Menschen und ihren Zorn bezähme. Ob der Argyrodamas derselbe Stein sei, haben die Alten nicht angegeben. Der schwarze Antipathes ist nicht durchsichtig. Die Probe der Aechtheit besteht darin, dass er in Milch gekocht dieselbe Myrrhen ähnlich macht. Der arabische ist dem Elfenbein am ähnlichsten und man könnte ihn für Elfenbein ansehen, wenn nicht seine Härte das Gegentheil bewiese. Man glaubt er sei heilsam gegen Nervenleiden. Der Aromatitis wird ebenfalls in Arabien gefunden, auch in Aegypten um Phirä[1]) und wo das Land steinig ist; er ist der Myrrhe sowohl an Farbe als an Geruch ähnlich, und desshalb bei den Königinnen beliebt. Der Asbestos entstehet auf den Gebirgen Arkadiens und hat die Farbe des Eisens. Den Aspisatis lässt Democritus in Arabien entsehen und bezeichnet ihn als Stein von feuriger Farbe (ignei coloris). Derselbe bringe den Milzsüchtigen Hülfe, wenn er ihnen an einem Kameelhaar an den Leib gebunden werde[2]). Auch soll dieser Stein in den Nestern arabischer Vögel gefunden werden. Ein anderer desselben Namens von silberner Farbe strahlend entstehe ebendaselbst in Leucopetra und werde für ein Mittel gegen Wahnsinn gehalten. Der Atizoes soll in Indien und in Persis auf

---

1) Vielleicht Philae. Vgl. die kritischen Notae in der Ausgabe von Sillig l. c. p. 441.

2) Plin. l. c. In der Ausgabe von Franz wird dieser Stein Aspilates genannt. Sillig hat die Form Aspisatis. Dann Franz: Eam oportere cameli pilo splenicis alligari. Sillig: et oportere cum cameli fimo splenicis adalligari. Da das Tragen besonderer Edelsteine an besonderen Thierhaaren mehrmals erwähnt wird, so möchte ich cameli pilo vorziehen.

dem Berge Acidane vorkommen, derselbe sei von silberfarbigem Glanze, von der Grösse dreier Finger, mit Linsengestalt und von angenehmem Geruche[1]. Der Augetis scheint vielen ein anderer Stein zu sein als der Callaina[2]. Der Amphidanes wird mit einem anderen Namen auch Chrysokolla genannt, und entsteht in demjenigen Theile Indiens, wo die Ameisen Gold ausgraben, in welchem er gefunden wird. Er ist dem Golde ähnlich und von kubischer Gestalt. Er soll die Natur des Magnets haben, nur mit dem Unterschiede, dass er auch Gold an sich ziehet[3]. Der Aphrodisace gehet aus dem Weissen ins Röthliche über. Der Apsyktos behauptet, wenn er durch Feuer warm gemacht wird, seine Wärme sieben Tage lang, ist schwarz und schwer und wird von röthlichen Adern durchzogen. Er soll gegen Kälte schützen. Unter Aegyptilla verstehet Iacchus einen Stein, an welchem durch das Weisse des Sardes und durch das Schwarze Adern sich durchziehen. Gewöhnlich verstehet man darunter einen Stein von schwarzem Grunde (in nigra radice) mit blauer Farbe oder mit bläulichem Ueberzuge (caerulea facie). Der Name stammt vom Lande, welches ihn liefert. Von dem Balanites gibt es zwei Arten, die grünliche und die von der Aehnlichkeit mit der Farbe des ägyptischen Erzes. Jene kommt von Koptos, diese aus dem Gebiete der Troglodyten, welche letztere Steinart in der Mitte von einer flammenden Ader durchzogen wird. Koptos sendet auch die Batrachiten; die eine Art gleicht an Farbe dem Frosch, eine andere ist dem Ebenholz

1) Ibid. Die Ausgabe von Franz; Atizoen in India et in Perside ac Ida monte nasci tradit. Sillig: Atizoen in India et Persidis Acidane monte nasci etc.

2) So Sillig. Frühere Ausgaben: Augites multis alia videtur esse, quam quae callais.

3) Franz: nisi quod trahere quoque aurum traditur. Dies gibt einen verständigeren Sinn, als die von Sillig gewählte Textgestaltung: nisi quod augere quoque aurum traditur. Das Mineral Chrysokolla wird von den Alten in verschiedener Beziehung erwähnt. Dioskorides V, c. 104, p. 365 sq. ed. Sarrac. führt es unter seinen mineralischen Heilmitteln auf. Theophrastos erwähnt es mehrmals und bezeichnet es in Bezug auf die Form als dem Sande ähnlich: *τὰ δὲ οἷον ἄμμου, καθάπερ χρυσοκόλλα καὶ κύανος* (p. 696 ed. Schneid.).

ähnlich, eine dritte gehet vom Schwarzen zum Röthlichen über. Der Baptes ist eine weiche Steinart, zeichnet sich aber durch seinen Geruch aus. Das Auge des Belus (Beli oculus) ist von weisslichem Glanze, welchen eine schwarze Pupille umgiebt, die aus ihrer Mitte mit Goldglanze leuchtet. Dieser Stein ist wegen seiner Gestalt dem Belus, dem am heiligsten verehrten Gotte der Assyrier, geweihet. Ein anderer mit dem Namen Belus bezeichneter Stein wird zu Arbelä gefunden, wie Demokrit berichtet, hat die Grösse einer welschen Nuss und ist vom Ansehen dem Glase ähnlich. Der Baraptenus, auch Barippe genannt, ist schwarz, mit blutigen und weissen Knoten [1]). Der Botryitis ist bald schwarz, bald Weinblättern oder der beginnenden Traube ähnlich [2]). Zoroaster hat denjenigen, welcher mehr dem weiblichen Lockenhaar ähnlich ist, Bostrychitis genannt. Der Bucardia, einem Rinderherz ähnlich, wird nur in der Gegend von Babylon gefunden. Plinius führt nun noch aus den Schriften seiner Gewährsmänner eine grosse Zahl verschiedener Species auf mit den Angaben ihrer wunderbaren Kräfte, wobei er blos referirt, ohne sich auf Widerlegung jener superstitiösen Meinungen einzulassen. Hier mögen dieselben nur dem Namen nach erwähnt und unter ihnen nur noch einige wenige hervorgehoben werden, da wir ihre Identität mit Mineralien im Gebiete der gegenwärtigen Steinkunde doch nicht nachweisen können. Nach dem Bucardia nennt Plinius noch (nach Silligs Ausgabe) die Namen: Brontea, Boloe, Cadmitis, Callais, Capnitis, Callaica, Catochitis (auf Corsica), Catoptritis (Spiegelstein), Cepitis oder Cepolatitis, Ceramitis, Cinädia, Ceritis, Circos, Corsoides, Coralloachates (schon oben erwähnt), Corallis, Crateritis, Crocallis (einer Kirsche ähnlich), Cyitis, Chalcophonos, Chelidonia, Chelonia (Schildkröten-Auge), Chelonitis, Chloritis (grasgrün), Choaspitis, Chrysolampis (in Aethiopien, am Tage blass, des

---

1) Franz: sanguineis et albis nodis: aliis sacra dicitur, velut portentosa. Sillig: sanguineis et albis nodis alligata proicitur, veluti portentosa. Die Lesart der älteren Ausgabe gibt einen richtigeren Sinn als die von Sillig.

2) Franz: Botrytes alia nigra est, alia pinea, incipienti uvae similis. Sillig: Botryitis alia nigra est, alia pampinea, incipienti uvae similis.

Nachts feurig), Chrysopis, Ceponides[1]), Daphnea (von Zoroaster gegen fallende Sucht empfohlen), Diadochos (dem Beryll ähnlich), Diphyes (schwarz und weiss, männlich und weiblich), Dionysias (schwarz und hart, mit röthlichen Flecken), Draconitis oder Dracontia (e cerebro draconum) von durchsichtigem weissen Glanze, der Politur und Kunst unzugängig. Ferner Encardia, auf welchem in schwarzer Farbe das Bild eines Herzes hervorragt, und Ariste (mit einem Herz von grünlicher Farbe), Enorchis (zeigt in getheilten Stücken die Gestalt der Hoden), Exebenus (von schöner Form und weiss, mit welchem die Goldarbeiter Gold poliren), der Erythallis (weiss, bei der Umwendung ins röthliche spielend), Erotylos (auch Amphicomos und Hieromnemon genannt, und nach Demokritos zur Divination anwendbar), Eumekes, dem Kiesel ähnlich und in Baktrien heimisch, Eumitres, Belus-Gemme, lauchgrün, Eupetalos von vier Farben, Eureos, der Nuss einer Olive ähnlich, nach Art der Muscheln gestreift, Eurotias, dessen Schwärze von Schmutz oder Schimmel bedeckt scheint, Eusebes und Epimelas mit weisslichem Grunde und schwärzlicher Oberfläche, der Galaxias, und Galaktitis (auch Leucogäa, Leucographitis und Synnephitis genannt und zur Erzeugung der Milch bei den Ammen förderlich), der Gallaica, dem Argyrodamas ähnlich, jedoch ein wenig schmutziger, der Gassinades, wie mit Blumen bestreuet und in Medien heimisch, der Glossopetra, der menschlichen Zunge ähnlich, ein der Superstition dienender Stein, welchen der Aberglaube bei abnehmenden Monde vom Himmel falten lässt. Gorgonia gehört zu den Korallenarten, Goniäa, ein dem Aberglauben dienender Stein, um Rache an Feinden zu nehmen[2]). Die meisten dieser bisher genannten, in dem gegenwärtigen Gebiete der Mineralogie nicht mehr erwähnten Steinarten scheint Plinius grösstentheils noch zur Gattung der Achate gezählt zu haben.

---

1) Ibid. 10, 56. Diesen Ceponis oder Ceponidis beschreibt er als einen farbenreichen oder als opalisirenden Stein: Ceponides in Aeolide Atarne pago, quondam oppido, nascuntur multis coloribus translucentes, alias vitreae, alias crystallinae, alias iaspideae, sed et sordidis tantus est nitor, ut imagines reddant ceu specula. Die verschied. Lesarten f. Ceponides s. in Silligs Not.

2) Plin. ibid. 10, 58. 59.

Der Achat hatte für die Glyptik die grösste Bedeutung und die europäischen Sammlungen antiker geschnittener Steine liefern noch gegenwärtig eine sehr grosse Zahl verschiedener Achat-Arten, unter welchen sich die vortrefflichsten Exemplare befinden [1]. — Plinius hatte in den mineralogischen, von ihm benutzten Schriften seiner Vorgänger (er erwähnt den Demokritos, Theophrastus, Demostratus, Sotacus, Zenothemis, Sudines, Ismenias, Zachalias, Zoroaster, den Bocchus, Iacchus, und Iobas) eine ungeheure Anzahl von Namen für verschiedene edle Steinarten vorgefunden. Allein jene Namen waren grossentheils nur auf kleine äusserliche Unterschiede in Farbe und Gestalt basirt worden, ohne irgend eine Classification nach der natürlichen Verwandtschaft, noch zusammengehörenden Gattungen, ohne Unterordnung und Beziehung der verschiedenen in ihren Nüancen auseinanderlaufenden Species auf eine Hauptgattung. Auf diese Weise konnte natürlich die Mineralogie eine wissenschaftliche, systematische Gestalt nicht erhalten. Und Plinius war nun vollends nicht der Mann dazu, dieser Wissenschaft eine abgerundete Form zu geben. Er benutzte und excerpirte die vorhandenen Schriften ohne strenge Sonderung und hat manchen Namen, der bei dem einem Autor eine wenn auch wenig veränderte Gestalt hatte, als bei einem anderen, zweimal aufgeführt. Dagegen ist nicht zu verkennen, dass er von den vorzüglichsten edlen Steinarten eine überaus poetische mit gewählten Worten ausgeführte Beschreibung namentlich in Beziehung auf ihre Farben und anderweitigen äusseren Merkmale gegeben, ferner eine, wenn auch nicht streng durchgeführte Anordnung nach den Farben versucht hat, so wie er z. B. die Steine von grüner oder grünlicher Farbe aufeinander folgen lässt. Ferner darf nicht verkannt werden, dass er die Krystallisationsformen der edlen Steine erkannt hat, da er sechskantige, octaëdrische,

---

1) Ueber die Composita, welche in Gemmen-Werken häufig vorkommen, wie Achatonyx, hat bereits Lessing gehandelt und dieselben verbannt wissen wollen. Nichts desto weniger sind dieselben von vielen Archäologen, wie von Tölken, beibehalten worden. Vgl. Lessing, antiquar. Briefe 26, S. 81 (VIII. Bd. Ausg. v. Lachmann). Noch ausführlicher hat der verstorbene Petersburger Archäolog H. K. E. Köhler dagegen protestirt, worüber in der 2ten Abtheilung gehandelt wird.

polygone, prismatische Gestalten derselben erwähnt und das stetige Gesetz solcher Formationen andeutet. Dagegen war ihm sowie dem gesammten Alterthume die chemische Analyse der Mineralien völlig unbekannt, und es ist dieselbe ja auch erst in unserem Jahrhundert vor wenigen Decennien begonnen worden[1].

§. 19.

Plinius geht nun zum Heliotropium über, welche Steinart in Aethiopien, Afrika und auf Kypros gefunden werde, lauchgrüne Farbe habe und mit blutigen Adern durchzogen sei. Der Name komme daher, weil er unter Sonnenschein in ein mit Wasser gefülltes Gefäss gelegt den Glanz der Sonne mit blutrothem Reflex wiedergebe, vorzüglich der äthiopische. Ausserhalb des Wassers nehme er das Bild der Sonne wie ein Spiegel auf und zeige die Sonnenfinsterniss, indem er den allmälig herannahenden Mond erkennen lasse. Auch der Hephästitis, ein Stein von röthlicher Farbe, habe die Eigenschaft des Spiegels in der Darstellung der Gegenstände. Eine Probe seiner Aechtheit soll darin bestehen, dass er in heisses Wasser gelegt dasselbe abkühle und dass er unter Sonnenstrahlen an trockene Gegenstände gelegt dieselben anzünde. Er werde bei Korikon gefunden (in Coryko, nach Marbodus bei Korinth). Nach dem Heliotropium und Hephästitis führt Plinius aus seinen Autoren abermals eine beträchtliche Anzahl von Steinarten mit unbekannten Namen auf, welche für uns wenig Interesse haben. Wir wollen daher nur einige derselben herausheben: Hermu Aedöon (Hermesglied) mit der Darstellung des *αἰδοῖον* des Hermes auf einer weissen, schwarzen oder bisweilen blassen Gemme, um welches Gebilde ein goldfarbener Cirkel herum läuft; Lysimachos rhodischem Marmor ähnlich mit goldnen Adern; Mithrax aus Persien stammend und aus den Gebirgen am rothen Meer, vielfarbig und gegen die Sonne gehalten in mannichfachem Glanze strahlend; Mormorion aus Indien kommend, von der schwärzesten Farbe und dennoch durchsichtig. Er wird auch Pramnion genannt. Der Nasamonitis ist blutfarben mit schwarzen Adern. Der Panchrus hat alle Farben (wie schon sein

---

1) Vgl. E. F. Glocker, Synopsis, Praefat. p. IV.

Name andeutet). Der Pangonus hat nur die Länge eines Fingers. Man könnte ihn für Krystall halten, wenn er nicht mehr Winkel hätte als dieser (ne crystallus videatur, numero plurium angulorum facit). Der pontischen Steine gibt es viele; einer unter ihnen ist bald mit blutigen, bald mit goldnen Tropfen besternt, welcher zu den heiligen gezählt wird; ein anderer hat statt der Sterne Linien von derselben Farbe; ein dritter hat Bilder von Bergen und Thälern. Der Sonnenstein (Solis gemma) ist weiss und streut wie ein Gestirn Strahlen umher. Der Selenitis strahlt aus dem Weissen einen honigfarbenen Schein aus und schliesst gleichsam ein Bild des Mondes in sich, und zwar wie er zu- und abnimmt. Der Trichrus aus Afrika ist schwarz, hat aber eigentlich drei Farben, schwarzen Grund, in der Mitte blutfarben, oben okerfarben. Venus-Haar (Veneris crines) ist von ganz schwarzem Glanze und hat das Bild rothen Haares in sich. Dann erwähnt Plinius noch eine besondere Eintheilung der Steine nach den Namen der Theile thierischer Körper, wie hepatitis, Leberstein (von hepas, a iocinore), wie oculus et digitus dei, welcher von den Syrern verehrt wird; der Triophtalmos mit Onyx, welcher drei Menschen-Augen veranschaulicht [1]). Nach Thieren oder Thierfarben werden benannt der Carcinias (cancri marini colore), der Echitis, der Scorpitis (viperae, scorpionis aut colore aut effigie), der Scaritis, Triglitis, Aegophthalmos, Hyophthalmos (caprino, suillo oculo). Geranitis, Hieracitis (a gruis, accipitris collo), Aëtitis (a colore aquilae candida cauda). Der Myrmecitis soll die eingewachsene Gestalt einer kriechenden Ameise haben, der Cantharias die Gestalt von Käfern. Der Lykophthalmos hat vier Augen und gehet aus dem Rothen ins Blutfarbene über: das Schwarze in der Mitte wird wie die Pupille im Wolfsauge, von einem weissen Reifen umgeben. Der Taos ist dem Pfau ähnlich, eben so der Schlange, welche man Timictonia (die durch Furcht tödtende) nennt. Der Hammochrysos hat Aehnlichkeit mit dem Sande, sofern mit dem Sande gleichsam Gold vermischt ist. Der Cenchritis ist ausgestreuten Hirsenkörnern ähnlich, der Dryitis zeigt Baumstämme (Eichen) und brennt wie

1) Plin. l. c. 10, 60—69.

Holz [1]). Der Cissitis hat auf weissem Grunde durchscheinende Epheublätter: der Narcissitis (s. oben S. 23) ist durch seine Adern und durch seinen Geruch ausgezeichnet. Der Cyamias [2]), Pyren und Phönicitis scheinen unbedeutende Steinarten gewesen zu sein. Der Galazias hat Gestalt und Weisse des Hagels, ist von diamantener Härte, so dass er auch im Feuer seine Kälte bewahrt. Der Pyritis ist schwarz und brennt beim Reiben die Finger (wahrscheinlich eine Species vom schwarzen Feuerstein). Der Polyzanos ist schwarz und von vielen weissen Reifen durchzogen. Der Astrapäa hat Streifen wie Blitzstrahlen auf weissem oder blauem Grunde. Der Phlogitis scheint in seinem Innern eine brennende Flamme zu haben, welche nicht herausgehet. Im Anthracitis scheinen bisweilen Funken umherzulaufen. Der Euhygros von vollkommen runder Gestalt, glatt und von weissem Glanze. Im Innern fluctuirt bei der Bewegung desselben Flüssigkeit wie in einem Ei. Der Polythrix zeigt Haupthaar auf grünem Grunde und soll das Ausfallen der Haare bewirken. Der Leontios und Pardalios sollen von der Aehnlichkeit ihrer Farbe mit dem Löwen- und Panther-Fell ihre Namen haben [3]). Der Melichrus ist von Honigfarbe und enthält mehrere Arten. Der Melichloros ist doppelter Art, theils hochgelb, theils honigfarben. Der Crocias streut eine dem Safran ähnliche Farbe aus, der Polias ist grauem Haar, der Spartopolias einem dünnen grauen Haar ähnlich. Der Rhoditis gleicht der Rose, der Chalcitis dem Erz, der Sykitis der Feige, der Bostrychitis auf schwarzem Grunde ästig mit weissen oder blutrothen Zweigen, der Chernitis gleichsam mit weissen unter sich verschlungenen Händen. Dann

---

1) Plin. XXXVII, 11, 70—73. Der Dryitis scheint in den von Plinius benutzten Schriften blos eine Art fossiler Kohlen oder Harz bezeichnet zu haben.

2) Von dem Cyamias bemerkt Plin. XXXVII, 11, 73: nigra est, sed fracta ex se fabae similitudinem parit. Ich besitze selber ein dunkelfarbiges marmorartiges Steinchen von der vollkommensten Gestalt einer grossen dunkelfarbigen Bohne. Die Härte, Glätte und der Glanz dieses Steines lassen an die Versteinerung einer Bohne nicht denken. Allein zu den edleren Steinarten gehört derselbe nicht und ist nichts anderes als ein zufälliges Naturspiel.

3) Ibid. Die Worte „colos appellavit drosolithum“ sind unklar und bedürfen einer anderen Gestaltung des Textes.

werden noch der Anancitis, der Synochitis, der Dendritis als Steine, welche in mannichfacher Weise der Superstition dienten, erwähnt [1]). Plinius wendet sich nun zu einigen allgemeineren Betrachtungen. Bevor wir ihm hierin folgen, holen wir nach, was er in früheren Capiteln über den Krystall und den Bernstein mitgetheilt hatte.

§. 20.

Nachdem Plinius die murrina beleuchtet [2]), gehet er zur Betrachtung des Krystalles über [3]). Die Aehnlichkeit dieses Minerals mit dem Eise hat ihn zu der Annahme bewogen, dass dasselbe nur in den kältesten Regionen gefunden werde, wo Alles durch den Schnee des Winters erstarre, und dass dasselbe eigentlich Eis sei [4]). Und doch fährt er nun weiter fort:

---

1) Ibid. c. 11, 73: Hier schliesst die Angabe dieser Namen mit folgenden Worten: „Et sunt multo plures magisque monstrificae quibis barbara dedere nomina, confessi lapides esse; nobis satis erit in his coarguisse dira mendacia.“ Wir dürfen wohl hieraus folgern, dass Plinius nicht blos das Lehrgedicht des Onomakritos (*Λιθικά*), sondern noch eine grosse Zahl späterer Erzeugnisse dieser Art vor sich hatte, in welchen die edlen Steine mehr von der Seite ihrer eingebildeten *δυνάμεις*, als von mineralogischem Standpuncte betrachtet wurden.

2) Ueber die murrina, namentlich über die kostbaren Gefässe aus diesem Stoffe, habe ich bereits in der Angeiologie S. 22—31 gehandelt.

3) Griechische Autoren haben unter *κρύσταλλος* nicht selten durchsichtige Edelsteine überhaupt zusammengefasst. Vgl. Dioskorides II, 52. Aelian. histor. anim. XV, 8.

4) Dass jedoch auch Krystalle in nördlichen Regionen gefunden werden, lehrt die neuere Oryktognosie. Vgl. H. M. Renovantz, mineralogisch-geograph. Nachrichten von den Altaischen Gebirgen etc. Reval 1788, wo octaëdrische halbdurchsichtige Quarzkrystalle erwähnt werden (S. 11). Ueber die daselbst gefundenen Krystalle bemerkt derselbe l. c.: „die kleineren sind beinahe alle regelmässig und formiren zwei in ihren Grundflächen zusammengesetzte vierseitige Pyramiden, deren Seitenflächen einander gleich sind.“ Eben dasselbe hat Plinius von den Krystallen und Diamanten ausgesagt. S. oben S. 30. Ueber die Krystalle überhaupt vgl. Romé Delisle, Versuch einer Krystallographie, aus dem Engl. u. Lat. von Weigel, Greifsw. 1777. S. 123 unterscheidet er Spath-Krystalle und Quarz-Krystalle. Die Spath-Krystalle sind gewöhnlich nicht so durchsichtig als die Quarz-Krystalle und lassen sich wegen ihrer geringen Härte leicht ritzen.

Auch den Krystall sendet uns der Orient und kein anderer wird dem indischen vorgezogen. Auch entstehet er in Asien, der schlechteste um Alabanda und Orthosia und auf den benachbarten Gebirgen. Iuba habe berichtet, dass er auf der Insel Neeron im rothen Meere in der Nähe von Arabien und auf der oben erwähnten Topaz-Insel gefunden werde. Hier habe Pythagoras, der Präfekt des Königs Ptolemäos, einst ein ellenlanges Stück ausgegraben. Cornelius Bocchus habe berichtet, dass auch in Lusitania Stücke von grossem Gewicht gefunden worden seien. Der Ephesier Xenokrates hatte angegeben, dass dieses Mineral in Asien und auf Kypros oft durch den Pflug ausgeackert, und dass es durch Giessbäche aus der Erde hervorgespült werde. Sudines hatte behauptet, dass es nur in südlichen Regionen entstehe. In wässrigen, wenn auch kalten Gegenden, werde es nicht gefunden. Warum es sechskantig entstehet, hat, wie Plinius bemerkt, noch nicht ermittelt werden können. Die sechs Seiten haben eine solche Glätte, dass dieselbe durch keine Kunst erreicht werden könne. Ein Stück von circa 40 Pfund hatte Iulia Augusta auf dem Capitol als Weihgeschenk aufgestellt, was Plinius noch gesehen hat. Xenokrates hat ein Gefäss aus Krystall von der Grösse einer Amphora gesehen. Andere Krystallgefässe aus Indien umfassten vier Sextarien. Auch wird es an unzugänglichen Felsenspitzen der Alpen gefunden und hier von Männern gewonnen, welche an Seilen sich befestigen. Kundige kennen die Merkmale der Aechtheit. Der Krystall leidet an vielen Fehlern, an rauhen rostigen Stellen, an wolkigen Flecken, an harter oder leicht zerbröckelnden Körnern oder Salztheilen. Auch kommt röthlicher Rost vor, und haarartige, den Rissen ähnliche Theile. Die Künstler wissen dies durch ihre Cälatur-Arbeit zu verbergen [1]. Die ganz reinen und vollkommenen Krystalle, von reinem Wasser (nec spumei coloris sed limpidae aquae) wollen ihre Verehrer lieber unbearbeitet lassen und nennen sie acenteta (d. h. die von der Spitze der Bohr- und Schneide-Werk-

---

1) Plin. XXXVII, c. 2, Sect. 10: hoc artifices caelatura occultant, was sich sowohl auf glyptische Bearbeitung als auf die Einfassung beziehen kann. Auf Gemmen aus Krystall beziehen sich mehrere Epigrammata der Anthologia Graeca IV, 18, 2. 3.

zeuge nicht berührten). Auch beruht ein Theil ihrer Aechtheit und ihres Ansehens auf dem Gewicht. Bei den Aerzten fand Plinius angegeben, welche krankhaften Theile des Körpers mit Vortheil nur durch eine Krystallkugel in den Strahlen der Sonne gebrannt werden können. Plinius erwähnt nun noch Krystall-Gefässe, welche zu Rom zu ungeheuren Preisen gekauft wurden, worüber ich bereits in der Angeiologie (S. 31 f.) gehandelt habe. Im Gebiete der Glyptik ist der wasserhelle Krystall seltener als farbige Steinarten und wahrscheinlich erst unter den römischen Kaisern zur Anwendung gekommen. Weit eher mochten Krystalle ungeschnitten in Ringe gefasst werden als geschnitten. Zu Siegelringen sind geschnittene Krystalle gewiss nicht häufig gebraucht worden. Aus der griechischen Anthologie sind bereits oben zwei Epigrammata auf Gemmen aus Krystall erwähnt worden. Auch findet man auf einem Krystall den Kampf des Herakles mit Antäos dargestellt[1]).

§. 21.

Ueber den Bernstein bemerkt Plinius, dass er unter den Ergötzlichkeiten oder Zierrathen der Frauen sein Ansehen behaupte [2]) und dieselbe Geltung habe, wie andere edle Steinarten. Der Grund liege hier jedoch weniger zu Tage, wie bei dem Krystall und der Murra. Die Krystallgefässe gewähren kühles Getränk, die murrina kühles und warmes u. s. w. Er entwickelt nun die Sage von Phaeton und von dem Eridanus und führt dann eine lange Reihe eben so irriger als abenteuerlicher Meinungen älterer und gleichzeitiger Autoren auf, welche hier keine Beachtung verdienen. Dann fügt er hinzu: „Es ist ausgemacht, dass der Bernstein (succinum, electrum) auf den Inseln des nördlichen Meeres entstehet und von den Deutschen glessum genannt wird, daher auch eine jener Inseln von

1) Lippert, Dactyl. 1, 586.

2) Isidorus Origin. XVI, 9, p. 500. Corp. Grammatic. Tom. III, ed. Lindem. bemerkt, dass die Frauen auf dem Lande Halsbänder aus Bernstein tragen (ex ea fiunt decoris gratia agrestium feminarum monilia). Dann fügt er hinzu, dass man den Bernstein auf jede beliebige Weise färben könne (quocunque autem modo libeat, tingitur. Nam anchusae radice conchylioque inficitur).

uns den Namen Glessaria erhalten hat. Als aber Germanicus hier mit seiner Flotte verweilte, um vom Norden her die Germanen zu bekämpfen, wurde jene Insel von diesen Austeravia genannt. Hier entstehet der Bernstein aus dem Marke von Bäumen, welche zur Gattung der Fichten (pinei generis) gehören, wie das Gummi an Kirschbäumen, das Harz an Fichten. Der Ueberfluss von Säften treibt es aus den Bäumen hervor und es wird dann durch Kälte, Wärme oder im Meere verdichtet, nachdem es von der anschwellenden Flut von den Inseln hinweggespült worden ist. Dann wird es wiederum an die Küsten angeschwemmt und ist so leicht beweglich, dass es gleichsam am Ufergewässer zu hängen scheint. Dass es aus Baumsäften entstehet, haben auch unsere Vorfahren angenommen und daher dasselbe mit dem Namen succinum (sucinum) benannt. Dass es aus Bäumen kommt, welche zur Fichtengattung gehören, kann der beim Reiben entstehende Geruch, sowie die Brennbarkeit desselben beweisen. Von den Germanen werde es besonders nach Pannonia gebracht und von hier aus haben die Veneti (welche von den Griechen Eneti genannt werden) am adriatischen Meere den Ruf desselben verbreitet. Noch zu seiner Zeit haben die Frauen transpadanischer Landleute Bernsteinschnuren als Halsbänder getragen, sowohl zur Zierde als der angenommenen Heilkraft wegen. Denn man glaubte, dass der Bernstein bei Drüsen- und Halsleiden nütze, da das verschiedene Wasser jener Gegenden solche Leiden hervorbringe. Unter Nero wurde durch Iulianus einst eine solche Masse Bernstein aus Deutschland herbeigebracht, dass man bei den Fechterspielen viele Gegenstände damit verzieren konnte [1]. Darunter befand sich ein colossales Stück von dreizehn Pfund an Gewicht. Dass der Bernstein auch in Indien gefunden werde, hält Plinius für ausgemacht. Archelaus, König von Kappadokien, habe berichtet, dass derselbe von dorther auf Fichten-Rinden in rohem Zustande gebracht, dann in Schweinfett ge-

---

1) Plin. XXXVII, 3, 11: tanta copia invecta, ut retia coercendis feris podiumque tegentia succinis nodarentur, arma vero et libitina totusque unius diei adparatus in variatione pompae singulorum dierum esset e succino. Sillig hat überall sucinum statt succinum. Dann müsste auch überall sucus statt succus geschrieben werden.

kocht und polirt werde. Die ursprüngliche Flüssigkeit des tropfenweise von den Bäumen fallenden Stoffes, erhellt daraus, dass kleine Thierchen, wie Ameisen, Mücken, Eidechsen darin eingeschlossen und mit verhärtet erscheinen"[1]). Plinius beleuchtet nun die verschiedenen Arten dieses Minerales in folgender Weise: Man finde verschiedene Sorten, unter welchen der weisse den vortrefflichsten Geruch habe. Allein weder dieser noch der wachsgelbe habe hohen Werth. Grösseres Ansehen habe der hochgelbe, röthliche oder dunkelgelbe (fulvis maior auctoritas). Die höchste Schätzung finde der durchsichtige Bernstein, nur dürfe die ausstrahlende Flamme nicht allzufeurig sein. Man müsse ein Abbild oder den Schein des Feuers, nicht das Feuer selbst in ihnen erblicken (imaginem igneam inesse, non ignem placet). Im höchsten Ansehen stehe der sogenannte Falerner, von der Farbe des Falerner Weines so benannt, welcher sich durch einen sanften Schein auszeichne, in welchem auch die milde Farbe des abgekochten Honigs gefalle. Auch werde der Bernstein auf vielfache Weise gefärbt. Namentlich müsse dies mit Bocks-Talg und mit der Wurzel des Krautes Ochsenzunge geschehen. Auch färbe man ihn mit

---

1) Plin. ibid. 3, 11. Martial. IV, 32, 1—4:

Et latet et lucet Phaetontide condita gutta,
Ut videatur apis nectare clausa suo.
Dignum tantorum pretium tulit illa laborum,
Credibile est ipsam sic voluisse mori.

Vgl. Tacitus Germ. c. 45, wo in Bezug auf den Bernstein bemerkt wird: succum tamen arborum esse intelligas, quia terrena quaedam atque etiam valucria animalia plerumque interlucent, quae implicata humore mox durescente materia cluduntur. Wahrscheinlich hatte Tacitus die Stelle des Plinius l. c. vor Augen, welcher ebenfalls das Wort durescente braucht. Ein besonderes Werk über die in Bernstein und andere verhärtete Harzarten eingeschlossenen Insekten ist das von Nath. Sendelius, Historia succinorum corpora aliena involventium etc. Lips. 1742. Fol. In den gegenwärtigen grösseren Mineralien-Sammlungen findet man die kostbarsten und seltsamsten Stücke von Bernstein mit eingeschlossenen Insekten verschiedener Art. Es gibt Exemplare, in welchen man 20 bis 30 verschiedene Insekten findet, winzig kleine und grössere. Ein solches Stück aus der Leipziger Mineralien-Sammlung habe ich so eben bei dem Dr. Giebel betrachtet. Das Berliner mineralogische Museum besitzt eine grosse Zahl von beträchtlichen Stücken dieser Art.

Conchyliensafte. Endlich kommt Plinius auch auf die electrische Anziehungskraft dieses Minerales, nachdem er bereits vorher bemerkt hatte, dass man dasselbe in Syrien Harpax nenne [1]). Wenn es durch Reibung mit den Fingern warm geworden und so gleichsam Leben erhalten habe, ziehe es Spreu, dürre Blätter und Bast an sich, wie der Magnet das Eisen. Die Taxe des Bernsteins betreffend, findet es Plinius bemerkenswerth, dass das kleinste Bildniss eines Menschen aus diesem Stoffe theurer bezahlt werde als ein lebendiger rüstiger Mensch; auch hebt er es hervor, dass bei anderen Luxusgegenständen doch noch ein bestimmter Zweck im Gebrauche, bei dem Bernstein aber einzig und allein die deliciarum conscientia den Werth und Preis desselben bestimme, d. h. dass er nur als köstliche Zierrath, als Luxusartikel in Betracht komme. Domitius Nero habe nach diesem Mineral das Haupthaar seiner Gemahlin Poppäa benannt, und von dieser Zeit ab haben die römischen Matronen nach dieser Farbe ihres Haares gestrebt [2]). Als Amulet werde der Bernstein besonders bei Kindern gebraucht; auch Erwachsene bedienen sich desselben gegen verschiedene körperliche Beschwerden. Eine besondere Art desselben hatte Callistratus mit dem Namen Chrysolectrum bezeichnet, gleichsam von goldner Farbe und Vormittags von sehr angenehmem Aussehen, aber auch das in seine Nähe gebrachte Feuer schnell an sich reissend und aufflammend. Als Amulet am Halse getragen soll derselbe Fieber und andere Krankheiten heilen. Gerieben und mit attischem Honig vermischt soll er den Ohren und Augen heilsam sein. Zu Mehl gestossen und so genossen oder mit Mastix in Wasser getrunken soll er Fehler des Magens curiren. — Pausanias erwähnt im Tempel des olympischen Zeus ein Bildniss des Augustus aus Electrum, welches er als Mineral dem Metall gegenüberstellt und seine Kostbarkeit näher bezeichnet [3]). Buttmann hat hier vermuthet, dass dieses Bildniss aus

---

1) Libr. XXXVII, 2, 11: in Syria quoque feminas verticillos inde facere et vocari harpaga, quia folia paleasque et vestium fimbrias rapiat. In Betreff der Brennbarkeit bemerkt er ibid. 3, 12: ramenta quoque eius oleo addito flagrant dilucidius diutiusque quam lini medulla.

2) Ibid. 3, 12.

3) Paus. V, 12, 6.

dem Metall Electrum hergestellt worden sei [1]). Allein Pausanias hat als sachkundiger Autoptes Kunstgegenstände dieser Art gewiss genau genug unterschieden, und Bernstein hatte er gewiss oft genug gesehen. Da nun Plinius selbst parvae hominum effigies aus Bernstein erwähnt, warum sollte nicht ein solches Bildniss von dem mächtigen Kaiser Augustus, wenn auch nur in kleinem Masstabe, hergestellt worden sein? Und Stücke von grossem Umfange sind nicht selten gefunden worden, wie wir aus Plinius eben ersehen haben. Auch wurde sowohl bei den Griechen als bei den Römern der Bernstein, wie schon bemerkt, zu verschiedenen Zierrathen verarbeitet [2]). Kleinodien, wie Agraffen, mit Bernstein ausgestattet, findet man noch gegenwärtig in Museen antiker Kunstschätze [3]).

Eine Entwicklung der verschiedenen Ansichten der neueren Mineralogen über die Entstehung und die Natur des Bernsteines gehört vor ein anderes Forum. Der Name electrum ist auf verschiedene Weise abgeleitet worden, von ἠλέκτωρ (Il. VI, 513, wovon es Millin hergeleitet hat), von α und λέκτρον, u. s. w. [4]). Eine wahrscheinlichere Etymologie hat Buttmann versucht (von ἕλκειν, ἕλκτρον, ἤλεκτρον), obgleich auch für diese noch keine sichere Bürgschaft gegeben ist [5]). Es ist wohl möglich, dass diesem Worte eine nicht hellenische, vielleicht phönikische Wurzel zum Grunde liegt [6]).

---

1) Mythologus II, S. 353.

2) Vgl. Aristophanes Ritter v. 532. Dazu d. Schol. so wie Photius und Etym. Mag. V.

3) Vgl. Tölken, Leitfaden für die Sammlung antiker Metallarbeiten im Antiquarium d. K. Museums zu Berlin S. 43, N. 398.

4) Millin, Mineralogie des Homer, Uebers. v. Rink S. 32.

5) Buttmann, Mythologus II, S. 346 — 348. 362.

6) Ueber den Bernstein der Alten haben Gesner, Commentt. Gott. Tom. III, vom Jahr 1753, p. 78 ff. A. L. Millin, Mineralogie des Homer, übers. von Rink S. 26 ff. Ph. Buttmann, Abhandlung, vorgelesen in d. Akad. d. Wiss. zu Berlin im Juni 1818, aufgenommen im Mythologus Bd. II, S. 337 — 363. und Böckh, Metrolog. Untersuch. S. 129 gehandelt. Ueber den Bernstein im Allgemeinen s. Ph. Jac. Hartmann, Succini Prussici historia et demonstratio. Berol. 1699 u. Kircher, Mund. subterr. T. II, libr. 8.

Plinius beschliesst seine Darstellung mit Erwähnung des sogenannten Lynkuriums, welches wir bereits von Theophrastos erwähnt fanden. Das Lynkurium soll mit dem Elektrum in sofern verwandt sein, als es dürre Blätter, Späne, sogar Erz- und Eisentheile an sich ziehe, was wenigstens Theophrast dem Diokles geglaubt habe. Es soll eine feurige Farbe haben, wie der Bernstein und zu Gemmen verarbeitet werden. Allein Plinius verwirft alle Angaben dieser Art und meint, dass überhaupt ein Stein dieser Art und mit diesem Namen zu seiner Zeit niemals gesehen worden sei [1]). Also war dieser Name zur Zeit des Plinius nicht mehr im Gebrauche, und nur noch in älteren von Plinius benutzten Schriften zu finden. Die von Theophrastos so bezeichnete Steinart hatte eine andere Benennung erhalten (Hyacinth wie Neuere angenommen).

§. 22.

Die neuere Mineralogie vermag nicht alle edlen Steine, welche die Alten, namentlich Plinius, unter dem Namen gemmae zusammenfassten, nachzuweisen [2]), was wohl hauptsächlich darin seinen Grund hat, dass die Alten nur auf die äusseren unterscheidenden Merkmale beschränkt, diese viel schärfer auffassten und aus jeder geringen Abweichung eine Unter- und Nebenart, eine neue Species, Varietät, oder wohl gar eine neue Gattung bildeten und dafür einen neuen Namen aufbrachten. Ferner haben die Alten viele geringere, kaum halbedle Steinarten in das Gebiet der gemmae gezogen und dadurch die Zahl der letztern ins Ungeheure vergrössert [3]). Namentlich haben sie

---

1) Ibid. 3, 13. Köhler hat mit Anderen das Lynkurium für unseren Hyacinth gehalten. S. oben die Darstellung der edlen Steine des Theophrastos §. 3.

2) Vgl. U. F. B. Brückmann, Abhandl. von den Edelsteinen, Bd. I, Vorrede S. 2 f.

3) Nöggerath, Abhandl. über die Kunst, Gemmen zu färben, in d. Jahrb. des Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande Th. 10, S. 82 ff. Bonn 1847, hat bereits als sachkundiger Mineralog bemerkt: „Die Steine, welche die Alten Gemmen nannten, waren viel zahlreicher und mannichfaltiger als unsere Edelsteine, unter denen nur eine mässige Zahl von Steinen be-

auch eine Menge Steine hierher gezogen, welchen dynamische Eigenschaften, Wunderkräfte beigelegt wurden. Jeder Versuch also, die sämmtlichen Gemmen, welche Plinius aufführt, nachzuweisen und genauer zu bestimmen, würde auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen und nicht durchgeführt werden können. Dazu kommt, dass so mancher edle Stein bei den Alten einen anderen Namen führte, als ihm in der neueren Mineralogie zu Theil geworden. Der ἄνθραξ der Griechen, der carbunculus der Römer ist unser Rubin, von rubeo, wie Anthrax und carbunculus von der glimmenden Kohle abgeleitet. Der Sapphir der Alten ist der Lapis Lazuli der modernen Mineralogie, mit welchem man jedoch auch den Kyanos der Alten identificirt hat und welcher ebenfalls dieser Gattung von Steinen angehören mochte[1]). Der Carneol (auch Corneol genannt)

---

griffen wird, welche sich durch Farbe, Durchsichtigkeit, Glanz, Härte, Schwerzerstörbarkeit u. s. w. und durch eine grössere Seltenheit als Schmucksteine auszeichnen.“ Und weiterhin: „Die vielen Namen der Alten für ihre Gemmen gründen sich zwar häufig auf sehr geringe Unterschiede der Farben und anderer sehr untergeordneter Charaktere, auf welche die strengere Wissenschaftlichkeit der heutigen Mineralogie für die wesentliche Sonderung, die nur eigene Namen erheischt, keine Rücksicht nimmt, und überdies ist es sehr oft ganz unmöglich, aus den unvollkommenen Beschreibungen, welche Plinius an sehr zahlreiche Namen knüpft, irgend zu ermitteln, was er und seine Landsleute darunter verstanden haben mögen. Rechnen wir aber auch alles dieses ab, so bleibt noch eine grosse Zahl sehr gut erkennbarer Plinianischer Gemmen übrig, die wir nicht mehr zu den Edelsteinen rechnen. Dahin gehören namentlich die sehr zahlreichen, schön gefärbten, sowohl einfarbigen als mannichfach gestreiften und gefleckten Arten und Varietäten der Quarzgattung, die man wohl sonst mit noch einigen anderen Mineralien Halbedelsteine nannte; eine Benennung, welche die vorgeschrittene Wissenschaft aber auch mit vollem Rechte abgeworfen hat, und wovon selbst die Technik, der eigentlich diese Benennung allein angehörte, kaum noch einigen Gebrauch macht.“ Blum, die Schmucksteine, S. 55 bemerkt: „Auch hat man als gemmae nur die ganz edlen Steine betrachtet, die halbedlen dagegen als Schmucksteine.“ S. 10: „ganz edle (gemmae) und Halbedelsteine (lapides pretiosi) nach der Gewohnheit der Juweliere.“ Andere haben unter lapides pretiosi gerade die edelsten Steine verstanden. Isidorus Orig. XVI, c. 6, §. 2 begreift unter lapides pretiosi die edlen Steine überhaupt im Gegensatz zu den geringeren Steinarten.

1) Vgl. das Museum Odesc. praefat p. XVII sq.

wird von den Alten erst spät, nach der Zeit des Plinius, erwähnt und kann schwerlich von dem antiken Sard verschieden gewesen sein, oder der Unterschied beschränkte sich blos auf die verschiedene Farbe[1]). Auch war der Sard der Alten von dem Sard in der neueren Mineralogie verschieden. Der Beryll, der Topaz, der Hyacinth, der Amethyst, der Chalcedon der Alten sollen ebenfalls von den mit diesen Namen bezeichneten edlen Steinen in der gegenwärtigen Mineralogie mehr oder weniger verschieden sein[2]). Wenigstens haben diese Namen theils einen grösseren Umfang in Beziehung auf die subsummirten Species, theils eine strictere Beziehung auf die Hauptgattung, welcher sie angehören.

---

1) Vgl. d. Museum Odesc. praefat. l. c. Nach Brückmann, Abhandlung von den Edelsteinen C. 23. S. 201 machten die Alten keinen Unterschied zwischen Sarden und Carneol. Nach Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 44 unterschieden die Alten den Carneol vom Sard. Er gibt jedoch in d. kleinen Abhandl. zur Gemmenkunde I, S. 165 zu, dass beide Steine zu einer und derselben Art gehörten und dass sie eine Verschiedenheit nur in den Farben hatten. S. oben §. 10.

2) Im Museum Odescalchum s. thesaurus antiquarum gemmarum ed. N. Galeotti Tom. I. praef. p. IX. wird bemerkt: „Verum illud per incommode cadit, quod gemmae non paucae longe aliter nunc appellentur, quam a veteribus etiam sacrorum librorum scriptoribus nominatae olim fuerint, ut recte monet Pererius Tom. I. in Genes. etc. Quod attinet ad scriptores reliquos, audiendus Cornelius a Lapide, qui in cap. 21 Apocalyps. Quam ob rem, inquit, in gemmis nonnullis valde discrepant novi scriptores, Nilus, Anastasius et alii ab antiquis, puta, a Theophrasto et a Plinio, quem sequitur Isidorus et alii; sive quia nomina gemmarum quandoque variata et mutata sunt, sive quod gemmae veteres nonnullae interierint et novae earum species subnatae aut a gemmariis substitutae sint, uti praestantes gemmarii quibuscum Romae egi, mihi fassi sunt; ipseque ego singulas gemmas perlustrans et manu oculisque pertractans easque conferens cum illis, quae de iisdem scribit Plinius, re ipsa deprehendi. Vidi etiam Sardium olim opacum nunc esse pellucidum (auch der Sard der Alten war durchscheinend, obwohl es auch undurchsichtige gab) Topazium olim aureum et porraceum, nunc tantum esse aureum et fulvum; Sapphirum olim coeruleum aureis punctis collucentem; nunc esse violaceum sine punctis et pellucidum; Beryllum olim viridem, nunc albicare ut vitrum, imo a gemmariis vocari vitrum, Hyacinthum olim coeruleum et violaceum, nunc melleum.“ Er fügt noch hinzu: Quocirca Anselmus Boethius de gemmis libr. II, c. 30: „Plinii, ait, Hyacinthus hodie inter Amethysti genera ponitur, quemadmodum Amethystus veterum nunc Granati nomen obtine

§. 23.

Wir haben nun noch einige allgemeine Bemerkungen des Plinius über die edlen Steine in Betracht zu ziehen, bevor wir zu den späteren Autoren übergehen. Plinius war der Meinung, die Natur habe eine so starke Produktionskraft, dass sie bisweilen plötzlich neue, noch ganz unbekannte edle Steine hervorbringe. Ein solcher sei einst bei Lampsacus in den dortigen Goldbergwerken gefunden und wegen seiner besonderen Schönheit dem Alexander gebracht worden, wie wir bereits durch Theophrastos erfahren haben[1]). Einige Gemmen, wie die Cochlides (fährt Plinius fort), erhalten erst durch die Kunst ihre volle Schönheit. Diese Steinart müsse sieben Tage und sieben Nächte ohne Unterbrechung in Honig gekocht werden, wodurch alles Erdartige und Fehlerhafte verschwinde und der gesäuberte reine Stoff zurückbleibe, welchen dann die Künstler auf mannichfache Weise zurichten, so dass anmuthige Adern und schöne Reihen von Flecken hervortreten[2]). Auch viele andere edle Steine erhalten durch Abkochen in Honig einen höheren Glanz und zwar vorzüglich durch korsischen Honig. Hierauf erwähnt Plinius die sogenannten Physes oder Natur-

---

(was ganz unrichtig ist). Aetas et gemmariorum imperitia nomina ita confudit, ut vix aliquid certi hoc in re statui possit." Ueber den Amethyst des Plinius s. oben §. 14. Ueber den Chalcedon bemerkt Köhler, Kleine Abhandll. zur Gemmenkunde Th. I, S. 179 f.: „Ich kann also mit ebenso nachdrücklichen Gründen, als ich in meiner Untersuchung über den Onyx und Sardony für wahre Kenner gebraucht habe, beweisen, dass der Chalcedon der Alten schlechterdings nicht unser heutiger Chalcedon ist, und darum fand ich es völlig abgeschmackt, den Carneol einen rothgefärbten Chalcedon zu nennen." (Dies gegen Brückmann.)

1) Plinius XXXVII, 12, 74. Theophrast. περὶ λίθων §. 32. p. 694, Opera ed. Schneider, vol. I.

2) L. c.: ita omni terreno vitiosoque decusso purgatam puramque glaebam (glebam) artificum ingenio varie distribui in venas ductusque macularum, quam maxume vendibili ratione secantium, quondamque tantae magnitudinis factas, ut equis regum in oriente frontalia ac pro phaleris pensilia facerent. Ueber die Cochlides und die Erklärung von Nöggerath s. den folgenden Paragraphen.

spiele, auf welche wir in der folgenden Abtheilung zurückkommen.

In Betreff der Form der Gemmen (fährt Plinius fort) ist das Oblongum vorzüglich beliebt, dann auch die Linsenform und die runde: die eckigen finden wenig Beifall. Die ächten von den falschen zu unterscheiden ist schwierig, weil man aus ächten Gemmen von geringerem Werthe andere von höherem Werthe nachbildet. So werden, wie schon oben erwähnt, Sardonyche aus drei verschiedenen Steinarten, einer schwarzen oder dunklen, einer weissen und einer rothen so künstlich zusammengefügt, dass die Täuschung kaum wahrzunehmen ist. So werden aus Krystall Smaragde und andere durchsichtige Steine hergestellt. Ja es gibt sogar Commentare gewisser Autoren über diese Verfälschungskunst, welche ich nicht nennen mag (nämlich um nicht zu ihrer Verbreitung noch beizutragen). Plinius will vielmehr die Art und Weise, wie man solchen Betrug entdecken kann, angeben. Die durchsichtigen muss man Vormittags prüfen, oder um die vierte Stunde des Tages (d. h. gegen zehn Uhr) Später ist es nicht rathsam. Die Prüfung findet auf verschiedene Weise Statt: zunächst durch das Gewicht, denn die schwereren sind die ächten; dann durch die fühlbare Kälte der Steine; die ächten in den Mund genommen lassen mehr Kälte wahrnehmen als die unächten: dann durch die Qualität der Masse. An den falschen erscheinen kleine Bläschen in der Tiefe, rauhe Stellen auf der Oberfläche, Haarbüschel, Unbeständigkeit des Lichtes oder Glanzes, welcher verschwindet, bevor er zu den Augen gelangt. Die Probe eines abgeschlagenen Stückchens, was auf einer Eisenplatte zermalmt (oder was durch die Pfeile zerrieben) wird, verweigern natürlich die Gemmenhändler [1]). Dies würde aber das sicherste Experiment sein. Stückchen vom Obsidian können ächte Gemmen nicht ritzen. Vom Diamant können alle angegriffen werden. Bei den falschen Steinen wird jede verursachte Ritze weisslich.

---

1) Ed. Franzii l. c. c. 76: Decussi fragmenti paulum, quod in lamina ferrea teratur. Sillig 13, 76: Decussi fragmenti quod in lamna ferri moratur. Hier gibt teratur einen besseren Sinn, da ein abgeschlagenes Theilchen erst durch Kleinmachen, Zersplittern. Zermalmen in seinen Bestandtheilen genauer erkannt werden kann.

§. 24.

Die Kunst, den ächten edlen ähnliche Steine durch Farben herzustellen, war bei den Römern erstaunlich weit gediehen, da der grosse Gewinn die Geschicklichkeit der Fälscher steigerte [1]. Man benutzte dazu Krystall und Glas, welchen man die lebendigsten Farben beibrachte. Ebenso verstand man es, die Farben ächter Steine durch künstliche Mittel noch zu verschönern. Plinius kommt im sieben und dreissigsten Buche an verschiedenen Stellen auf dieses Thema zurück, so dass man aus seinen Angaben hierüber vollkommen begreift, wie es gekommen, dass uns aus dem Alterthume so zahlreiche Glaspasten überliefert worden sind. Namentlich wurden der kostspielige Carbunculus, der Iaspis, der Smaragd, der Beryll, der Kyanos (welchen man, wie schon bemerkt, ebenso wie den Sapphir mit unserem Lapis Lazuli identificirt hat) in Glasflüssen nachgemacht [2]. Dass bei Anfertigung dieser Glaspasten jedoch nicht überall die Absicht des Betruges obgewaltet habe, sondern dass man auch Copieen von vortrefflichen ächten Gemmen mit meisterhaften Gebilden herstellen wollte, wird in der zweiten Abtheilung erörtert.

Auch kannte man bereits das Unterlegen der Folie, um Glanz und Farbenspiel des Steines zu erhöhen. Früher als zu Rom hatte man bereits in Indien durch Färben des Bergkrystalls den Beryll nachgebildet [3]. Die griechischen und römischen Gemmenschneider müssen Glas- und Krystall-Pasten gern gravirt haben und so manches der uns erhaltenen Exemplare die-

---

1) Plinius bemerkt XXXVII, 12, 75: neque ulla est fraus vitae lucrosior. Vgl. Ant. Franc. Gori Dactyl. Smithiana p. 65. P. II. Tölken, Verzeichniss der vertieftgeschn. Steine d. K. Preuss. Gemmensammlung, Vorrede S. VIII. bemerkt über die Pasten oder Glasflüsse: „Ihre Menge (die Sammlung enthält 826) beweist die Ausdehnung dieser gewinnreichen Industrie, die in uralte Zeit zurückgehet“ (man s. z. B. Cl. II, N. 5. 37. III, 2, 655. IV, 3, 271. 274. 285. u. s. w.).

2) Vgl. die bereits erwähnte Abhandl. von Nöggerath, über die Kunst, Gemmen zu färben (Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden Th. X, S. 82 f.

3) Plin. l. c. c. 20.

ser Art hat in Beziehung auf sein vortrefflich ausgeführtes Bilderwerk einen höheren Werth als mancher ächte Edelstein von geringfügiger Arbeit [1]). Von den Aethiopen berichtet Plinius, dass sie mattere carbunculi vierzehn Tage lang in Essig (aceto) erweichten, wodurch sie eben so viele Monate einen grösseren Glanz bewahrten [2]). Eine künstlich zubereitete Steinart war auch die, welche, wie bereits bemerkt, Plinius mit dem Namen Cochlides bezeichnet und die Art und Weise der Behandlung derselben angibt [3]). Die Beschreibung des Plinius ist vielfach missverstanden worden und erst Nöggerath hat vor Kurzem eine genügende Erklärung der allerdings dunklen Stelle ermittelt. Er meint, dass Plinius hier den Achat und die Steinarten der Quarzgattung, deren Mengung den Achat bildet, im Sinne gehabt habe [4]). Dann berichtet er, wie auch noch gegenwärtig seit einem Vierteljahrhundert ein ähnliches Verfahren zur Verschönerung der Achate, Chalcedone, Onyxe und Carneole zu Oberstein und Idar im Fürstenthum Birkenfeld stattfinde [5]).

1) Vgl. E. H. Tölken, erklärendes Verzeichniss u. s. w. Vorrede S. IX.

2) Plin. XXXVII, c. 26.

3) Plin. l. c. c. 74. Ich habe diese Stelle theilweise bereits oben mitgetheilt.

4) Jahrbücher d. Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande, I. c. X, S. 86 f. S. 89 bemerkt derselbe über den Namen Cochlides: „In ihr (der Stelle des Plinius) ist nur von Achaten und solchen Steinarten die Rede, welche die Achatkugeln, Mandeln oder Drüsen bilden helfen, wie ich schon oben dargethan habe. Wer die Form dieser natürlichen Massen kennt, so wie sie im Melaphyrgebirge vorkommen, oder auch anderwärts aus dem zerstörten Melaphyr lose umherliegend oder in Flüssen gefunden werden, wer es dabei erwägt, dass diese Kugeln oder Mandeln auch häufig in ihrem Innern hohl sind, wird ihre Vergleichung mit Schneckenhäusern, und wenn sie durchgeschlagen sind, auch mit Muscheln, Bivalven ganz passend finden. Daher der an solche Körper erinnernde Name Cochlides. Belehrend ist auch in dieser Beziehung die Abhandlung von Franz Leydolt: „Eine neue Methode, die Achate und andere quarzhaltige Mineralien naturgetreu darzustellen,“ im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien, 1851. Jahrg. II, N. 2 (April — Juni), S. 124 ff. nebst Abbildungen.

5) S. 92 l. c.: „Es bleibt mir nur noch übrig, näher zu schildern, wie jetzt im Fürstenthum Birkenfeld das Färben und Verschönern der Steinarten, wovon im Vorstehenden zunächst die Rede gewesen ist, bewirkt

§. 25.

Wir haben nun noch einige spätere Autoren zu erwähnen, deren lithologische Schriften oder Abschnitte in ihren Schriften grössentheils im Geiste, in der Anschauungsweise und Methode des Plinius verfasst sind. Plinius blieb stets die wichtigste Fundgrube der späteren Autoren, obwohl ihnen auch noch andere Werke zu Gebote standen, welche in der späteren Zeit gänzlich verloren gegangen sind. Wir übergehen hier den Solinus, welcher den Plinius excerpirt hat, und wenden uns zunächst zu dem Isidorus, Bischoff von Sevilla, einen den grammatischen und namentlich etymologischen Studien ergebenen Polyhistor, welcher um 630 n. Chr. blühete und seiner Encyclopädie (Originum s. etymologiarum libri viginti) einen Abschnitt über die Gemmen beigegeben hat. Nachdem er de lapidibus vulgaribus, dann de lapidibus insignioribus, namentlich de marmoribus gehandelt [1], gehet er zu den edlen Steinen (gemmae) über, welche er nach ihren Farben, und zwar etwas consequenter als Plinius eingetheilt hat [2]. Er setzt dann die Gemmen sofort mit den Ringen in Verbindung, und nachdem er, wie Plinius und andere alten Autoren, den

---

wird. Der Gegenstand hat seine geschichtlich, naturwissenschaftlich und technisch interessanten Seiten. Alle drei verdienen eine nähere Entwicklung u. s. w." S. 94: „Jene Kunst beruhet auf der Eigenthümlichkeit, dass die feinen Streifen von Chalcedon, welche in den sogenannten Achatkugeln oder Mandeln über einander liegen oder dieselben auch ganz erfüllen und welche sich oft blos durch ganz geringe, meist nur lichte Farbennüancen und sehr unbedeutende Unterschiede im Durchscheinen des Lichtes zu erkennen geben, je nach diesen Streifen in sehr verschiedenen Graden von färbenden Flüssigkeiten durchdringbar sind. Dadurch wird es möglich sehr unansehnliche, kaum matt gefärbte Steine in sehr schöne Onyxe u. s. w. zu verwandeln, welche sich zu Kameen mit verschiedenen über einander liegenden Farben eignen, und überhaupt sehr viele Achate, welche zu anderen Zwecken verarbeitet werden, bedeutend in der Höhe und selbst in der Art und der Zeichnung der Farben zu verschönern u. s. w."

1) Etymolog. libr. XVI, c. 1—5, p. 245—263 ed. Faust. Arevolo, Rom. 1801. Corp. Grammaticorum ed. Lindemann, Tom. III, p. 488—497.

2) Ibid. c. 5. p. 363 sq. ed. Rom. 1801.

Anfang im Gebrauche der Schmuck- und Siegelringe von dem Prometheus hergeleitet, handelt er im siebenten Kapitel des sechzehnten Buches nicht wie Plinius zunächst über den Diamant, sondern über die edlen Steine von grüner und grünlicher Farbe (de viridioribus gemmis), unter welchen der Smaragd die erste Stelle behaupte [1]. Zu den Diamanten gehet er erst im dreizehnten Kapitel über, in welchem er die Krystalle überhaupt betrachtet. — Der Smaragd habe seinen Namen von dem ihm eigenen starken Grün (a nimia viriditate). Denn alles fette oder saftige, gleichsam herbe Grün werde amarum genannt. Er fügt dann folgende Erläuterung hinzu: nullis enim gemmis vel herbis maior quam huic austeritas est [2]. Keiner der grünen Edelsteine, keins der grünen Kräuter oder Gräser habe ein herberes Grün als der Smaragd. Er übertreffe nicht nur die grünen Kräuter und Blätter, sondern gebe selbst der Luft in seiner Nähe einen grünlichen Schein. Daher den Steinschneidern die Bearbeitung des Smaragdes als eine Erholung der Augen angenehm sei. Auch gebe seine breite Fläche die Gegenstände gleich einem Spiegel zurück. Nero habe die Wettkämpfe der Gladiatoren in einem Smaragd betrachtet, wie wir bereits aus dem Berichte des Plinius wissen [3]. Nun führt Isi-

---

1) Ibid. Er bemerkt hier c. 7, p. 264: cui veteres tertiam post margaritas et uniones tribuunt dignitatem. Also die dritte Stelle, nämlich nach den Perlen und den Diamanten, wie dies auch bei Plinius der Fall ist, obgleich er hier die Diamanten nicht erwähnt.

2) Also wäre Smaragdus aus amarus entstanden, und dieses wie austerus, austeritas auf herbe, grelle, stark hervorstechende Farben übertragen.

3) S. oben S. 38 f. wo wir die Stelle des Plinius bereits in Betracht gezogen haben. A. F. v. Veltheim, Sammlung einiger Aufsätze Th. II, S. 47 u. 119 f. (Helmst. 1800) behauptete, dass Nero ein Myops, der Smaragd aber, dessen er sich bei den Gladiatorenspielen bedient habe, ein hohlgeschliffener Aquamarin gewesen sei. Dann wäre natürlich die Vorstellung, dass er in einem Smaragde, wie in einem Spiegel, jene Spiele betrachtet habe, unrichtig. Wahrscheinlicher bleibt es allerdings, dass jener Smaragd zugleich als Vergrösserungsglas und als einen durch seinen grünen Lichtschein angenehmen Anblick gewährend gedient habe. Denn der Smaragd als Spiegel benutzt konnte doch eine so vollkommene Ansicht der Spiele nicht gewähren, als ein als Vergrösserungsglas dienender Smaragd. S. oben §. 8, Anmerk. 2.

dorus die verschiedenen Arten des Smaragdes auf, wobei ihm Plinius wiederum als Wegweiser dient. Der Chalkosmaragd werde so genannt, weil er zwar grün, aber regellos von ehernen Adern durchzogen sei. Er entstehe in Aegypten und auf der Insel Cyprus. Der Prasius habe seinen Namen von seiner grünlichen Farbe (dem Schnittlauch ähnlich), sei aber von geringerem Werthe; eine zweite Sorte desselben sei mit rothen oder blutfarbenen Punkten bedeckt, eine dritte mit drei weissen Streifen versehen (virgulis tribus candidis). — Der Beryll entstehe in Indien, habe seinen Namen in der Sprache der Inder erhalten, sei dem Smaragd zwar durch seine grüne Farbe ähnlich, jedoch etwas blasser. Er werde von den Indern sechskantig geschliffen, um durch den Reflex des Lichts die Mattigkeit seines natürlichen Glanzes zu heben. Werde er in anderer Weise geschliffen, so entbehre er jenes Glanzes. Es existiren neun Arten oder Varietäten des Berylls. So werden der Chrysoberyll, der Chrysoprasus, der Iaspis, der Topaz ziemlich in derselben Weise, wie bei Plinius beschrieben. Den Iaspis bezeichnet er als dem Smaragd beinahe ähnlich (subsimilis), jedoch von dichterer Farbe (crassi coloris) und gibt siebzehn Varietäten desselben an [1]). Als Steine von grünlicher Farbe werden hier noch der Callaica (colore viridis sed pallens), der Molochitis (unser Malachit, spissius virens et crassius quam smaragdus), von seiner der Malve ähnlichen Farbe so benannt und als Ringstein zum Siegeln vorzüglich geeignet, der Heliotrop (viridi colore et nubilo, stellis puniceis supersparsa cum sanguineis venis), der Sagda (gemma prasini coloris apud Chaldaeos), der Myrrhites (so benannt, quod in ea myrrhae color est), der Melichloros (bicolor, ex una parte viridis, ex altera melli similis), der Choaspites (a flumine Persarum dicta, ex viridi fulguris aurei) erwähnt, wobei überall die Beschreibung des Plinius als Hauptquelle sichtbar ist. Dann handelt Isidorus im achten Kapitel von den rothen und röthlichen Edelsteinen

---

2) Von dem Namen Iaspis gibt er l. c. (c. 7, p. 498. Corp. Grammaticorum Latinorum (vet. ed. Lindemann Tom. III.) eine Ableitung, welche Plinius nicht erwähnt hat: Ias quippe viride. pina gemma dicitur; also aus iaspina wäre iaspis entstanden.

(de rubris gemmis), zu welchen der Corallius (bei den Griechen *κουράλιον*), der Sardius, der Onyx und Sardonyx, der Hämatites und Succinus (Bernstein), der Lyncurius u. s. w. gezählt werden [1]). Im neunten Kapitel gehet er die purpurfarbenen oder ins Purpurfarbige spielenden (gemmae purpureae) durch, als da sind der Amethyst (von purpurbläulicher Farbe), der Sapphir, der Hyacinth und Hyacinthizon, der Amethystizon, der Chelidonia, Cyanea, Rhoditis. Im zehnten Kapitel wird über die weissen und weisslichen oder hellfarbigen Steine (de gemmis candidis) gehandelt und mit der Perle (margarita) begonnen, welche unter ihnen den ersten Rang behaupte. Er zählt elf Species derselben auf: Nächst der Perle wird der Päderos genannt, dann der Asterites, der Galaktites, der Chalazias, die Solis gemma, der Selenites, der Cinädia, Beloculus (Belus-Auge), der Epimelas (unten weiss und oben schwarz, cum in candida gemma superne nigrescit color), der Exebenus (speciosa et candida, qua aurifices aurum poliunt). Im elften Kapitel kommt er zu den schwarzen (nigris), d. h. dunkelfarbigen Gemmen, und nennt den Achat als die erste derselben, wobei er nicht den einfarbigen, sondern den gestreiften und mehrfarbigen verstanden hat (est autem nigra, habens in medio circulos nigros et albos iunctos et variatos). Im zwölften Kapitel werden die Steine von verschiedenen und mannichfachen

1) Wie das *Κουράλιον* von Theophrastos (p. 596. ed. Schneid. Opera Tom. I), so ist diese Steinart von Plinius und hier von Isidorus unter den edlen Steinen aufgeführt worden. Theophrast fügt jedoch hinzu: *καὶ γὰρ τοῦθ᾽ ὥςπερ λίθος.* Er begriff also, dass dieses Mineral nur gleichsam ein *λίθος*, also eigentlich eine zoophytische Versteinerung sei. Die Entstehung dieses Stoffes ist von der der Edelsteine ganz verschieden. Isidorus l. c. bemerkt hierüber: Corallius gignitur in mari, forma ramosus, colore viridis et maxime rubens, venae eius candidae, sub aqua et molles, detractae confestim durantur et rubescunt, tactuque protinus lapidescunt. Itaque occupari evellique retibus solet, aut acri ferramento praecidi, qua de causa coralius vocitatur. Nach Isidorus wurde dieses Meerproduct bei den Indern hochgeschätzt: quantum apud nos margaritum Indicum, tantum apud Indos corallius. Diese Schätzung mochte ihren Grund in der Form und Farbe haben, wie ja auch bei deutschen Frauen geringeren Standes Korallen-Halsschnuren lange beliebt waren. In der neueren Mineralogie wird unter den Achaten auch Korallen-Achat aufgeführt. Vgl. Glocker, Synopsis p. 131.

Farben (welche er unter dem Prädikat variae zusammenfasst), in Betracht gezogen [1]). Im dreizehnten Kapitel wird über die Krystalle gehandelt und unter diesen über den Diamant, welchen er kurz abfertiget, ohne dem Plinius in seiner Ausführlichkeit nachzukommen. Hierauf gehet er im vierzehnten Kapitel zu den feurigen Steinen (gemmae ignitae, ardentes) über, d. h. zu denen, welche gegen das Licht oder gegen die Sonne gehalten, erglühen und brennenden Kohlen gleichen, wie dies bereits Plinius dargestellt hat. Unter diesen behauptet der carbunculus (ἄνθραξ, die Kohle, gleichsam Feuerkohlenstein) das Principat. Dann erwähnt er den Anthracites, welcher ebenfalls von feuriger Farbe, jedoch von einer weissen Ader umgeben sei. Im Feuer sterbe er gleichsam ab, mit Wasser übergossen, erglühe derselbe. Dann werden noch als lapides igniti der Sandastrus oder Sandasirus, der Lychnites, der Carchedonia, der Alabandina, der Chrysoprasus, der Phlogites, der Syrtites, der Hormesion erwähnt, welche jedoch nicht mit gleichem Feuer wie der Carbunculus erglühen. Dann werden im fünfzehnten Kapitel die lapides aurei aufgezählt, d. h. Steine mit Goldschimmer oder Goldglanz, daher die Namen derselben grösstentheils mit Χρυσὸς zusammengesetzt sind. Die zuerst genannten derselben sind der Chrysolithus, der Chrysolectrus, der Chrysolampis, der Ammochrysus, der Leukochrysus, Chry-

1) Hier fasst Isidorus auch mehrere von Plinius einzeln, ohne Gesammtbezeichnung, erwähnte Gemmae unter dem Prädicat Ponticae zusammen: Ponticae a ponto dicuntur, genere diverso, nunc sanguineis, nunc auratis guttis micantes, aliae habentes stellas, aliae longis colorum ductibus lineatae (c. 12). Plinius erwähnt Ponticae unter einzelnen Steinarten, wie XXXVII, 9, 43 unter den Hyacinthen und Chrysolithen: Ponticas deprehendit levitas. — Unter den gemmae variae wird d. Panchrus (wörtlich ein Stein von allen Farben) zuerst genannt (Panchrus varius ex omnibus pene coloribus constans, unde et nominatus). Vielleicht der Chrysopal, der lamprochramatische Opal, oder eine Art des Chrysopras. Ich habe im mineralogischen Museum zu Jena ein glattgeschliffenes Exemplar einer edleren Steinart von der Grösse einer Hand gesehen, welches in allen Farben glänzte, so jedoch, dass der Goldglanz alle übrigen überstrahlte. Die Bezeichnung desselben ist mir nicht mehr gegenwärtig. Wahrscheinlich war es eine Species des Labrador. Vgl. Glocker, Synopsis p. 145.

sokolla, Androdamas und eine lange Reihe anderer, welche wir bereits aus der Darstellung des Plinius kennen gelernt haben. Darunter kommen viele mit magischen Kräften und fabelhaften Eigenschaften vor, wie solche bereits die älteren Autoren vor Plinius und dieser selbst beschrieben hatten. Darunter ferner Steine, welche als Thieraugen betrachtet wurden wie der Chelonites (Schildkröten-Auge: Chelonites oculus est Indicae testudinis, varius et purpureus. Per hunc magi impositum linguae futura praenunciari fingunt). Nach dieser Entwicklung gehet Isidorus auf das vitrum und die Metalle über [1], wobei wir ihn nicht weiter in Betracht ziehen. Obgleich christlicher Bischoff, hat Isidorus dennoch auch die superstitiösen Angaben der älteren Autoren mit referirt. Doch hat er sich gegen den Glauben an jene Wunderkräfte der edlen Steine durch folgende Worte verwahrt: Sunt et quaedam gemmae, quas gentiles in superstitionibus quibusdam utuntur, worauf er solche Gemmen angibt [2]).

§. 26.

Ausserdem haben sich noch zwei Schriften über die edlen Steine der Alten erhalten, die eine von Psellos, die andere von Marbodus, beide aus dem elften Jahrhundert, die erstere in griechischer Prosa, die letztere in lateinischen Versen. Beiden Autoren stand noch eine beträchtliche Zahl hieher gehöriger Werke von älteren Schriftstellern zu Gebote, welche für uns verloren gegangen sind. Dennoch war die Darstellung des Plinius eine ihrer Hauptquellen. Psellus, über dessen Leben und Zeitalter Leon Allatius und Fabricius gehandelt haben und dessen Schrift über die Kräfte und Eigenschaften der edlen Steine zum erstenmal von dem Arzt Claudius Ancantherus 1594 herausgegeben worden ist [3]), hatte sich zur Aufgabe gemacht,

1) Libr. XVI, c. 15, 16. 17. p. 280 sqq. ed. Rom, 1801 (ed. Faust. Arevolo) p. 506 sq. Corpus Grammaticorum Lat. vet. vol. III. ed. Lindemann (vol. III, ed. Fr. Vilelm. Otto).

2) Cap. 15, p. 508. Corp. Grammat. ed. Lindem. Tom. III.

3) Leon Allatius Diatribe p. 59 sqq. u. Fabricius Bibl. vol. V, ed. 1723. welcher die Schrift des Genannten aufgenommen hat.

die dynamischen Eigenschaften, namentlich die Heilkräfte der ihm bekannten edlen Steine, auseinander zu setzen, ohne unbekannte, für ihn blos dem Namen nach existirende, zu berücksichtigen [1]), so wie auch früher der Arzt Dioskorides mehrere edle Steinarten in das Bereich der Heilmittel gezogen hatte [2]). Psellos beginnt mit dem Diamant (ἀδάμας), bezeichnet ihn als glasfarben oder glasähnlich (ὑελίζουσαν) und glänzend (στιλπνὴν), fest und schwer zu beschädigen (κραταιός καὶ δύσθραυστος). Wenn man ihn am Leibe trage, vertriebe er die Tertianfieber [3])· Der Hämatites, so benannt, weil er mit Wasser angefeuchtet eine blutrothe Farbe erhält, heilt die Augenleiden, wenn man ihn mit Wasser benetzt und die Augen damit bestreicht. Der Amethyst hat eine hyacinthartige Farbe, hilft gegen Kopfschmerz und bewahrt gegen Berauschung, wovon er seinen Namen hat [4]). Der Anthrax, welcher in Indien entstehet und glühenden Kohlen gleicht, hat theils einen weithin strahlenden, theils einen bald erlöschenden Glanz und hilft gegen Kopfleiden, wenn man mit ihm in der Nähe des Patienten räuchert. Der Selenit (σηληνήτης) werde so genannt, weil er gleichsam ein Auge habe, welches mit dem Monde ab- und zunehme [5]). Der Smaragd sei lauchgrün, spiele leise ins Goldne

1) Psellos de Lapidum virtutibus, Graece et Latine cum notis Phil. Jac. Maussaci et Io. Steph. Bernard. Lugd. Bat. 1745, p. 2 bemerkt: Ἑκάστης δὲ τῶν διεγνωσμένων ἡμῖν λίθων, καὶ ἃς μάλιστα ἀγαπῶμεν οἱ ἄνθρωποι τὰς ἐνούσας δυνάμεις ἀνακαλύψω σοι. ἵνα ἐν καιροῖς αὐτοῖς χρῶο, καὶ τινα ὠφελείαν καρπίζοω παρ᾽ αὐτῶν, καὶ ἵνα τὰς ἀγνώστους ἡμῖν λίθους ἐάσω τὸν Ὀνοκάρδιον καὶ τὸν Ὁλκάδα, καὶ τὸν Σπογγίτην, τόν τε Λειμωνιάτην καὶ τὸν Λιγγούριον, τόν τε Τριγλίτην καὶ τὸν Τρόφθαλμον καὶ τὸν Σοκόνδιον καὶ Σκριγγίτην καὶ τὸν Σχιστὸν καὶ ὅσοι τοιοῦτοι. ὧν τὰ ὀνόματα μόνον ἴσμεν, οὐ μέντοι γε αὐτοῖς ἐγτυγχάνομεν κτλ.

2) Dioskorides Libr. V, c. 104. 106, p. 365 sq. c. 122, p. 373 sq. und Notha p. 476. ed. Saracen.

3) Ib. p. 6: ἡμιτριταίους πυρετοὺς σβέννυσιν ἐξαρτώμενος. Diese halbdreitägigen Fieber hat man wohl als solche zu betrachten, welche nach zwei und einem halben Tage, d. h. am jedesmaligen dritten Tage wiederkehren.

4) Ibid. p. 6 sq.

5) Ibid. p. 28 sqq.

und Bläuliche, heile mit Wasser aufgelegt die Aussätzigen, mit Wasser getrunken stille er Blutflüsse [1]). In dieser Weise behandelt Psellos den Achates, den Beryllos, den Galaktites, das Elektron, den Iaspis, den unbekannten Idäos Dactylos, welcher jedoch auch von Plinius erwähnt wird [2]), den Krystall, den Magnet (*Μαγνίτης*), den Onyx, den Sapphir (statt *Κάπρειρος*) ist in der erwähnten Ausgabe *Σάπφειρος* zu lesen), den Sardonyx, den Hyacinth, den Chrysolith, den Chryselektros, den Chrysopras, den Chalazias, den Topaz. Er erhebt also diese edlen Steine zu Amuleten, zu Heil- und Schutzmitteln gegen verschiedene Krankheiten, wobei er sich auf respektabele Gewährsmänner, den Anaxagoras und Empedokles, den Demokritos und den Alexander von Aphrodisias beruft [3]). Viele seiner Angaben finden wir bereits bei Theophrastos und bei Plinius. Daneben mochte er noch älterere Autoren vor sich haben. In mineralogischer Hinsicht hat demnach seine Darstellung einen sehr geringen Werth [4]).

§. 27.

Wie Onomakritos und nach ihm viele andere bis auf Psellos, so hat auch der Bischoff Marbodus vorzüglich die vermeintlichen Heil- und Wunderkräfte, die mysteriös-dynamischen Eigenschaften der edlen Steine (occultas lapidum vires, quanta potentia cuique) beschrieben [5]), welche Absicht er in der Dedication an den Kaiser Tiberius, sowie im Prologus angegeben. Wie Onomakritos seine Schrift vom Orpheus, so lässt Marbodus die seinige vom Evax, einem Könige der Araber, ausgehen, als einem

1) Ibid. p. 30—32.

2) Libr. XXXVII, c. 10.

3) Ibid. p. 38.

4) Er schliesst mit den Worten: *Σοὶ δὲ ἀποχρῶσα ἔστω ἡ ἑκάστου τῶν λίθων δύναμις καὶ ἐνέργεια: τοὺς δὲ λόγους αὐτῶν καὶ τὰς αἰτίας παρὰ τοῖς ἄνω θησαυροῖς ἔασον.*

5) Prolog. v. 15 sqq.:

Quarum causa latens effectus dat manifestos, —
Scilicet hinc sollers medicorum cura iuvatur,
auxilio lapiduw morbos expellere docta etc.

Zeitgenossen des Kaisers Tiberius, welchem derselbe sein Werk gewidmet habe. Marbodus bezeichnet seine Schrift als einen Auszug (forma breviore libellum) aus dem Werke des Evax, welchen er nur für wenige Freunde bestimmt habe (tribus dandum sancimus amicis), um die darin enthaltenen Lehren nicht zu profaniren (nec secreta manent, quorum fit conscia turba). Er befolgt eine andere Anordnung als seine Vorgänger, beginnt jedoch eben so wie jene mit dem Diamant, welchen er aus dem fernsten Indien stammen und aus Krystall-Bergwerken (de crystallorum metallis) gewinnen lässt. Die meisten seiner Angaben hat er dem Plinius entlehnt, wie diejenige, dass der indische Diamant nur durch warmes Bocksblut erweicht, und dass mit den spitzigen Splittern desselben edle Steine gravirt werden können [1]). Dann unterscheidet er die verschiedenen Arten der Diamanten in der Weise des Plinius. Die vortrefflichsten und edelsten aller Diamanten bringe Indien hervor, krystallinischen Ursprungs, welche weder durch Eisen noch durch Feuer verletzt werden können [2]). Der arabische sei weniger hart, werde ohne Bocksblut zerschlagen und habe weder gleichen Glanz noch gleichen Werth, obgleich er von Gewicht schwerer sei und in grösseren Stücken gefunden werde. Den dritten Rang behaupte der von Kypros, den vierten der aus dem Bergwerke zu Philippi [3]). Der Diamant habe eben so wie der Magnet die Macht das Eisen an sich zu ziehen, und in seiner Nähe vermöge dies der Magnet nicht, eine ebenfalls dem Plinius entnommene Angabe. Dann entwickelt er die magischen Kräfte und Eigenschaften desselben [4]). Hierauf gehet er zum

---

1) Marbodi liber lapidum seu de gemmis, illustrat. a Ioanne Beckmanno, Gotting. 1799. V. 30 seqq.

> Quae tamen hircino calefacta cruore fatiscit.
> Incudis damno percussorumque labore.
> Huius fragmentis gemmae scalpuntur acutis.

2) V. 24—29.

3) V. 36 ff. Plinius XXXVII, 4, 15: alterum Macedonicum in Philippico auro repertum. Marbodus l. c.:

> Quartum producit ferraria vena Philippis.

4) V. 43: Ad magicas artes idem lapis aptus habetur,
indomitumque facit mira virtute gerentem;

Achat über, bei dessen Beschreibung er wiederum den Plinius und den Solinus vor Augen hatte. So erwähnt er die natürlichen Gebilde auf der Oberfläche der Achate (V. 56: nunc regum formas, nunc dat simulacra deorum) und berichtet, was bereits Plinius angegeben hatte, dass der König Pyrrhos einen herrlichen Achat im Fingerringe getragen, dessen Oberfläche die neuen Musen mit dem Apollon Kitharodos darstellte, ohne auch nur von der Hand eines Künstlers berührt worden zu sein. Er war das seltenste, bewundernswürdigste Werk der Natur [1]. Kreta liefere dem Korall ähnliche Achate, dessen Fläche von goldnen Adern durchzogen sei. Der Achat vom Indus zeigt mannichfache Gestalten, bald Baumzweige, bald wilde Thiere (nunc nemorum frondes, nunc dantem signa ferarum). Dann beschreibt er die magischen Kräfte desselben [2]. Hierauf kommt der Dichter zum Alectorius (bei Plinius Alectoria genannt), gleichsam die Hahngemme, welche in den Eingeweiden der Hühnerhähne entstehe und die Grösse einer Bohne erreiche. Diesem fabelhaften Steine werden von dem ehrwürdigen Bischoffe ganz ausserordentliche magische Kräfte beigelegt [3].

---

et noctis lemures et somnia vana repellit,
atra venena fugat, rixas et jurgia mutat,
insanos curat durosque reverberat hostes.

Seltsam genug, wie ein christlicher Bischoff an solche Dinge glauben oder dieselben auch nur nacherzählen konnte. Wie in diesem Gebiete, so wirkten in vielen anderen Regionen heidnische Ansichten und Erinnerungen in der christlichen Welt fort, und noch gegenwärtig fehlt es nicht an Reminiscenzen aus der alten heidnischen Zeit, namentlich im Gebiete superstitiöser Sitten und Bräuche.

1) V. 57 sqq.

2) V. 63 ff. Iste nocens virus fugat et quod vipera fundit.
V. 66. Hic sedare sitim visumque favere putatur.
V. 70 sqq. Portantem munit viresque ministrat achates,
facundumque facit gratumque bonique coloris,
et persuasorem mundoque deoque placentem,
hoc Anchisiades comitante pericula vicit.

3) V. 73 f. V. 81:
Invictumque reddit lapis hic quemcunque gerentem etc.
Nachdem er dasselbe, was Plinius über den Milo, berichtet, fügt er hinzu:

Hierauf gehet er zum Iaspis über, von welchen man siebenzehn Species kenne. Derselbe habe viele Farben und entstehe in vielen Ländern. Der beste sei der grüne und durchsichtige (viridi translucentique colore). Er soll Fieber und Wassersucht vertreiben, gebärenden Frauen Beistand leisten; jedem der ihn trägt, Schutz gewähren, angenehm und mächtig machen (namentlich wenn er zuvor geweihet worden), schädliche Phantasmen vertreiben und in Silber gefasst noch stärkere Wirkungen äussern [1]). In dieser Weise werden dann der Sapphir, der Chalcedon, der Smaragd, der Sardonyx, Onyx und Sarder, der Chrysolith, der Beryll, der Hyacinth, der Chrysopras, der Amethyst und die meisten der uns bereits aus der Beschreibung des Plinius bekannt gewordenen Edelsteine charakterisirt und vorzüglich ihre angenommenen magischen Kräfte hervorgehoben [2]). Wir haben aus den bisherigen Angaben den Geist dieses Lehrgedichts und den Gang der von den älteren Autoren abhängigen Darstellung hinreichend kennen gelernt, und es wäre wohl der Sache zu viel gethan, wenn wir hier weitere Proben mittheilen wollten. Verschiedene edle Steinarten werden auch hier und da von römischen Dichtern erwähnt und mit poetischer Ausschmückung beschrieben, auf deren Beleuchtung wir hier

---

V. 84 ff. Hoc etiam multi superarunt proelia reges:
Hic expulsorum promptus solet esse reductor.
acquiritque novos, veteresque reformat honores:
hic oratorem verbis facit esse disertum
constantem reddens cunctisque per omnia gratum etc.

1) V. 92 sqq.

2) V. 103 sqq. Die erwähnte Ausgabe von J. Beckmann, additis observationibus Pictorii, Alardi, Cornarii, Gott. 1799 enthält zugleich eine französische Uebersetzung in gereimten Versen, welche beinahe eben so alt sein soll als das lateinische Original. Die Schreibart zeigt wenigstens ein hohes Alter. Vgl. das Proömium zu dieser Uebersetzung. Auch ist dieser Ausgabe noch ein kleineres poetisches Schriftchen über mehrere Gemmen in lateinischen Versen beigegeben: Marbodi sive potius incerti auctoris versus aliquot primum editi ab Alardo (p. 76) repetiti a Gorlaeo et Beaugendre. Hier werden der Capnies, der Ophthalmius, der Obsidianus (obsianus genannt), der Ignites, der Diadochos u. s. w. beschrieben und ihreHeilkräfte und anderen Eigenschaften erwähnt.

nicht eingehen wollen [1]). Einiges kommt in der folgenden Abtheilung zur Sprache. Die Beleuchtung des gegenwärtigen Standpunktes der Mineralogie in Beziehung auf die edlen Steine liegt fern von unserer Aufgabe [2]).

§. 28.

Bereits zur Zeit Alexanders des Grossen und noch mehr zur Zeit der prachtliebenden Diadochen, der Ptolemäer in Aegypten und der Seleuciden in Syrien war im Oriente ein unglaublicher Luxus im Gebrauch der edlen Steine eingetreten, ein Beweis, dass solche Jahr aus Jahr ein aufgefunden und namentlich von Indien aus in den Handel gebracht wurden. Die edlen Steine dienten jetzt nicht allein zur Austattung der Fingerringe, sondern auch zur Verzierung der mannichfachsten Gegenstände, insbesondere der Trinkpokale aus edlen Metallen, auch der grösseren Gefässe, wie der Krateren, dann der Kandelaber, der Waffen und verschiedener Luxusgegenstände [3]).

---

1) So z. B. Ovid Metamorph. II, 2 clara (regia) micante auro flammasque imitante p y r o p o. Ueber den Pyrop in der gegenwärtigen Mineralogie vgl. E. F. Glocker, Synopsis generum et specierum mineralium p. 112.

2) Eine vernünftige Eintheilung derselben hat L. Dutens, Abhandlung von den Edelsteinen vom ersten und zweiten Rang. A. d. Französ. Nürnb. 1779, S. 15 gegeben: „Ich werde mich hier der natürlichsten Eintheilung bedienen, weil diese von der Natur selbst an die Hand gegeben wird, und nur von zwei Arten der Edelsteine, denen vom ersten, und denen vom zweiten Rang handeln, davon die ersteren zu den Krystallen, die anderen zu den Kieseln gehören. Das beiden gemeinschaftliche Kennzeichen ist die Eigenschaft, dass sie mit dem Stahl Feuer geben, daher sie auch feuermachende oder funkengebende Steine heissen.“ Dann macht er eine weitere Rangordnung nach dem Grade ihrer Härte. Zur Gattung der Krystalle würden also alle vollkommen durchsichtigen edlen Steine gehören, zur Gattung der Kiesel alle nur durchscheinenden oder vollkommen undurchsichtigen.

3) Nach Parmenions Briefen bei Athenäos XI, 781 befanden sich unter Alexanders Beute aus Persien auch mit Gemmen besetzte Becher (*ποτήρια λιθοκόλλητα*) von 56 babylonischen Talenten und 34 Minen an Gewicht. Auch bei Theophrast. Char. 23 werden *λιθοκόλλητα ποτήρια* erwähnt, welche durch Alexanders Expedition nach Griechenland gekommen

Strabon berichtet von den Indern, dass sie ihre Gefässe aus edlen Metallen mit Smaragden, Beryllen und Rubinen ausgestattet haben [1]). Das Höchste in dieser Art hatten wohl (so weit unsere Kenntniss reicht) die jungen Seleuciden zu Antiochia zur Zeit des Cicero und Verres geleistet. Sie hatten einen Kandelaber aus den hellsten Edelsteinen mit bewundernswürdiger Kunstfertigkeit herstellen lassen, um ihn zu Rom auf dem Capitolium in der Cella des Iupiter Optimus Maximus als Weihgeschenk aufzustellen. An diesem Werke von verschwenderischer Pracht wetteiferte die Kunst mit dem Glanze des Stoffes, indem nach der Beschreibung des Cicero die vortrefflichsten und reinsten Edelsteine dazu verwendet worden waren [2]). Zu Rom war der Luxus und der Prunk mit edlen Steinen während der Kaiserzeit enorm geworden. Die Kaiserinnen schmückten ihre Gewänder mit edlen Steinen von ungeheurem Werthe. Die Lollia Paulina, nur auf kurze Zeit Gemahlin des

---

waren. Auch werden hier die asiatischen Künstler den europäischen vorgezogen. Von den jungen Seleuciden, Söhnen des syrischen Königs, welche nach Rom und nach Sicilien gekommen waren, bemerkt Cicero in Verrem. IV, c. 27, §. 62: Exposuit suas copias omnes, multum argentum, non pauca etiam pocula ex auro, quae ut mos est regius, et maxime in Syria, gemmis erant distincta clarissimis. Martialis erwähnt dergleichen oft, als gemmatum aurum, gemmatum argentum. Vgl. Salmas. ad Flav. Vopisc. Saturninum c. 10, p. 729. Script. hist. Aug. Tom. II. L. Bat. 1671. Plinius XXXVII, 6: gemmata potoria, so wie Athenäos XI, 781 *ποτήρια λιθοκόλλητα*. In einer Inschrift bei Gruter. Inscr. p. DLXXXII, N. 5. wird ein libertus Philetaerus ab auro gemmato erwähnt, also ein specieller Aufseher der goldnen, mit edlen Steinen besetzten Gefässe, welche in Bezug auf ihren hohen Werth einer besonderen Aufsicht und Controlle bedurften.

1) Strabon XV, 718 Casaub.: *καὶ ἐκπώματα καὶ λουτῆρες, λιθοκόλλητα τὰ πλεῖστα, σμαράγδοις καὶ βηρύλλοις καὶ ἄνθραξιν Ἰνδικοῖς.*

2) Cicero l. c. c. 28, §. 63 beschreibt diesen Kandelaber mit folgenden Worten: candelabrum e gemmis clarissimis opere mirabili perfectum etc. §. 65: quo posteaquam attulerunt, involucris reiectis constituerunt: iste (Verres) clamare coepit, dignam rem esse regno Syriae, dignam regio munere, dignam Capitolio. Etenim erat eo splendore, qui ex clarissimis et pulcherrimis gemmis esse debebat: ea varietate operum, ut ars certare videretur cum copia: ea magnitudine, ut intelligi posset, non ad hominum apparatum, sed ad amplissimi templi ornatum esse factum.

tollen Caligula, trug am ganzen Leibe Smaragde und Perlen von unermesslichem Werthe [1]. In Betreff der Trinkgefässe bemerkt Plinius: „Wir trinken aus einer Masse von Gemmen und setzen Trinkbecher aus Smaragden zusammen“ [2]. Lydus de magistratibus lässt den Kaiser Augustus als Pontifex Maximus ein mit edlen Steinen geschmücktes Gewand tragen, nebst einer auf dieselbe Weise verzierten Agraffe [3]. So wurden Saiteninstrumente mit kostbaren Gemmen besetzt [4]. Der Kaiser Gallienus trug mit edlen Steinen besetzten Waffenschmuck [5], Elo-

---

1) Plinius h. n. IX, 58: „vidi smaragdis margaritisque opertam, alterno textu fulgentibus toto capite, crinibus, spira, auribus, collo, monilibus digitisque: quae summa quadringenties H. S. colligebat; ipsa confestim parata, mancupationem tabulis probare.“ Vgl. Sueton. Calig. c. 25. Derselbe bemerkt ebendaselbst c. 52 über den Caligula: saepe depictas gemmatasque indutus paenulas. C. 55 wird ein monile e gemmis für ein circensisches Kampfross erwähnt. Gemmosa monilia für Frauen erwähnt Appuleius Metam. V, 335 ed. Oudend. Tom. I. Wenn nun J. Gurlitt, über die Gemmenkunde S. 78 (archäol. Schriften, herausg. v. C. Müller) bemerkt: „Ein glänzender mit vielen Diamanten besetzter Schmuck wäre den Alten sicherlich als abgeschmackt und lächerlich erschienen“, so könnte dies höchstens auf die Athenäer zur Zeit des Perikles bezogen werden, aber nicht auf die luxuriösen Orientalen und auf die Römer der Kaiserzeit. Selbst das Haupthaar wurde mit Gemmen geschmückt. Seneca Hercul. Oet. v. 360: quod nudus auro crinis et gemma iacet; eine Uebertragung aus dem römischen Leben auf das altgriechische und heroische Zeitalter.

2) Libr. XXXIII, c. 2: Turba gemmarum potamus et smaragdis teximus calices.

3) Lydus de magistrat. P. R. libr. II, c. 4: *βραττεολάταις καὶ γεμμάταις* (gemmatis) *καὶ λαγκωλάταις, ἀντὶ τοῦ χρυσοπετάλοις καὶ διαλίθοις καὶ λαγχωταῖς καὶ τοῖς λοιποῖς τῆς βασιλείας ἐπισήμοις.* Zuvor *χρυσῇ περόνῃ λιθοκολλήτῳ ἀναρπαζόμεναι τοῖς ὤμοις.*

4) Lucian advers. indoct. c. 8: von dem goldnen Lorbeerkranze des Kitharöden: *ὡς ἀντὶ καρποῦ δῆς δάφνης σμαράγδους εἶναι ἰσομεγέθεις τῷ καρπῷ;* und von der Kithara: *τὴν μὲν γε κιθάραν αὐτὴν, ὑπερφυές τι χρῆμα εἰς κάλλος — σφραγῖσι δε καὶ λίθοις ποικίλοις κατακεκοσμένην κ. τ. λ.;* Euangelos selbst (c. 9): *εἰρέρχεται οὖν ὅλος περιλαμπόμενος τῷ χρυσῷ καὶ τοῖς σμαράγδοις καὶ βηρύλλοις καὶ ὑακίνθοις.* Möge dies auch nur Fiction sein, so kamen doch solche Verzierungen mit Gemmen zur Zeit des Lukianos oft genug vor. Vgl. Appuleius Florid. p. 114. Tom. II. ed. Bipont. über die Lyra des Apollon.

5) Trebell. Pollio, Gallieni duo c. 16. Tom. I, p. 233 sq. Scr. h. A. ed. 1671. Lugd. Bat.

gabalus sowohl als Gallienus trugen mit edlen Steinen besetzte Schuhe und Elogabalus sogar mit gravirten ausgestattete, da doch auf diese Weise die Arbeit des Künstlers nicht wahrgenommen werden konnte [1]). Unter den späteren Kaisern hatte die Sitte, Gefässe aus edlen Metallen mit Gemmen zu besitzen, eine grosse Ausdehnung genommen. Namentlich wurden paterae, calices und scyphi mit solchen verziert [2]). Während der späteren Zeit wurden auch Götterbilder mit edlen Steinen ausgestattet, wie die Statue der syrischen Göttin, welche Lukianos beschrieben hat [3]). Ferner wurden während der späteren Kunstperioden Statuen aus Erz und Marmor künstliche Augen aus edlen Steinen eingesetzt, ebenso wie aus edlen Metallen [4]), und nach Gori's Vermuthuug (welche er aus Inschriften geschöpft hat) gab es in der späteren Kaiserzeit besondere Künst-

---

1) Trebell. Pollio l. c. c. 16. p. 232. Scr. hist. Aug. Vgl. Museum Odesc. p. XXXVIII.

2) Schon Martialis erwähnt solche Trinkbecher: XIV, 109: Gemmatum Scythicis ut luceat ignibus aurum; adspice quot digitos exuit iste calix. Trebell. Pollio vit. div. Claudii c. 17, p. 399. Scr. h. A. vol. II. L. B. 1671: misi autem ad eum pateras gemmatas trilibres duas. Scyphos aureos, gemmatos trilibres duos. Anastasius braucht den Ausdruck Calices in gemmis für gemmati calices. Vgl. Salmas. ad Treb. Poll. vit. Claudii c. 14, p. 382. Trebell. Poll. Gallieni duo c. 16, p. 232: gemmata vasa fecit, — und cum chlamyde purpurea gemmatisque fibnlis et aureis Romae visus est, — gemmato baltheo usus est, — caligas gemmatas annexuit.

3) Lucian de dea Syria c. 32: *Ἔκτοσθε δὲ οἱ χρυσός τε ἄλλος περικέαται, καὶ λίθοι κάρτα πολυτελέες, τῶν οἱ μὲν λευκοὶ, οἱ δὲ ὑδατώδεες πολλοὶ δὲ πυῤῥώδεες. ἔτι δὲ ὄνυχες οἱ Σαρδῷοι πολλοὶ καὶ ὑάκινθοι καὶ σμάραγδοι, τὰ φέρουσιν Αἰγύπτιοι καὶ Ἰνδοὶ καὶ Αἰθίοπες καὶ Μῆδοι καὶ Ἀρμένιοι καὶ Βαβυλώνιοι*, wo zugleich die Völker genannt werden, welche edle Steine aus fernen Regionen in den Handel brachten.

4) Gori in der Dactyliotheca Smithiana p. 63 (Venet. 1767. 4.) führt aus einem Fragment des Caecilius Balbus (wahrscheinlich aus der Schrift de nugis philosophorum bei Io. Sarisberiensis) folgende Stelle an: „Quis non irruat in eum, qui aureos Iovis oculos eruit, aut argento gemmisque sublatis vestem nititur excoecare. Quis de Martis capite adamantinum lumen temerariis effodit unguibus?" Wir finden noch gegenwärtig antike Statuen, in deren Augenhöhlen derartige Augen eingesetzt worden waren, welche später herausgenommen worden sind. Eine solche aus Erz befindet sich z. B. unter den plastischen Werken im Belvedere zu Wien. Eben so in der Glyptothek zu München.

ler, welche sich mit der Einsetzung solcher Augen beschäftigten [1]. — So dienten edle Steine zur Verzierung der Geräthschaften. Die Sänfte des Elogabalus war mit den werthvollsten edlen Steinen ausgestattet [2]. Die Zenobia trug eine mit edlen Steinen geschmückte Gewandung und hatte auch mit edlen Steinen besetzte Gefässe [3]. Der oströmische Kaiser Constantius sass bei seinem glänzenden Einzuge in Rom auf einem goldnen Wagen, welcher mit edlen Steinen ausgeschmückt einem strahlenden Glanz verbreitete [4]. Auch wurden Leibgürtel mit edlen Steinen besetzt, wie solche (*λιθοκολλήτους ζωστῆρας*) Themistios erwähnt hat [5]. In der späteren Kaiserzeit finden wir sogar die Waffen der Gladiatoren mit Gold und edlen Steinen geschmückt [6]. Auch wurden Lanzen, welche zu Fahnen dienten, an ihrem oberen Theile mit Gemmen versehen [7]. Ebenso Schild und Helm [8]. Die kaiserliche Herrscher-Krone wurde zuerst von Constantin dem Grossen mit edlen Steinen ausgestattet und dies blieb dann herkömmliche Sitte [9]. Die schönen

---

1) Dactyl. Smithiana p. 52.

2) Herodian. V, 8, §. 6: *συγκαθεσθεὶς αὐτῷ ἐν τῷ βασιλικῷ φορείῳ, ὅπερ διάχρυσοῦ πολλοῦ καὶ λίθων τιμίων πεποίκιλτο.*

3) Trebellius Pollio Triginta tyranni c. 30, p. 331. 335. (Scr. hist. Aug. T. II. 1671.)

4) Ammianus Marcellinus XVI, 10, 141 sq. ed. Gronov.

5) Themistii Orat. XI, *Δεκετηρικὸς ἢ περὶ τῶν πρεπόντων τῷ βασιλεῖ* p. 169 ed. Dind. So Trebellius Pollio von dem Gallienus (Gallieni duo, c. 16, p. 232): gemmato baltheo usus est.

6) Iul. Capitolin. c. 8, p. 552. Scr. h. Aug. T. I, Lugd. Bat. 1671: Armaque gladiatoria gemmis auroque composita.

7) Ammian. Marcell. l. c.: Eumque post antegressos multiplices alios purpureis subteminibus texti circumdedere dracones, hastarum aureis gemmatisque summitatibus illigati, hiatu vasto perflabiles.

8) Iul. Capitolinus, Maximin. iunior. c. 3, p. 70: et usus clypeo gemmato inaurato, von dem jungen Maximinus. Der Kaiser Valentinianus I. trug einen mit edlen Steinen ausgestatteten Helm: Ammianus Marcellin. XXVII, c. 10, p. 545 ed. Gron.: ut galeam eius cubicularius ferens auro lapillisque distinctam, welchen nämlich die Alemannen erbeuteten, so dass der Kaiser selber kaum zu entrinnen vermochte.

9) Io. Malalas Chronographia XIII, p. 321 ed. Dind.: *καὶ ὅτε πάντα ἐπλήσωσεν, ἐπέτέλεσεν ἱππικὸν, ἐν πρώτοις θεωρήσας ἐκεῖ καὶ φορέσας τοτε ἐν πρώτοις ἐν τῇ ἰδίᾳ αὐτοῦ κυρυφῇ διάδημα διὰ μαργαριτῶν καὶ λίθων τιμίων, βουλόμενος πληρῶσαι τὴν προφητικὴν φωνὴν τὴν λέγου-*

Gefässe und Gefässchen aus edlen und edleren Steinarten bei den Alten, namentlich aus Onyx, Alabaster, Achat, Murrha und Krystall, aus Carbunculus und Chrysopras, aus Lychnis und Bernstein haben wir bereits im ersten Abschnitte der Angeiologie in Betracht gezogen [1]), und gehen daher zur zweiten Abtheilung über, in welcher wir die geschnittenen Steine beleuchten.

σαν: „ἔθηκας ἐπὶ κεφαλὴν αὐτοῦ στέφανον ἐκ λίθου τιμίου.“ *Οὐδεὶς γὰρ τῶν πρὸ βασιλευσάντων τοιοῦτον τί ποτε ἐφόρεσε.* Die Worte *οὐδεὶς βασιλευσάντων* sind jedenfalls nur auf die römischen Herrscher zu beziehen, von welchen niemals einer ein Diadem oder Krone getragen hatte. Caligula wollte ein Diadem aufs Haupt setzen, allein er unterliess es, als man ihm beibrachte, dass er höher stehe, als Könige und Fürsten: Sueton Caligul. c. 22. In der kaiserl. Schatzkammer zu Wien befindet sich noch gegenwärtig die mit edlen Steinen besetzte Krone Carls des Grossen, so wie andere von Diamanten strahlende Kronen der Kaiser seit dem 16ten Jahrhunderte.

1) Abschnitt I. §. 1—6, S. 1—37.

Abtheilung II.

Die geschnittenen Steine, Intaglio's und Kameen.

§. 1.

Wie reichhaltig auch die Nachrichten sind, welche uns griechische und römische Autoren über die antike Steinschneidekunst, über einzelne merkwürdige Steine mit künstlerischen Gebilden, über den Luxus ganzer Staaten und einzelner Personen im Tragen kostbarer Fingerringe gewähren, so würden uns dieselben doch zu einer klaren und vollständigen Einsicht in die Vortrefflichkeit und hohe Ausbildung jenes Kunstzweiges nicht verhelfen, käme uns nicht zugleich die Betrachtung einer überaus grossen Masse erhaltener Denkmäler dieser Art zu Statten, welche in den europäischen Museen und Antiken-Sammlungen aufbewahrt werden und ziemlich alle Perioden der Glyptik veranschaulichen, wenn auch die frühesten Produktionen dieser Kunst nur sparsam vertreten sind. Hier finden wir die saubersten Werke antiker Kunstgestaltung in den kleinsten Formen, von ebenso sinnvoller Auffassung, als von feiner zierlicher Ausführung, von solcher Kunstfertigkeit und Sicherheit, dass europäische Steinschneider seit dem sechzehnten Jahrhunderte das Höchste in dieser Technik erreicht zu haben meinten, wenn sie jene Kunstvollendung nur annäherungsweise erreichten. Wenn nun der Künstler von Fach auf diesem Gebiete die herrlichsten Modelle zu seinen Arbeiten findet, so gewähren die antiken Gemmengebilde dem Kunstarchäologen durch ihren Reichthum, ihre Mannichfaltigkeit, ihre sinnreiche Bezüg-

lichkeit und Vieldeutigkeit eine ebenso vielseitige Belehrung als eine hohes Interesse [1]. Offenbar hatten bei den Griechen die anderweitigen höheren Kunstzweige, welche bereits früher ihrer Vollendung entgegengeeilt waren, einen nachhaltigen Einfluss auf die Steinschneidekunst ausgeübt, namentlich die vielgestaltige Plastik in Erz, Elfenbein und Marmor und etwas später auch die Wand- und Tafel-Malerei, welches Letztere wir namentlich in Bezug auf die grösstentheils figurenreichen Kameen annehmen dürfen. Wenn nun die grossen plastischen Werke, so wie die der Malerei aus der Periode der Kunstvollendung bis auf verhältnissmässig geringe Ueberreste der ersteren Gattung zu Grunde gegangen sind, so gewähren uns die Gemmen mit ihren reichhaltigen und mannichfachen Gebilden in so mancher Beziehung einigen Ersatz und lassen sich in dieser Hinsicht mit den Münzgeprägen und Vasengemälden auf eine Linie stellen. Diese drei vielumfassenden Gebiete enthalten gewiss so manche Miniaturcopie hervorragender Kunstdenkmäler von grossen Meistern, welche einst Jahrhunderte hindurch bewundert und uns ausserdem nur durch einige spärliche Angaben alter Autoren bekannt geworden sind [2]. Aus

---

1) Vgl. Frz. Passow, Vermischte Schriften S. 319. Uebrigens ist bei der Betrachtung der vertieftgeschnittenen Steine zu berücksichtigen, dass man die Schönheit und Sauberkeit der künstlerischen Arbeit oft genug erst in den Abdrücken deutlich wahrzunehmen vermag, oder durch ein Vergrösserungs-Glas, oder bei durchsichtigen Steinen, wenn man sie gegen das Licht hält und durch die Rückseite betrachtet, wo dann das Bildwerk eben so klar erscheint, wie im Abdrucke. Allerdings kommt in einzelnen Fällen auch das Gegentheil vor, dass kein Abdruck die Schönheit, Feinheit, Idealität des Originales ganz wiederzugeben vermag. Ueber die Vielseitigkeit der dargestellten Gegenstände kann jede Gemmensammlung Auskunft geben. Vgl. H. K. E. Köhler, Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde, Th. I, S. 4.

2) Man darf hieher den didymäischen Apollon (Apollon Philesios), die ephesische Artemis, den olympischen Zeus, die Athene Parthenos, den Hermes, die Demeter und Aphrodite und andere Gottheiten, welche in den ihnen geweiheten Tempeln durch stattliche Werke der Plastik veranschaulicht worden waren, rechnen. C. O. Müller, kleine deutsche Schriften, Bd. II, S. 538 (über den Apollon des Kanachos): „Wahrscheinlicher Weise ist uns dieser Apollon auf einer Gemme erhalten worden, welche die steife, bewegungslose, stämmige Gestalt des alten Bildes trefflich

demselben Grunde dienen uns die geschnittenen Steine als willkommene Stütze zur Erklärung alter Bildwerke, sowie zahlreicher Stellen bei den alten Autoren, ganz besonders im Gebiete der Darstellungen aus dem mythischen und heroischen Zeitalter. Allein ihre Auslegung erfordert auch einen sowohl durch umfassende Lectüre der Alten gerüsteten, als durch Autopsie im Gebiete der Kunstdenkmäler vielseitig geübten Interpreten, um überall ein competentes Urtheil abzugeben, und ein richtiges Verständniss zu vermitteln [1]). Denn abgesehen

---

wiedergiebt.“ Vgl. Millin Galerie mythol. p. 33, 474. Der berühmte Diskobolos des Myron ist nicht blos in Erz und Marmor nachgebildet worden, sondern man hat ihn auch in Vasen- und Gemmen-Bildern zum Muster genommen, eben so den des Naukydes. Allein in diesen Miniatur-Bildern erlaubte man sich verschiedene Abweichungen vom Original, worüber ich in der Gymnastik und Agonistik der Hellenen Bd. I, S. 454 f. gehandelt habe. Gewiss richtig ist auch das Urtheil von H. Brunn, Geschichte der griech. Künstler Bd. I, S. 588 f. in Beziehung auf Reliefarbeiten überhaupt und insbesondere auf das Relief der Apotheose des Homer: „Eben so erinnert Apollon stark an bekannte Kitharödenstatuen; und in vielen der übrigen Figuren glauben wir häufig mehr oder minder bedeutende Reminiscenzen aus statuarischen Werken zu erkennen, wenn wir auch bei der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse nicht überall das zu Grunde liegende Original nachzuweisen im Stande sind. Wir dürfen also annehmen, dass der Künstler in der Erfindung der einzelnen Figuren keineswegs selbstständig verfuhr, sondern namentlich in der Darstellung der Musen aus statuarischen Vorbildern den möglichsten Nutzen zu ziehen bestrebt war u. s. w.“

1) In dieser Beziehung hat bereits J. Scaliger (Ep. III. 234) ganz richtig bemerkt: „Mirum quam multa et abstrusa et ignota in gemmis reperiuntur, in quibus interpretandis saepe puto ludi operam. Non enîm dubium est, quin multa verisimilia dici possint, sed quod verum praestare nemo potest, nisi qui nimis iudicio suo confidunt et alienum contemnunt.“ Daher ist es auch leicht zu erklären, wie der stattliche W i n c k e l m a n n bei seiner Erklärung der antiken geschnittenen Steine der Sammlung von Stosch eine Unzahl der wunderbarsten Verstösse sich zu Schulden kommen lassen konnte, wie T ö l k e n, Vorrede zu s. Verzeichniss p. XIV sqq. nachgewiesen. Die von Tölken begangenen Irrthümer anderer Art hat wiederum T h. P a n o f k a in s. Abhandlung über Gemmen mit Inschriften (in d. Abh. d. K. Ak. d. Wiss. Berl. 1851) beleuchtet (S. d. Uebersicht am Schlusse derselben). H. K. E. Köhler hat zu seiner Zeit bei allen Archäologen, welche über geschnittene Steine gehandelt, falsche Ansichten entdeckt oder zu entdecken geglaubt. Und

von den Kameen grösseren Umfangs, gestattete der beschränkte Raum keinen solchen Bilderreichthum, als ihn grössere Reliefwerke, Gemälde und Vasenbilder, Mosaiken u. s. w. darboten. Was nun das Bereich der dargestellten Gegenstände betrifft, so hat die Glyptik wohl jeden Mythenkreis in ihr Bereich gezogen. Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinnen finden wir in verschiedenen Situationen auf Gemmen dargestellt. Ja selbst entlegene und schwer zu deutende Mythen sind hier ebenso wie auf antiken irdenen Gefässen zur Anschauung gebracht worden. Daneben kommen auch Könige und andere hervorragende Personen aus der geschichtlichen Zeit vor [1]).

§. 2.

Die ersten Anfänge der Steinschneidekunst lassen sich weder bei den Völkern des Orients noch bei den Griechen mit einiger Bestimmtheit nachweisen. Im Oriente war natürlich der

---

doch kann er selber nicht ganz von Irrthümern freigesprochen werden. Wenn schon bei anderen antiken Bildwerken die Erklärung oft genug sehr schwierig ist, so wird sie im Gebiete der geschnittenen Steine wegen des geringen Umfangs und der Kleinheit und Feinheit der Züge, welche oft mit blossem Auge kaum zu erkennen sind, um das Doppelte schwerer und unsicherer, so dass hier jeder Irrthum mit einiger Nachsicht beurtheilt werden muss. Seit Winckelmann hat die Kunstarchäologie ungeheure Fortschritte gemacht und die Auslegung der oft dunklen Gemmengebilde ist gegenwärtig um vieles leichter geworden, als zur Zeit Winckelmanns. Lessing hatte zu wenig Autopsie, um in diesem Gebiete etwas Bedeutendes zu leisten, doch hat er seine Polemik gegen Klotz (über den Nutzen geschnittener Steine) mit grosser Umsicht geführt.

1) Höchst merkwürdig bleibt es, dass gerade in diesem Gebiete die Kunstfertigkeit italischer Gemmenschneider des 15. 16. 17. und selbst noch im 18ten Jahrhundert die Rolle des künstlerischen Betruges in einer Weise gespielt hat, welche nur von sachkundigen, vielgeübten Kunstarchäologen entdeckt werden konnte. Jene Künstler wählten zu Gegenständen ihrer Gebilde namentlich hervorragende oder seltne Mythen, um dadurch ihren Gemmen höheren Werth zu verleihen. Abgesehen von einzelnen Stücken in anderen Sammlungen gibt hierüber die ehemalige berüchtigte Poniatowski'sche Gemmen-Sammlung lehrreiche Aufschlüsse. Auch mehrere andere im vorigen Jahrhundert theuer verkaufte Gemmen-Sammlungen waren mit Werken des Betrugs ausgestattet.

Gebrauch der Schmuck- und Siegelringe weit früher als in Hellas eingetreten und nach den Zeugnissen der Alten viel allgemeiner geworden. Nach dem Bericht des Herodot trug jeder Babylonier einen Siegelring[1]), welche Sitte gewiss nicht erst zur Zeit des genannten Historikers, sondern Jahrhunderte früher in Gebrauch gekommen war. In den grösseren europäischen Museen findet man gegenwärtig eine beträchtliche Zahl assyrischer geschnittener Steine in verschiedenen Formen[2]), Wahrscheinlich bestanden jene babylonischen Ringe ursprünglich aus einfachen Metall[3]) und wurden erst im Verlaufe der Zeit (aber doch Jahrhunderte vor Herodot) mit geschnittenen Steinen ausgestattet. Ausserdem aber liebte man hier besonders die Cylinderform der Gemmen, welche nach dem Berichte des Plinius auch bei den Indern in Gebrauch war[4]). Bei den Babyloniern

---

1) Herodot I, 195: *σφρηγῖδα δ' ἕκαστος ἔχει καὶ σκῆπτρον χειροποιήτον.*

2) Vgl. Aug. Henry Layard, Niniveh und seine Ueberreste, deutsch von N. N. W. Meissner S. 6.

3) Wie wir z. B. noch eiserne Ringe an den Fingern ägyptischer Mumien finden, z. B. im ägyptischen Museum zu Berlin. An den männlichen Figuren in den Bildwerken von Niniveh (bei Botta und Flandin, Monuments de Ninive Tom. I. Archit. et sculpt. pl. 12 sqq. und Tom. II, pl. 105 sqq. 161 sqq. bemerkt man wohl reich ausgestattete Armbänder und Ohrgehänge, aber keine Fingerringe; eben so wenig in den Abbildungen bei Aust. Henry Layard, Niniveh und seine Ueberreste. Vielleicht haben die assyrischen Künstler es nicht für angemessen erachtet, einen so kleinen Schmuck an den Fingern anzubringen. Denn dass ihn die Künstler, welche die Zeichnungen von den aufgefundenen Sculpturen genommen, übergangen haben sollten, ist gewiss nicht anzunehmen.

4) Plinius XXXVII, c. 20: von den Beryllen der Inder: Inde mire gaudent longitudine eorum etc., und ideo cylindros ex iis facere malunt, quam gemmas. Plinius scheint demnach hier diese Cylinder nicht als Gemmen zu betrachten, und es scheint daraus hervorzugehen, dass dieselben nicht sowohl zu Siegelringen als zu anderen Zwecken dienten. Allein dies kann nur von grösseren Cylindern gelten. Denn kleinere durchbohrte Cylinder konnten eben so wie andere Gemmen zum Siegeln gebraucht werden. Die Einfassung war jedoch hier eine andere, indem ein Drath durch die durchbohrte Oeffnung gezogen wurde. So hat z. B. die Berliner Gemmensammlung noch mehrere Exemplare dieser Art; z. B. Cl. II, N. 48 einen kleinen cylinderförmigen Chalcedon mit einem grünen Querstreifen. Die

hatte die Cylinderform ihre Bedeutung auch im Culte und ging von den Chaldäern zu den Magern über, oder von der Baal-Religion zum Ormuzdienste [1]). — Die geschnittenen Steine der babylonischen Siegelringe bestanden gewöhnlich aus Chalcedon, Hämatit und Achat, grössere Cylinder besonders aus Hornstein und Magneteisenstein (*Μαγνῆτις λίθος*). Die ersten rohen Anfänge der technischen Bearbeitung erstreckten sich nur auf das Einschneiden runder Höhlungen, bis man endlich ganze

---

untere oder Reversseite solcher Cylinder-Gemmen hat häufig Käfergestalt. Vgl. A. Cullimore, Oriental Cylinders (Lond. 1842. N.* 84. 151. 122 und N.* 54. 60. 67. 70. 119. 132). Ueber die assyrischen Cylinder und ihre Inschriften kann man auch Raoul-Rochette, Memoires d'Archeologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusq. Paris 1848, p. 7 sqq. vergleichen. S. 80 handelt er über die „Zigzags" auf den babylonischen Cylindern. Vgl. p. 114 sqq. Raoul-Rochette besass selber einen Cylinder dieser Art aus kostbarem Gestein (p. 115 ibid.). Dann bemerkt derselbe p. 133: C'est un cylindre du Cabinet imperial de l'Eremitage (s. pl. VII, n. 17); ou Hercule, vétu du costume Assyrien et coiffé de la tiare cannelée tient de chaque main un lion ailé a téte humain coiffé de meme etc.; und p. 352: Ce sont des cylindres offrant la plupart des inscriptions en caractéres cuniformes du système Babylonian etc. und p. 353: ponr revenir a notre cylindre du Musée britannique, le groupe symbolique d'Hercule et du lion s'y trouve répeté deux fois etc. Cf. p. 354. Cylinder aus der späteren assyrischen Periode erwähnt auch Layard, Niniveh u. s. Ueberreste S. 301 (deutsch v. Meissner). Vgl. Ch. Lenormant Lettre a J. de Witte sur trois nouveaux vases historiques p. 43 (Par. 1848). Einen persich babylonischen Cylinder aus Hornstein besitzt die Berliner Gemmensammlung I, 1, N. 168. Die bildliche Darstellung ist folgende: Ein medischer König oder Heros im siegreichen Kampfe mit einem aufgerichteten Löwen, zwischen beiden die Sonnenscheibe über dem Halbmond. Gleich daneben derselbe Heros im Kampfe mit einem Stier u. s. w. Die bezeichnete Sammlung besitzt noch mehrere Exemplare dieser Art in kleinerer Form, mit Keilschrift und bildlichen Darstellungen.

1) Auf die frühzeitige Blüthe der Steinschneidekunst in Babylon deuten auch verschiedene Namen von Steinen bei Plinius, wie Belus-Auge: Plin. XXXVII, 55. Belus-Stein u. a. Vgl. O. Müller, Archäologie der Kunst S. 297. 3. Ausg. Einen ähnlichen Namen hat die neuere Gemmenkunde, nämlich Weltauge, worüber man Urb. Ben. Brückmann, Abhandl. v. d. Edelsteinen K. 28, S. 246 ff., dazu die Beiträge S. 179—203 vergleichen kann, worüber sich jedoch Köhler in seiner Kritik gegen Brückmann spöttisch geäussert hat. Vgl. oben die Beschreibung des Opals.

Figuren in alterthümlich strengem Style ausarbeitete[1]. Bei den Aethiopen waren ebenfalls Schmuck- oder Siegelringe mit geschnittenen Steinen frühzeitig im Gebrauche und werden solche bereits von Herodot erwähnt[2]. Auch in Persien hatte die Steinschneidekunst Aufnahme gefunden. Namentlich waren walzenförmige Magnetsteine und auf ihrer Axe durchbohrte Chalcedone oder schwarze Hämatite als Amulete beliebt. Caylus besass zwei solcher Steine, auf deren einem drei männliche bärtige Figuren, wie es scheint dem auf dem Stuhle sitzenden Herrscher Geschenke darbringen. Der andere stellt eine symbolisch religiöse Handlung dar[3]. Dass hier nicht fremde, sondern persische Vorstellungen veranschaulicht worden sind, beweist die Aehnlichkeit der Figuren mit denen von Persepolis[4]. Der zweite der erwähnten Steine ist mit alter persischer, säulenweise untereinandergesetzter Schrift ausgestattet[5]. Der völligen Ausbildung und dem Aufschwunge der persischen Kunstbildung überhaupt stand gerade das am meisten entgegen, was bei den Griechen ein mächtiger Hebel derselben geworden war. Bei den Persern konnte nämlich schon aus religiösen Gründen die Darstellung der nackten Körperformen keinen Raum gewinnen, und vorzüglich aus diesem Grunde blieb ihre Kunstbildung auf einer niederen Stufe stehen, obwohl auch andere Umstände hierauf einwirken mochten. Daher auch bei den Gebilden der Perser die Formen des Leibes unter der Gewandung nicht bemerkt werden, wie im Bereiche der bildenden Kunst bei den Griechen[6]. Nach der Zeit Alexanders blieb die griechische Kunst nicht ohne Einfluss auf Persien und seine künstlerischen Darstellungen.

---

1) Vgl. O. Müller, Arch. d. Kunst, Ausg. 3. S. 81 und die daselbst angeführten Werke.

2) Herodot VII, 69: *ἀντὶ δὲ σιδήρου ἐπῆν λίθος ὀξὺς πεποιημένος, τῷ καὶ τὰς σφρηγῖδας γλύφουσι.*

3) Caylus Recueil d'antiquit. Eg. Etr. Grecq. Tom. III, pl. 12. N. 2. und pl. 35, N. 4. Text S. 50 u. 159.

4) Vgl. Caylus l. c. p. 139.

5) Caylus l. c. Winckelmann, Gesch. d. Kunst im Alterth. I, S. 73 f. Dresp. 1764.

6) Vgl. Winckelmann l. c. I, S. 75 f.

§. 3.

Auch die Israeliten haben bereits in sehr früher Zeit geschnittene Steine gehabt, da Siegelringe in den mosaischen Schriften genannt werden [1]) und nach der Verordnung des Moses edle Steine mit Aufschriften zur Verzierung des hohenpriesterlichen Gewandes dienten [2]). Die Israeliten konnten die Steinschneidekunst in Aegypten gelernt haben, wo dieselbe in uralter Zeit in Gebrauch war [3]). Ebenso konnte ihnen von Assyrien aus, namentlich von Babylon und Niniveh her einige Bekanntschaft mit diesem Kunstzweige zugekommen sein [4]). In den Büchern des alten Bundes werden auch einheimische Künstler genannt [5]). Aegypten war das Land uralter Erfin-

---

1) Exod. c. 28, 17—20 und 39, 10—13. Vgl. überhaupt I. Buch der Könige 10, 11. I. Buch der Chronik 39, 2. Judit 10, 12. Philo vita Mosis libr. III, c. 11: *Λίθοι δὲ ἐπὶ τῶν ἀκρωμίων ἐνηρμόζοντο σμαράγδου πολυτελοῦς δύο τιμαλφέστατοι, οἷς ὀνόματα τῶν φυλάρχων ἓξ καθ᾽ ἑκάτερον ἐνεχαράττετο, δώδεκα τὰ σύμπαντα. Καὶ κατὰ τὸ στῆθος ἄλλοι λίθοι πολυτελεῖς δώδεκα διαφέροντες κτλ.* Vgl. Eichhorn, de gemmis sculptis Hebraeorum in d. Commentt. societ. Gotting. rec. Tom. II, p. 18 sqq. und Göttinger Gelehrte Anzeig. 1813, St. 99, p. 985. Also waren die Namen zwölf Stammväter diesen Steinen eingegraben. Vgl. Bellermann, Urim und Thunim, Berl. 1824. Bei den Israeliten wurde also die Steinschneidekunst wenigstens zur Zeit der Entstehung der mosaischen Schriften geübt. Da aber zur Zeit des Salomo bei den Israeliten auch bereits Münzen geprägt wurden (vgl. Itineraires de la Terre Sainte, trad. de Hebrée par E. Carboly, 1847, p. 473), so darf man wohl hieraus folgern, dass es ihnen zur Zeit des genannten Königs auch an Siegelringen mit eingegrabenen Figuren oder mit Namen nicht gefehlt habe.

2) Vgl. Philo, Vita Mosis l. c. S. oben Abtheil. I, §. 1. Anmerkk.

3) S. die folgenden §§.

4) Die zum Schmuck dienenden Kunstzweige dieser Art scheinen sich in sehr früher Zeit durch ganz Vorderasien gleichmässig verbreitet zu haben, von Babylon und Chaldäa bis nach Phönizien und Palästina. In den Werken über die Ausgrabungen von Niniveh (von Botta und Flandin, so wie von F. Layard) erblicken wir an den männlichen Figuren namentlich kostbare Armbänder u. s. w.

5) Vgl. II. Mos. 35, 30—35. u. 31, 1 ff. Jos. Saalschütz, Archäologie der Hebräer Th. I, S. 137: „Gott habe den Bazaleel namentlich beru-

dungen und Kunstfertigkeiten. Auch im Gebiete der Glyptik mögen von den Aegyptern die ersten Leistungen ausgegangen sein, wie wir aus den noch erhaltenen, uralten, gewöhnlich durchbohrten und als Amulete getragenen Scarabäen-Gemmen mit Hieroglyphen-Schrift folgern dürfen [1]. Da die Aegypter

---

fen und ihn mit göttlichem Geiste erfüllt, mit Weisheit, Einsicht und Kenntniss aller Arbeit, Ideen zu versinnlichen und sie auszuführen in Gold, Silber und Erz, und in der Kunst Steine zu schneiden und zu fassen."

1) Vgl. Jos. Joach. Bellermann, über die Skarabäengemmen S. 25 ff. Berl. 1821. und E. H. Tölken, erklärendes Verzeichniss u. s. w. Abth. I, S. 7 f. Die ältesten und rohesten dieser ägyptischen Käfergemmen haben halbkugelförmige Vertiefungen und sind grösstentheils Karneole. Vgl. H. Meyer, Kunstgeschichte I, 10. Abbild. T. I. Auf ägyptischen Mumien und in den Katakomben der Aegypter hat man noch in der neuesten Zeit geschnittene Steine gefunden, deren Zeitalter vielleicht Lepsius einst genauer bestimmen wird. Vgl. Jos. Arneth, Monumente d. k. k. Münz- und Antiken-Kabinets S. 4, Wien, 1849. Das neue ägypt. Museum zu Berlin enthält eine beträchtliche Anzahl geschnittener Steine aus Aegypten, grösstentheils aus geringeren Steinarten und von unbedeutendem Kunstwerthe. Der Lapis Lazuli von geringer Qualität, Smaragd-Plasmen, violette Chalcedon-Arten, Magnet-Eisenstein sind die vorzüglichsten hier vorkommenden Steinarten. Einige scheinen durch Feuer oder auf andere Weise ihre ursprüngliche Farbe verloren zu haben und theils blassgelb, theils weiss geworden zu sein. Ueber die Unterschiede in den Käfergemmen überhaupt vgl. Köhler, Abh. über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 18 f. In Beziehung auf die ägyptischen und auf die orientalischen Gemmen überhaupt ist wohl zu beachten, was Tölken l. c. S. 5 bemerkt hat: „Die wenigsten Gemmen dieser Classe sind in rein ägyptischen und orientalischen Styl ausgeführt. Gewöhnlich sind die altüberlieferten Symbole Aegyptens und des Orients durch griechische und römische Kunst umgebildet, ohne darum ihren Ursprung zu verleugnen." Er beziehet sich hier nämlich auf die K. Preuss. Gemmensammlung zu Berlin, welche eine beträchtliche Anzahl von Skarabäengemmen besitzt (Cl. II, 149. N. 1 ff.). Ausgezeichnete Werke ägyptischer Kunst erwähnt er Abth. I, N. 1, p. 7. Hier bemerkt derselbe: „die Ausführung dieses Denkmals gibt einen glänzenden Beweis von der Geschicklichkeit der Aegypter in Arbeiten der Glyptik." Nach ägyptischer Weise ist dasselbe zwar vertieft, allein in der Vertiefung erhaben geschnitten (relief en creux), eigentlich also ein Cameo und nicht zu Abdrücken bestimmt. Ueber N. 2, S. 8: „Die Kleidung des Königs so wie der Sessel sind mit unglaublicher Sorgfalt ausgeführt." Skarabäen-Gemmen (ägyptische und etruskische) findet man gegenwärtig wohl in allen europäischen Antiken-Sammlungen. Die meisten sind von

erfinderisch und in mühseliger Arbeit von grosser Ausdauer und Beharrlichkeit waren, so mögen von ihnen die ersten Versuche in diesem Kunstzweige aus freier Hand gemacht worden sein[1]). Wahrscheinlich war dies hier noch weit früher geschehen als bei den Babyloniern[2]). Nach dem Berichte des Aelianos trugen die ägyptischen Krieger in ihrem Ringe tief eingeschnittene Käfer[3]). Wie nun aber die Kultur der Aegypter

---

einer geringeren undurchsichtigen, bläulichen Steinart und haben in künstlerischer Beziehung wenig Bedeutung. Die Gemmen mit dem Abraxas-Bilde gehören natürlich einem viel späteren Zeitalter an.“ Vgl. J. Joach. Bellermann, über die Gemmen mit dem Abraxas-Bilde, Stück 1—3; drei Schulprogrammata, Berl. 1817—19.

1) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde I, S. 6 bemerkt: „Von ägyptischer Arbeit befinden sich hier (in Petersburg) einige grosse Skarabäen aus grünem Steine mit Hieroglyphen. Sie gehören unter die alten Arbeiten dieses Volkes und verdienen auch der Ausführung einer so feinen Arbeit wegen die Aufmerksamkeit der Liebhaber, da einige von ihnen ohne Hülfe des Rades geschnitten zu sein scheinen.“

2) Ueber das Alter der Steinschneidekunst bei den Aegyptern kann man auch P. J. Mariette, Traité d. pierr. grav. T. 1, p. 10 sq. vergleichen.

3) Aelian, de natura animalium X, c. 15. Vgl. Köhler, kleine Abh. zur Gemmenkunde Th. II, S. 125 ff., welcher meint (S. 126), dass die Krieger sich derselben bedient haben mögen, weil so viele Heroen auf denselben eingeschnitten sind. Vielleicht war dies mehr die Folge der symbolischen Verehrung des Käfers. — In den überaus zahlreichen Darstellungen ägyptischer Figuren männlichen und weiblichen Geschlechtes in Sculpturen und Malereien habe ich bisher keinen Ring an den Fingern entdecken können, auch nicht an den grössten Figuren, weder in der Description de l'Egypte, noch in den Werken von Champollion, Rosellini und Lepsius. Dieser Mangel liefert jedoch keinen Beweis dafür, dass man Ringe nicht getragen habe. Denn auch unter den bildlichen Darstellungen der Griechen und Römer finden wir den Ring verhältnissmässig doch nur selten veranschaulicht. Die Künstler mochten es kaum der Mühe werth halten, einen so kleinen unwesentlichen Schmuck an den Fingern anzubringen; auch konnte es Schwierigkeiten bereiten, dem so angebrachten Ringe eine entsprechende Form zu geben.“ — Wäre die Angabe des Plinius XXXIII, 1, 6: Non signat oriens aut Aegyptus etiamnunc litteris contenta solis, stricte und in voller Bedeutung zu nehmen, so müsste man daraus folgern, dass sich die Aegypter oder die Orientalen überhaupt keiner Siegelringe bedient haben. Ihre Ringe würden also nur als Schmuckringe zu betrachten sein, welche auch die Geltung von Amuleten, Talismanen u. s. w. haben konnten. Allein die Bemerkung des Plinius kann un-

überhaupt ihre besonderen Perioden hat, so auch die Kunstbildung derselben und mit dieser die Glyptik. Man hat fünf Culturperioden angenommen; als die erste die älteste Zeit bis auf die Eroberung des Landes durch Kambyses; als die zweite von der Zeit des Kambyses bis zum Anfang der Herrschaft der Ptolemäer; als die dritte die Zeit während der Herrschaft der Ptolemäer; als die vierte die Zeit seit der Eroberung Aegyptens durch die Römer und die Verwandlung des Landes in eine römische Provinz; die fünfte umfasst die Regierung Hadrians und der Antonine. Jede dieser Perioden hatte in der Kunstbildung ihre Eigenthümlichkeit. Die älteste Zeit bewahrte ihre altägyptische Originalität. Seit der Occupation durch die Perser waren arische oder persische Culturelemente eingedrungen und hatten auch auf die Kunst ihren Einfluss gehabt. Durch

---

möglich vollkommen richtig sein. Denn wir kennen ja viele Angaben der Alten, namentlich des Herodot, des Xenophon, des Polybius, des Arrianos, welche von versiegelten Briefen orientalischer Herrscher, namentlich persischer Könige reden, wie wir weiter unten erörtern. Und wie hätte dies auch anders sein können? Wie sollten geheim zu haltende schriftliche Nachrichten an entfernte Personen anders überbracht werden? Jeder persische Satrap in den Provinzen kannte genau das Siegel seines Königs. Und Alexander bediente sich des Siegelringes des Darius (s. unten §. 7. 8.). Ueber mehrere ägyptische Königs-Siegel hat Aust. Henry Layard, Niniveh und Babylon (übers. v. J. Th. Zenker) S. 120 f. gehandelt. Er bemerkt hier: „Der Abdruck ist concav, weil er von einer convexen Oberfläche gemacht ist: der Rücken mancher ägyptischen Ovale, die roheste Form des Skarabäus, hat diese Gestalt." S. 121. „Solche Siegel wurden also von den Aegyptern an öffentlichen Documenten befestiget, und aus diesem in beiden Monarchieen üblichen Verfahren lässt sich erklären, wie das Siegel des ägyptischen Königs in Assyrien gefunden werden konnte. Es scheint der Abdruck eines Ovales zu sein, wahrscheinlich des Steines eines metallenen Fingerringes, wie das berühmte Siegel des Cheops, im vorliegenden Falle eines Ovales von zwei Zoll Länge und einem Zoll Breite." Ueber die Arbeit bemerkt er S. 120: „Die hinsichtlich der Schönheit ihrer Zeichnung und künstlichen Ausführung besonders ausgezeichneten und merkwürdigen Siegel stellen das erste einen Reiter dar, der im vollen Renner einen Speer zum Wurfe aushebt, das andere einen Reiter, der einen Hirsch jagt (Taf. XVII, C. D.). Die Abdrücke zeigen, dass die Siegel den griechischen Gemmen nur wenig nachstanden. Bis jetzt sind keine assyrischen oder babylonischen Alterthümer entdeckt worden, die diesen an Feinheit der Arbeit gleichkommen."

die Ptolemäer gelangte griechische Bildung nach Aegypten. Die Römer nahmen ägyptische Culturelemente an und wirkten mit ihrer eignen Cultur auf Aegypten zurück. Die letzte Periode war die des Kaisers Hadrian, welcher Aegypten bereiste und dadurch eine neue Kunstentwicklung herbeiführte. Namentlich beschäftigte die Darstellung seines Lieblings Antinous viele Künstler, welche in diesen und ähnlichen Werken den griechisch-römischen Typus auf eine neue Art mit dem ägyptischen vereinigten [1]).

Wenn nun viele der noch vorhandenen ägyptischen Skarabäen-Gemmen auf eine sehr frühe Zeit zurückreichen, so finden wir auch aus der späteren Zeit der ägyptischen oder ägyptisch-griechischen Kunstbildung Intaglio's und Kameen von der saubersten Arbeit [2]). H. K. E. Köhler, ein wenn auch oft zu verwegener und ziemlich anmassender archäologischer Kritiker, doch bewährter Kenner der antiken geschnittenen Steine, bemerkt über einen Kameo in Malachit mit dem Kopfe der Isis: „Es ist wahrscheinlich der schönste unter allen bekannten ägyptischen Steinen. Der Kopf der Göttin ist von vorne zu sehen, und die auf das Lebhafteste das Aegyptische darstellende Zeichnung ist mit einer Bestimmtheit, Zartheit und Feinheit ausgeführt, die nicht höher getrieben werden kann.“ Ueber das muthmassliche Alter dieser Arbeit hat er jedoch nicht gewagt eine genauere Bestimmung anzugeben [3]). Die Heraus-

1) Vgl. Winckelmann, Dactyl. Stosch., herausg. v. Fr. Schlichtegroll Bd. I, S. 18 f. Ich habe in d. Abbildd. Taf. I, Fig. 4 die Abbildung des heiligen Falken nach einem Gypsabdruck in d. K. Preuss. Gemmensammlung beigefügt, dessen Alter sich wohl nicht so genau bestimmen lässt.

2) Die sogenannten ägyptischen Skarabäen vereinigten eigentlich den Tief- und den Hochschnitt, sofern auf der hinteren convexen Fläche der angebrachte Käfer gewöhnlich erhaben gearbeitet wurde. Vgl. Lessing, antiquar. Briefe 17, S. 54, Werke Bd. VIII (v. Lachmann). Nur von einem tief gegrabenen Käfer hatte Lessing gehört. Jedenfalls haben sie auch Käfer oft genug tief geschnitten, da auch in ihren grossen Sculpturwerken der Tiefschnitt vorherrschend war, wie uns die tiefgeschnittenen Steinbilder im neuen ägyptischen Museum und anderwärts zeigen.

3) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 6. (Gesammelte Schriften, herausg. v. L. Stephani, Bd. IV, Petersb. 1851). Lessing, antiquar. Briefe 17, S. 53 (Werke v. Lachm. Bd. VIII.) bemerkt: „Der

geber des Kabinets des Herzogs von Orleans haben diesen Stein in die Zeit zwischen Kambyses und den Ptolemäern gesetzt [1]). Winckelmann hatte in einer sitzenden Isis (in der Sammlung von Stosch) die schönste ägyptische Gemme erkannt [2]). Auf die mit der ägyptischen verwandte Glyptik der Etrusker kommen wir weiter unten zurück, bevor wir von den Griechen auf die Römer übergehen.

§. 4.

Dass die Steinschneidekunst und der Gebrauch der Schmuck- und Siegelringe aus dem Oriente nach Hellas gekommen sei, kann wohl gegenwärtig nicht mehr bezweifelt werden, da die neuesten Erfahrungen und Entdeckungen die uralte Cultur in Aegypten und Asien noch klarer als es früher geschehen, vor Augen gestellt haben, möge man nun Aegypten oder Assyrien als Ursitz jener Kunst betrachten. Der gegenseitige Verkehr unter den Bewohnern der genannten Länder und der Griechen war bereits vor dem homerischen Zeitalter eingetreten, und es konnte und musste eine Uebersiedelung verschiedener Künste,

---

schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem griechischen etwas nachgab, war ein Kameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber grösseren besass D. Moad.“ Vgl. Natter, Traité de la methode antique etc. Pref. p. 7.

1) Ebendaselbst S. 7: Dass auch spätere griechische Künstler Werke dieser Art im ägyptischen Styl hergestellt haben, ist ausser Zweifel. Köhler bemerkt noch l. c.: „Ein erhaben geschnittener Stein mit der ganzen Figur des Osiris von griechischer Arbeit in ägyptischem Geschmacke ist gleich schätzbar durch richtige Zeichnung als durch flüssige und bestimmte Ausführung.“

2) Vorrede zur Dactyl. Stosch. von Schlichtegroll Bd. II, S. 16: „Der ägyptische Styl gibt sich zu erkennen durch die Afrikanische Form der Physiognomieen, durch die geraden und einförmigen Linien in der Zeichnung. Ich getraue mir zu behaupten, dass unsere Sammlung die schönste Aegyptische Gemme besitzt, und das nämlich eine sitzende Isis.“ Wahrscheinlich hat er diejenige gemeint, auf derem Schoosse der Horus sitzt, welchem sie die Brust zu reichen im Begriff ist. Schlichtegroll Bd. I, tab. 2. (S. unsere Abbildd. Taf. I, Fig. 2.)

Sitten und Bräuche Statt finden. Jedenfalls haben in Griechenland bereits im siebenten Jahrhundert v. Chr. Steinschneider existirt, mögen dieselben auch nicht, wie in der späteren Zeit, dieser Kunst ausschliesslich obgelegen, sondern dieselbe in das Bereich ihrer anderweitigen künstlerischen Thätigkeit gezogen haben. Natürlich waren weit früher Schmuck- und Siegelringe aus reinem Metall (Gold, Silber, Kupfer oder Erz) ohne eingesetzte Steine in Gebrauch gekommen, als solche mit eingelegten Steinen [1]). Für einen Ring aus reinem Metall würden wir wohl den des Minos, welchen derselbe ins Meer geworfen und Theseus als Poseidons Sprössling wieder herausgeholt haben soll, zu halten haben, wenn wir hier Mythisches in Betracht

---

1) Plinius XXXIII, c. 4 hat in Bezug auf die Bezeichnung des Ringes bemerkt: Quamquam et de nomine ipso ambigi video; Graeci a digitis (nämlich *δακτύλιος* von *δάκτυλος*) appellavere, apud nos prisci u n g u l u m vocabant, postea et Graeci et nostri symbolum. Eigentlich kann das Wort symbolum nur den Abdruck des Ringes, das Bildniss u. s. w. (*σφραγίς*, *ἐκμαγεῖον*, sigillum) bezeichnet haben und ist dann in der Bedeutung des Siegelringes selber genommen worden, obwohl Cicero in dieser Beziehung symbolum nicht leicht gebraucht haben würde, sondern lieber signum, effigiem, imaginem annuli. — Nach Hesychius v. *Θριπόβρωτος* Tom. I, p. 734 Alb. sollen die Spartaner (wahrscheinlich in der ältesten Zeit) mit wurmstichigem Holz (*ξύλοις ἀπὸ σητῶν βεβρωμένοις*) gesiegelt haben. Vgl. Winckelmann, Gesch. d. Kunst Th. I, S. 18 (Dresd. 1764). Die Angabe des Hesychius findet man auch im Etymolog. Magn. bei Eustath zur Odyss. I, und bei Suidas v. *θριπήδεστα*. So hat man auch die *θριπήδεστα σφραγίδια* bei Aristophanes erklärt (Thesmoph. v. 427). Belehrend ist hier auch die Bemerkung des Theophrastos (Historia plant. V, c. 2: *πλὴν ὑπὸ τὸν φλοιὸν ὑποδυόμενοι σκώληκες ἐπιπολῆς ἐγγράφουσι τὸ στέλεχος. οἷς καὶ σφραγῖσι χρῶνταί τινες.* Es wurden also wohl Stückchen aus dem von Würmern gleichsam mit Figuren beschriebenem Holze ausgeschnitten und zum Siegeln benutzt. Lessing, antiquar. Briefe N. 23, S. 73 (Bd. VIII, Lachmann) hat angenommen, dass bei Aristophanes l. c. nicht wirkliches von Würmern zerfressenes Holz zu verstehen sei, sondern Steine, welche wie wurmstichiges Holz geschnitten worden waren, oder das *θριπήδεστα* sei blos figürlich von der so besonderen Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, dass sie eher von Würmern hineingenagt als von Menschen hineingearbeitet scheinen sollten. Allein aus der Bemerkung des Theophrastos ersehen wir deutlich genug, dass ganz einfach nur an wurmbenagtes Holz zu denken ist, was sehr schwer nachzubilden. Jede künstliche Erklärung ist hier fern zu halten.

ziehen wollten [1]). Demselben Zeitalter würde auch der Ring des Phokus angehören, welcher ihm von seinem Freunde Iaseus verehrt worden war. In den Gemälden der Lesche zu Delphi hatte Polygnotos auf der linken Seite den Phokus in dem Momente dargestellt, in welchem er jenen Ring als Erkennungszeichen alter Freundschaft vom Finger ziehet und dem Iaseus darreicht. Pausanias hat ihn als einen mit einem geschnittenen Steine ausgestatteten Ring bezeichnet [2]). Die späteren Griechen haben also den Gebrauch der Ringe mit geschnittenen Steinen in einer sehr frühen Zeit eintreten lassen. Plinius dagegen hat aus mehreren Umständen gefolgert, dass die homerischen Helden Fingerringe nicht getragen haben. Insbesondere hat er dies daraus geschlossen, dass keine Versiegelung der abgesandten Codicilli (wie er die homerischen *πίνακες* nennt), der Kleiderbehälter, der Gefässe erwähnt werde. Auch haben sich jene Heroen bei der Losung zum Zweikampfe keiner durch den Ring bezeichneten Marken bedient [3]). Ob-

---

1) Pausan. I, 17, 3. Die Mythenfreunde unter den alten Autoren kennen in dieser Beziehung keine Grenze. Sie sind sogar bis auf Prometheus zurückgegangen. Plinius XXXIII, c. 4: Nam de Prometheo omnia fabulosa arbitror, quamquam illi quoque ferreum annulum dedit antiquitas, vinculumque id, non gestamen intelligi voluit. Isidor. Hisp. Etym. orig. XVI, 6, p. 263 (ed. Rom. 1801, 4.): Primordia earum a rupe Caucasi. Fabulae ferunt Prometheum primum fragmentum saxi eius ferro inclusisse, iisque initiis coepisse annulum atque gemmas. Vgl. XIX, c. 32.

2) Pausan. X, 30, 2: *καὶ οἱ δῶρα ἄλλα τε, ὡς τὸ εἰκός, ἐδωρήσατο καὶ λίθον σφραγῖδα· ἐνδεδεμένην χρύσῳ.* Polygnotos muss also angenommen haben, dass in jenem frühen heroischen Zeitalter schon Ringe dieser Art getragen worden seien, oder hat er von einem Anachronismus Gebrauch gemacht.

3) Plinius XXXIII, 4. Allein die *σήματα λυγρά*, welche *ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά* enthaltend, von dem Bellerophon an den Herrscher von Lykien gebracht werden sollen, scheinen doch mit irgend einer Art von Siegel versehen gedacht werden zu müssen. Denn wie sollte sonst der eben so tapfere als kluge Bellerophon den für ihn selbst verderblichen Inhalt nicht erkannt haben, wären jene *σήματα* auch nur durch symbolische Zeichen angedeutet worden? Il. VI, 168 ff. — Dass Odysseus den von der Arete, Gemahlin des Antinoos, empfangenen *χηλὸς* blos mit einem *δεσμὸς ποικίλος* verwahrt, welchen zu schürzen er bei der schlauen Kirke gelernt, beweiset nichts, da Odysseus auf seiner langen Irrfahrt doch un-

gleich nun in allem diesem noch kein vollgültiger Beweis liegt, so bleibt es doch wahrscheinlich, dass man sich im heroischen Zeitalter noch keiner eigentlichen Siegelringe bedient habe. Hätte man aber auch irgend eine Art des Versiegelns gekannt, so dürfte doch am allerwenigsten an Ringe mit eingelegten geschnittenen Steinen gedacht werden. Wenn Euripides der Phädra einen goldnen Siegelring und dem Agamemnon das Versiegeln eines Briefes zuschreibt, so ist dies in das Bereich der zahlreichen Anachronismen zu verweisen: welche bei den attischen Tragikern vorkommen [1]. —

Obgleich der geschichtlichen Zeit um vieles näher gerückt, bleibt doch auch der goldne Ring des Gyges mit seiner unsichtbarmachenden Zauberkraft für uns nur ein fabelhaftes Werk [2]. Auch lässt sich aus der Beschreibung Platons nicht mit Gewissheit ermitteln, ob er sich jenen Ring mit einem eingelegten Steine vorgestellt habe oder nicht [3]. Und wäre das Erstere der Fall, so bliebe doch wiederum fraglich, ob er sich denselben als einen geschnittenen oder als einen blos geschliffenen ohne Gebilde gedacht habe. Die ganze Fabel beweist uns blos die Vorstellung der Griechen zur Zeit des Platon, dass man zur Zeit des Gyges Fingerringe getragen habe. Dagegen darf man als ausgemacht annehmen, dass der seit Herodot's Episode vielgenannte und besungene Ring des Polykrates

---

möglich noch irgend ein Material zum Versiegeln bei sich haben konnte, auch wenn solches zu seiner Zeit im Gebrauche gewesen. Vgl. Odyss. VIII, 447 sqq.

1) Euripides Hippol. 862: *τύποι σφενδόνης χρυσηλάτου.* Und Iphigen. Aul. v. 155: *σφραγῖδα ἐπὶ δέλτῳ.*

2) Platon Staat II, 359 seq. Plinius XXXIII, 4. hat den Midas mit dem Gyges verwechselt.

3) Platon l. c.: *τυχεῖν τὴν σφενδόνην τοῦ δακτυλίου περιαγαγόντα πρὸς ἑαυτὸν εἰς τὸ εἴσω τῆς χειρός* etc.; und weiterhin: *καὶ πάλιν ἐπιψηλαφῶντα τὸν δακτύλιον στρέψαι ἔξω τὴν σφενδὸνην.* Die *σφενδὸνη* bezeichnet allerdings, wie die funda den Behälter des eingelegten Steines und ist so genannt von der Aehnlichkeit mit dem Theile der Schleuder, auf welchen der abzuwerfende Stein gelegt wurde. Somit wäre die Vorstellung eines Ringes mit eingesetztem Steine vorzuziehen. Allein es konnte wohl ein goldner Ring eine Sphendone blos zur Verzierung haben, ohne eingelegten Stein.

einen kostbaren und mit grosser Kunst bearbeiteten Edelstein gefasst habe [1]). Er warf bekanntlich, der Mahnung seines Freundes, des ägyptischen Königs Amasis, folgend, diesen Ring als das ihm theuerste Kleinod seiner Besitzthümer ins Meer als vermeintliches Sühnopfer seines bis dahin unwandelbaren Glückes, empfing denselben aber bald darauf aus den Eingeweiden eines in die fürstliche Küche abgelieferten grossen Fisches zurück. Aus dem hohen Werthe, welchen Polykrates auf diesen Ring legte, darf man folgern, dass dieser nicht allein auf der Schätzung des eingelegten Edelsteines, sondern mehr noch auf der künstlerisch gelungenen Arbeit und schönen Darstellung beruhete [2]). Zur Zeit des Polykrates hatte Samos bereits einen bedeutenden Kunstbetrieb im Gebiete der Plastik, der Glyptik und Kerameutik. Namentlich hatte hier bereits vor der Zeit des Polykrates eine Künstlerfamilie geblühet, auf deren Ahnherrn die Erfindung des Erzgusses zurückgeführt worden ist [3]), und welcher jedenfalls mit ägyptischen Kunstgenossen in gegenseitiger Beziehung und im Verkehre stand. Auch wird der Ring des Polykrates von Herodotos ausdrücklich als ein Werk des Samiers Theodoros bezeichnet, sowie der spätere

---

1) Vgl. Herodot III, 41. 125. Plinius h. nat. XXXIII, c. 1. Auch Solinus Polyh. c. 33 und Tzetzes Chil. VII, 121 erwähnen diese Gemme.

2) Eine andere Ansicht hatte Lessing, antiquarische Briefe 21, S. 63. Bd. VIII. (Lachmann), welcher auf die Angabe des Plinius Gewicht legt, die dieser selber mit einem s i c r e d i m u s vorgetragen hat. Lessing hat also die Gemme des Polykrates für eine ungeschnittene, ja nicht einmal geschliffene (illibata intactaque) gehalten. Um seinem Gegner Klotz von allen Seiten zu widerlegen, ist Lessing bisweilen zu weit gegangen, wie schätzbar auch sonst seine Ansichten im Gebiete der Glyptik der Alten sein mögen. Er kommt im 22. Briefe abermals auf diesen Gegenstand zurück und untersucht nun die Sache genauer. Dennoch beharrt er bei seiner Meinung und nimmt an, dass der von Herodot und Pausanias genannte Theodoros die Einfassung des Steines geliefert, aber nicht den Stein geschnitten habe. Allein eine so kostbare Einfassung würde doch ebenfalls eine hohe Ausbildung der Toreutik voraussetzen.

3) Vgl. Pausan. III, 12, 8. VIII, 14, 5. Fr. Thiersch, Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen (2. Ausg.) S. 181 ff. Man hat auch den Samier Mnesarchos, angeblichen Vater des Pythagoras, als Gemmenschneider aufgeführt. Vgl. E r a s m. P i s t o l e s i, Real-Museo Borbonico Tom. V, p. 341.

Pausanias berichtet, dass ein Künstler dieses Namens für den bezeichneten Herrscher das Gebilde auf dem Smaragde jenes Ringes hergestellt habe [1]). Die Griechen späterer Zeit glaubten dennoch, dass jenes vortreffliche Werk in einem mit grosser Kunst geschnittenen Smaragd bestehend, von einem griechischen Künstler ausgeführt worden sei [2]). Herodot und Pausanias mussten wohl darüber urtheilen können, ob in jener Zeit die Steinschneidekunst schon so weit gediehen gewesen sei, um so vortreffliche Gebilde hervorzubringen [3]). Plinius versichert

---

1) Herodot III, 41: *ἦν οἱ σφρηγὶς, τὴν ἐφόρεε χρυσόδετος, σμαράγδου μὲν λίθου ἐοῦσα ἔργον· ἦν δὲ Θεοδόρου τοῦ Τηλεκλέος Σαμίου κτλ.* Pausan. VIII, 14, 5: *Θεοδώρου δὲ ἔργον ἦν καὶ ἐπὶ τοῦ λίθου τῆς Σμαράγδου σφραγίς, ἣν Πολυκράτης ὁ Σάμου τυραννήσας ἐφόρεε τε τὰ μάλιστα καὶ ἐπ᾽ αὐτῇ περισσῶς δή τι ἠγάλλετο.* Dieser Theodoros war jedenfalls ein Enkel oder ein Verwandter des älteren Theodoros, des ersten samischen Meisters im Erzgusse. Nach dem Berichte des Diogenes Laertius VIII, 1 war, wie schon bemerkt, der Vater des Pythagoras von Samos, ein *δακτυλιογλύφος*. Ist dies richtig, so muss Samos eine der ältesten Schulen in diesem Kunstzweige gehabt haben, oder man hat wenigstens hier der Steinschneidekunst frühzeitig gehuldigt, welche Betriebsamkeit wahrscheinlich aus Aegypten hierher gekommen war. Joh. Winckelmann, Gesch. d. Kunst Th. I, S. 217 (Dresd. 1764. 4.) hat vermuthet, dass der geschnittene Stein mit dem sterbenden Othryades (im Stoschischen Museum) von gleichem Alter mit dem Polykrates sei, und dass man aus der Arbeit des erstgenannten ohngefähr die Arbeit des letzteren errathen könne. Er nennt die Arbeit jenes Steines als eine mit Fleiss ausgeführte, und es fehle den Figuren nicht an Ausdruck: die Zeichnung derselben aber sei steif und platt, die Stellung gezwungen und ohne Grazie. Die Arbeit des Steines würde uns den Styl von Anakreons Zeit zeigen.

2) Nach einer Angabe des Clemens Alexandr. (Paedag. III, p. 289 ed. Pott) soll Polykrates in seinem Siegelringe das Bildniss einer Lyra gehabt haben. Ein kunstliebender Herrscher wie Polykrates konnte wohl mehr als einen Siegelring haben.

3) Man könnte wohl bezweifeln, ob man in jener Zeit schon verstanden habe den ächten Smaragd als einen sehr harten Stein zu graviren (s. Plinius XXXVII, 4). Allein man darf jenem erfinderischen Zeitalter, in welchem sich alle Zweige der Kunst zu entwickeln begannen, nicht zu wenig zutrauen. Möglich wäre indess wohl, dass jener Smaragd kein ächter gewesen sei, sondern etwa ein Beryll oder eine andere dem Smaragd verwandte Steinart. Dies würde aber an dem Kunstwerthe jenes Ringes nichts ändern. Brückmann hatte den Stein jenes Ringes sogar für einen Achat gehalten, ist aber bereits von Köhler (kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Thl. I, S. 220) widerlegt worden.

seltsam genug, dass der edle Stein im Ringe des Polykrates ein Sardonyx gewesen sei und dass er zu seiner Zeit noch zu Rom im Tempel der Concordia existirt habe, wo er das von Augustus geweihete goldne Horn (welches die Concordia wahrscheinlich in der Hand hielt) eingesetzt worden sei. Die letztere Angabe scheint er jedoch selber nicht für zuverlässig gehalten zu haben, indem er hinzufügt: „si credimus“ [1]. — Von der Zeit des Polykrates ab verbreitete sich die Gravirkunst mit der Stempelschneidekunst Hand in Hand gehend in Hellas und in kleinasiatischen Staaten, und dies um so mehr,

---

1) Libr. XXXVII, 1: Sardonychem eam gemmam fuisse constat ostenduntque Romae, si credimus, in Concordiae delubro cornu aureo Augusti dono inclusam et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Das Letztere also eine Mähr, und in Betreff der Steinart verdienen Herodot und Pausanias doch gewiss mehr Glauben als Plinius. Der Letztere bemerkt l. c. C. 3 nochmals: Polycratis gemma, quae demonstratur intacta inlibataque est. Also nicht gravirt. Dann fügt er hinzu: Isméniae aetate multos post annos (nämlich nach Polykrates) adparet scalpi etiam smaragdos solitos (Sillig hat überall die Schreibart zmaragdus vorgezogen). Also scheint Plinius darauf hinzudeuten, dass zur Zeit des Polykrates der Smaragd noch nicht geschnitten worden sei. Welcher zureichende Beweis dafür geführt werden könnte, begreife ich nicht. Alle edlen Steinarten haben einen gewissen Grad von Härte, und hatte man einmal das Graviren begonnen, so werden talentvolle Künstler bald Mittel gefunden haben, auch die härtesten zu bearbeiten, ausser dem Diamant, welchen man wegen des hohen Preises und zugleich wegen seiner Härte Jahrhunderte hindurch verschonte, ihn aber bald genug zum Bearbeiten der übrigen benutzte. Ueber das bezeichnete Horn bei Plinius, vergl. Lessing, Antiquarische Briefe 22, S. 64, Anm. 2 (Werke Bd. VIII v. Lachmann). Er folgert hier zugleich aus den Worten des Plinius, dass derselbe habe andeuten wollen, dass die Epoche der erfundenen oder in Griechenland bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden in der Zeit zwischen Polykrates und Ismenias zu setzen sei und bemerkt endlich: „Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor Polykrates war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden!“ Allein die flüchtige und grosse Zeiträume überspringende Angabe des Plinius kann nichts beweisen. Auch handelt er nur von dem Graviren des Smaragdes zur Zeit des Ismenias, nicht vom Graviren edler Steine überhaupt. Der Smaragd gehört aber zu den härtesten Steinen. Mit dem Smaragd konnte demnach nicht begonnen werden. Es müssen viele andere weichere Steinarten vorher bearbeitet worden sein.

als sie nicht blos der Neigung zum Schmuck und zur Verzierung, sondern auch dem Bedürfniss diente, und nun der Siegelring so wie das Petschaft im häuslichen und im öffentlichen Leben eine wichtige Rolle behauptete [1]). Seit dem peloponnesischen Kriege wurde das Wohlgefallen an schönen Ringen mit eingelegten Steinen immer allgemeiner und wie der Ring im Oriente und in den hellenischen Staaten die Hände schmückte, so wurde derselbe auch in Rom beliebt und hier bald genug ein enormer Luxus damit getrieben [2]). Doch wir kehren zur älteren Zeit zurück.

§. 5.

Einem alten Gesetze zu Folge müssen zu Athen bereits zur Zeit des Solon oder doch bald nach ihm *δακτυλιογλύφοι* existirt haben. Wenigstens erwähnt Diogenes Laertius ein solonisches Gesetz, welches dem *δακτυλιογλύφος* verbietet, von dem verkauften Ringe ein Schema oder einen Abdruck (*σφραγῖδα*) zurückzubehalten [3]). Auf den Betrieb in der Stempel-

---

1) Bekanntlich wurden sowohl bei den Griechen als bei den Römern Vorrathskammern, Behälter, Eingänge zu Räumen mit werthvollen, leicht entwendbaren Gegenständen gewöhnlich versiegelt, wozu man natürlich ebensowohl ordinäre Petschafte aus geringen Stoffen, Erz, Stein, Holz, als Ringe aus Gold und mit eingelegten Steinen in Anwendung brachte. Vgl. Aristophan. Thesm. 422—428. Am sorgfältigsten geschah dies bei den ökonomischen Römern, um sich gegen listige Sclaven zu sichern, worüber aus den Briefen des Cicero, aus den Lustspielen des Plautus und Terentius belehrende Stellen aufgebracht werden können. Ueber das Versiegeln der *ταμιεῖα* (vgl. auch C. A. Böttiger, Kunstmythologie S. 272.

2) Der Luxus der Römer in dieser Beziehung wird weiter unten beleuchtet. Plautus Poenul. V, 2, 20 bemerkt von den Puniern zu Rom: atque, ut opinor, digitos in manibus non habent, — quia incedunt cum annulatis auribus. Der punische Ohrenschmuck (ächt orientalisch, wie wir an zahlreichen männlichen Figuren der Bildwerke von Niniveh ersehen) war also im Verhältniss zum römischen Fingerschmuck zu Rom etwas Auffallendes.

3) Diogenes Laert. Libr. I, 57: *Δακτυλιογλύφῳ μὴ ἐξεῖναι σφραγῖδα φυλάττειν τοῦ πραθέντος δακτυλίον.* Da zu den solonischen Gesetzen späterhin neue hinzugefügt und diese in noch späterer Zeit ebenfalls für

und Steinschneidekunst zur Zeit des Pythagoras oder seiner unmittelbaren Schüler deutet ein pythagoräischer Ausspruch, „dass man nämlich nicht das Bild einer Gottheit auf dem Fingerringe mit sich herumtragen solle, „welches Symbolon man auf verschiedene Weise ausgelegt hat“ [1]). Freilich kann sowohl jenes solonische Gesetz als dieser pythagoräische Ausspruch eben so wohl auf reine gravirte Metallringe, als auf Ringe mit geschnittenen Steinen bezogen werden.

Von der Zeit der Perserkriege bis zu dem peloponnesischen waren Siegelringe und Petschafte nicht nur zu Athen, sondern in ganz Hellas und in den cultivirteu asiatischen Staaten im allgemeinen Gebrauche. Die Behörden und Vorsteher der Gemeinde in den Städten bedienten sich bereits zur Besiegelung öffentlicher Urkunden ihres Stadtsiegels mit herkömmlicher Aufschrift und einem alten auf ein bestimmtes Ereigniss sich be-

---

solonische gehalten und so bezeichnet wurden, so lassen sich nicht aus jedem sogenannten solonischen Gesetze bestimmte Folgerungen auf das Zeitalter des Solon ziehen. Man muss jedesmal aus der Natur des betreffenden Gesetzes errathen, ob es ein ächt solonisches sein kann oder nicht. Von den attischen Rednern werden viele Gesetze als ächt solonische aufgeführt. Wenn diese Redner auch wussten, dass dieses oder jenes Gesetz kein ächt solonisches war, so würden sie dies doch absichtlich ignorirt haben, um die ethische Geltung und den Eindruck desselben dadurch nicht zu entkräften, wenn nämlich der Inhalt eines Gesetzes ihnen vortheilhaft war.

1) Diogenes Laert. VIII, 1, 17: *ἐν δακτυλίῳ εἰκόνα θεοῦ μὴ περιφέρειν.* C. Göttling, Abhandll. S. 302 meinte, dass Pythagoras damit untersagt habe, sich des Bildes der Gottheit zum Versiegeln seiner Schätze und Vorräthe zu bedienen, weil ein solches Bild zum Verehren d. Gottes, nicht zum Hüten des Mammons bestimmt sei. Allein Trendelenburg (Raphaels Schule von Athen S. 14 f. Berl. 1843) und mit ihm Fr. Latendorf (in Jahn's Jahrbüchern Bd. 71 u. 72. Hft. 4. S. 268. April 1855) haben eine andere Erklärung gegeben. Dieser Spruch rüge nämlich nur die Frömmigkeit, die nur gefallen will, und den Besitz des Gottes, der in der tiefen Stille der Seele wohnen soll, wie den prunkenden Stein des Ringes zur Schau trägt. Man könnte indess jenen Spruch auch wohl ganz einfach auf die Entweihung eines Götterbildes an der Hand des Menschen beziehen, welche doch tagtäglich zu verschiedenen selbst niedrigen Verrichtungen gebraucht wird; oder auch darauf, dass es der Gottheit missfällig sein müsse, sich im Bilde, welches nur im Tempel verehrt werden sollte, an der Hand eines Menschen mit herumtragen zu lassen.

ziehenden symbolischen Bilde (σφραγὶς), wie man solche in ähnlicher Weise auf Münzen findet: Machthaber, Staatsmänner, Feldherrn, auch angesehene Privatpersonen machten von ihrem in der Regel wohlbekannten Siegelringe Gebrauch, welcher Dokumenten und Briefen ihre volle Beglaubigung gewährte, aber doch bisweilen nachgebildet wurde [1]). Staatsbehörden, Magistrate, Vorsteher von Gemeinden und Corporationen, Schatzmeister u. s. w. bedienten sich gewiss nur metallener Petschafte ohne eingelegte Steine, gewöhnlicher Stempel, wie es in der späteren römischen Kaiserzeit gebräuchlich war und noch gegenwärtig Sitte ist [2]).

---

1) Herodot III, 128: σφρηγῖδά σφι ἐπέβαλε τὴν Δαρείου κτλ. Thukydid. I, 132: καὶ παραποιησάμενος σφραγῖδα von dem Nachbilden eines Siegels. Das Vorzeigen eines königlichen Siegels galt stets als zuverlässige Bestätigung: Thukyd. I, 129: τὴν σφραγῖδα ἀποδεῖξαι, von dem Vorzeigen des Siegels des Königs der Perser. — Man versiegelte auch Thüren zu Zimmern in den verschiedensten Absichten, z. B. in der seltsamen Absicht, um dadurch Dinge, welche unglaublich schienen, zu beglaubigen. So berichtet z. B. der Verfasser der Schrift περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων p. 209 ed. Stereot.: τοῦτο δὲ ποιήσαντες παρακαλοῦσι τῶν Ἑλλήνων τῶν ἐπιδημούντων τὸν βουλόμενον ἐξετάσαι τὰ ἀγγεῖα καὶ τοῦ οἴκου κατασφραγίζεσθαι τὰς θύρας. Καὶ ἐπειδὰν μέλλωσιν ἀνοίγειν, ἐπιδείξαντες τοῖς πολίταις καὶ τοῖς ξένοις τὰς σφραγῖδας οὕτως ἀνοίγουσιν. Οἱ δ᾽ εἰςελθόντες, εὑρίσκουσι τοὺς μὲν λέβητας οἴνου πλήρεις κτλ. Diese Gefässe waren nämlich an den Dionysien in ein acht Stadien von Elis entferntes οἴκημα leer gesetzt worden und sollten sich während jenes Festes von selbst mit Wein füllen.

2) Strabon IX, 416 Casaub.: καλοῦνται δ᾽ οἱ μὲν ἑσπέριοι Λοκροὶ καὶ Ὀζόλαι, ἔχουσι τε ἐπὶ τῇ δημοσίᾳ σφραγῖδι τὸν Ἕσπερον ἀστέρα ἐγκεχαρασμένον. Vgl. Herodian. VII, 6, 7. 8. Petschafte dieser Art hatten alle Gemeinden und Genossenschaften. Auf griechischen Steinschriften werden solche häufig erwähnt: Böckh, Corp. Inscr. n. 2332, 15: τοὺς ἄρχοντας ἀποστεῖλαι εἰς Ἱεραπύτναν τόδε τὸ ψήφισμα, σφραγισαμένους τῇ δημοσίῃ σφραγῖδι. Und n. 2347, c: σφργισάμενοι τῇ δημοσίᾳ σφραγῖδι. Ueber das Siegel des Schatzmeisters zu Athen, Aristophan. Ritt. 947 (καὶ νῦν ἀπόδος τὸν δακτύλιον, ὡς οὐκ ἔτι ἐμοὶ ταμιεύσεις, wo dennoch ein Ring als Siegel des Schatzmeisters genannt wird). Vgl. V. 951—956, wo zwei fingirte Darstellungen (σημεῖα) dieses Siegelringes angeführt werden. Vgl. Böckh, Staatshaush. d. Athen. Bd. I, S. 226 f. 2. Aufl. Dagegen diente zum alltäglichen Gebrauche der Versieglung mit Wachs der gewöhnliche Fingerring. Plutarch. de educat. c. 5, §. 13: καθάπερ γὰρ σφραγῖδες τοῖς ἁπαλοῖς ἐναπομάττονται κηροῖς.

§. 6.

Ferner haben wir nicht ausser Acht zu lassen, dass nicht selten auch Ringe getragen wurden, welche nicht zum Siegeln, sondern nur zur Zierde dienen sollten und desshalb nicht mit geschnittenen, sondern nur mit polirten edlen Steinen ausgestattet waren, wozu natürlich ganz vortreffliche Exemplare namentlich von schönem Farbenspiel und von reiner Durchsichtigkeit gewählt wurden [1]. Auch wurden wohl Ringe mit geschnittenen Steinen von grossen Meistern, welche wahre Kunstwerke waren, nicht zum Siegeln angewendet, um dieselben nicht abzunutzen [2]. Ebenso wurden Ringe, welche nur zum Schmuck der Finger bestimmt waren, mit Kameen versehen, mit welchen nicht gesiegelt werden kann [3]. Unter den geringeren edlen Steinen, welche nur durchscheinend oder völlig undurchsichtig sind, und ungeschnitten in Ringe gefasst wurden, wählte man dazu am liebsten solche, welche sich durch Naturgebilde, d. h. durch natürliche, schön geformte Figuren,

1) So befinden sich in der Sammlung antiker Metallarbeiten im Antiquarium des Museums zu Berlin achtzehn goldene Ringe mit gefassten Edelsteinen ohne Gravirung. Vgl. E. H. Tölken, Leitfaden für die Sammlung antiker Metallarbeiten S. 7, N. 179—196.

2) H. K. E. Köhlers kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 74 wird bemerkt: „da es nicht wahrscheinlich ist, dass man kostbare Meisterwerke zum gewöhnlichen Besiegeln anwendete, so sollte man glauben, sie müssten die Steine nur zur Bewunderung durch Anschauen gebraucht, und sie zu dem Ende, wie wir, gegen das Licht gehalten haben.“

3) Einen solchen erwähnt Seneca de beneficiis III, c. 26. Wenn Gurlitt, über die Gemmenkunde S. 94 f. (Archäol. Schriften) angenommen hat, dass die Ringe mit vertieft geschnittenen Steinen nur von Männern, die Ringe mit Kameen nur von Frauen getragen worden seien, so hat er eine unzulässige Folgerung gewagt. Ein Beweis dafür wird bei den Alten nirgends gefunden. Seneca l. c. führt den Paulus, einen vornehmen Römer, mit einem Cameo-Ringe auf. Und sollten nicht Frauen, namentlich selbständige, z. B. Fürstinnen, ebenfalls ihre Briefe geschrieben und dieselben mit ihrem Siegelringe besiegelt haben? Und sollten nicht luxuriöse Männer, welche ihre Finger mit mehrern Ringen schmückten, unter den mit vertieft geschnittenen Steinen auch Kameen getragen haben?

Streifen, Ringe, Flecken, sogenannte Naturspiele (Physes) auszeichneten. So soll bekanntlich der König Pyrrhos einen Achat von wunderbarer Schönheit besessen haben, auf welchem die Natur selbst die neun Musen mit ihren Attributen und den Apollon mit der Kithara dargestellt hatte [1]). Man wird sich freilich diese Bilder nicht so exact und präcis wie Werke von Künstler-Händen, sondern nur als annähernde schattirende Umrisse zu denken haben. Bedenkt man, was die Natur noch gegenwärtig im Mineralreiche für wunderbare Gebilde zu Tage bringt, so wird man keinen hinreichenden Grund finden, jenen im Alterthum so berühmten Stein für ein Werk künstlicher Nachbildung zu halten [2]). Noch so manches vortreffliche Exem-

1) Plinius XXXVII, 3: post hunc annulum regia fama est gemmae Pyrrhi illius, qui adversos Romanos bellum gessit. Namque habuisse traditur Achatem, in quo novem Musae et Apollo citharam tenens spectarentur, non arte sed sponte naturae ita discurrentibus maculis, ut Musis quoque singulis sua redderentur insignia. Die Maculae, Flecken, Streifen, Puncte u. s. w. hatten sich also so gruppirt, dass sie Schattenbilder der neun Musen bildeten.

2) U. F. Brückmann, Abhandl. von den Edelsteinen Bd. I, S. 234 meinte, dass der Achat des Pyrrhos ein durch die Kunst gebeizter Stein gewesen sei, in welchem Urtheil man nur ein Stück jener unerträglichen Skepsis erkennt, welche alles Wunderbare der alten Welt für eine Fabel zu halten geneigt ist. Wäre jener Stein eine Nachbildung der Kunst gewesen, und hätte man damals überhaupt das Einbeizen verstanden und auf diesem Felde zur Anwendung gebracht, so würden wohl zahllose Steine dieser Art entstanden sein. Wie hätte dann dieser Betrug unentdeckt bleiben sollen? Dem Plinius wenigstens würde dies nicht unbekannt geblieben sein, und er würde gleich hinzugefügt haben, dass jener Stein durch Kunst entstanden sei. Man würde bald genug derartige Gebilde nicht mehr beachtet und nicht der Erwähnung werth gehalten haben. Seitdem ich einst neben meinen philologischen und archäologischen Studien auch Vorlesungen über Mineralogie gehört habe, ist es meine Gewohnheit, auf Promenaden in der freien Natur jedes durch Form oder Farbe auffällige Steinchen aufzuheben und näher zu betrachten. So habe ich bereits viele durch ihre Gebilde merkwürdige Steinchen aus der Quarz-Gattung aufgefunden. Eins derselben ist erwähnenswerth. Auf diesem ganz rohen Steinchen, welches niemals von einer Künstlerhand berührt worden, hat die Natur ein vollkommenes männliches Haupt reliefartig gebildet, mit ziemlich starkem nach hinten herabwallendem Haupthaar, freier Stirn, proportionirter Nase, mit einem kleinen etwas eingezogenen Munde (wie bei Leuten, welche die Zähne verloren haben) und mit regelmässigem

plar dieser Art kann im Alterthume existirt haben, welches uns nicht bekannt geworden, da es nicht gerade in den Besitz eines Königs gekommen ist [1]. Nach dem Bericht des Plinius wollten wahre Freunde und Verehrer der Gemmen überhaupt die durch ihr Farbenspiel, ihre Reinheit, ihren Glanz ausgezeichneten Exemplare edler, halbedler, durchsichtiger und undurchsichtiger Steine lieber in ihrem natürlichen Schmucke ohne Bildwerke gefasst wissen, als sie dem gefährlichen Instrumente des Steinschneiders aussetzen lassen [2]. So urtheilten wenigstens Kenner und Liebhaber edler Steine zur Zeit des Plinius [3].

Kinn. Da das Gebilde in Profil ist, so ist nur das rechte Auge an der richtigen Stelle wahrnehmbar. Die sichtbare rechte Wange hat eine ins röthliche gehende Farbe, da alles Uebrige von gelbbräunlicher Farbe ist. Unter dem Kinn bemerkt man auch noch den Hals und den obersten Theil der Brust, so dass das Relief einer Büste vollständig ist. Es ist ein reines Naturspiel.

1) Marbodus, liber lapidum seu de gemmis §. 50—56 deutet darauf hin, dass es mehrere Achate mit Naturspielen dieser Art gab und dass er solche gesehen habe (V. 54—56)

> Hic lapis ingenitas memoratur habere figuras;
> Cuius nativis facies interlita venis,
> Nunc regum formas, nunc dat simulacra deorum.

Dann erwähnt er den Stein des Pyrrhus und fährt fort (61 f.)

> Hunc quoque corallo similem gerit insula Creta;
> Cuius planities chryseis est illita venis.

Fr. Creuzer, Gemmenkunde S. 25 f. meint seltsamer Weise, Marbodus habe unter den angeführten Worten (nunc regum formas, nunc dat simulacra deorum) den berühmten Stein am Denkmal der heiligen Elisabeth verstanden. Bei Creuzer wird der letztere auf folgende Weise beschrieben: „Dieser kostbare Stein, den räuberische Hände zu Kassel entwendet haben, ist ein trefflicher Onyx und stellt den Kastor und Pollux vor; eine kunstreich gearbeitete Kamee, wobei der Künstler die dunkel schwärzlich blaue Farbe des Steines zu den Haaren und dem Hintergrunde, die helle Farbe desselben hingegen zu den beiden Gesichtern sehr glücklich benutzt hat.“ Wie soll Marbodus einen solchen Stein im Sinne gehabt haben, da er von Naturspielen redet?

2) Plin. XXXVII, c. 1: Tantum tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas habentes. XXXIII, c. 6: alias deinde gemmas violari nefas putavit: ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Er redet nämlich von der luxuria.

3) Plinius l. c.

§. 7.

Dass zur Zeit des peloponnesischen Krieges, zur Zeit des Aristophanes und des Euripides, die Glyptik in Hellas bereits grosse Fortschritte gemacht hatte und Schmuck- und Siegelringe (sowohl aus reinem Metall als mit geschnittenen und ungeschnittenen edlen Steinen) in allgemeinen Gebrauch gekommen waren, dies lässt sich abgesehen von vielen anderen Beweisen auch daraus folgern, dass der Sophist Hippias aus Elis sich zu Olympia vor den Hellenen rühmen konnte, unter anderen Gegenständen auch seinen eigenen Fingerring mit einer *σφραγίς* verfertiget zu haben [1]. Dass es namentlich zu Athen unter den reichen und luxuriösen jungen Männern längst Sitte geworden war, die Finger mit prächtigen Ringen zu schmücken, zeigt uns Aristophanes, indem er jene mit seltsamen, auf solchen Luxus anspielenden Prädikaten bezeichnet [2]. Dass um dieselbe Zeit bereits auch Frauen Schmuckringe trugen, darf man aus einem Fragment des Aristophanes folgern [3]. Auch

---

1) Platon Hippias Minor. p. 368 b: *πρῶτον μὲν δακτύλιον — ὃν εἶχες σαυτοῦ ἔχειν ἔργον, ὡς ἐπιστάμενος δακτυλίους γλύφειν, καὶ τὴν* (oder *ἄλλην*) *σφραγῖδα, σὸν ἔργον, κτλ.* Dies weiter ausgeschmückt von Appuleius Florid. p. 121. vol. II. ed. Bipont. W. A. Becker, Charikles II, S. 399 f. lässt nach der platonischen Stelle den Hippias zwei Ringe tragen.

2) Nubb. v. 332. Er nennt dieselben hier *σφραγιδονυχαργοκομήτας*, und verstehet darunter prunkende Männer, welche die Finger bis an die Nägel mit Ringen ausstatteten. Eccles. 632: *καὶ τῶν σφραγῖδας ἐχόντων.* Lessing, antiquar. Briefe N. 3, S. 72 (Bd. VIII. Lachmann) vermuthete, dass Aristophanes mit jener komischen Bezeichnung die Flötenspieler habe anstechen wollen. Eine einfachere und richtigere Erklärung gibt Suidas v. *σφραγίς*, p. 1001 sq. Tom. II. ed. Bernh. (*τοὺς κόμαις καὶ περιττοῖς δακτυλίοις τὰς χεῖρας κοσμουμένους μέχρι τῶν ὀνύχων, ὡς ὑπὸ τῶν δακτυλίων σκέπεσθαι τοὺς δακτύλους*). Vgl. d. Schol. zu Aristophan. l. c. v. 331.

3) Bei Pollux VII, 22, 96, wo der Komiker unter den Schmucksachen einer Frau *ὅρμους, πέδας, σφραγῖδας, ἀλύσεις, δακτυλίους* aufführt. Das Tragen der Schmuckringe war damals so allgemein geworden, dass selbst unbemittelte Leute ihre Finger mit wohlfeilen Ringen (bis zum Werthe einer Drachme) zierten, welche entweder gar nicht mit eingelegten Steinen oder mit sehr geringen und ungeschnittenen versehen sein konnten. Aristophan. Plut. 883 f.: *οὐδὲν προτιμῶ σου. φορῶ γὰρ πριά-*

Demosthenes scheute sich nicht seine Finger mit goldnen Ringen auszustatten, wie ihm sein Gegner Dinarch vorgeworfen hat [1]). Und selbst Aristoteles soll diese Zierde der Hände nicht verschmäht haben [2]). Auf attischen Inschriften, welche Verzeichnisse von Tempelschätzen enthalten, werden unter den Weihgeschenken auch zahlreiche goldne und silberne Ringe mit *σφραγῖδες*, mit geschnittenen Steinen, z. B. mit Iaspis, mit Onyx, mit Sardern, auch mit Glaspasten aufgeführt [3]). —

μενος τὸν δακτύλιον τονδὶ παρ᾽ Εὐδάμου δραχμῆς. Solche Ringe mochten aus Erz d. h. Kupfer bestehen und übersilbert oder vergoldet sein. Bei demselben Komiker dient der Ring zu einer sprüchwörtlichen Redensart: Aristoph. Plut. v. 1036: *διὰ δακτυλίου μὲν οὖν ἐμὲ διελκύσαις. Χρ. εἰ τυγχάνοι ὁ δακτύλιος ὢν τηλία.* — Es gab sogar Ringe für drei Obolen, deren man sich bediente, um Vorraths-, Wein- und Speise-Behälter zu versiegeln. Aristophanes Thesmoph. v. 425: *δακτύλιον τριοβόλον.* Euripides aber, der Weiberfeind, hatte noch billigere Siegelringe oder Petschafte anzuwenden gelehrt, nämlich die bereits oben erwähnten aus wurmstichigem Holze (ibid. 427: *ἐδίδαξε θριπήδεστ᾽ ἔχειν σφραγίδια,* welche zugleich schwer nachzubilden waren).

1) Dinarch. in Demosth. p. 29.

2) Diogenes Laert. V, 1: *ἐσθῆτι τε ἐπισήμῳ χρώμενος καὶ δακτυλίοις καὶ κουρᾷ.*

3) Böckh, Corp. inscript. N. 150, p. 235, §. 17: dazu der Herausgeber: Zwei Ringe mit geschnittenen Steinen werden genannt p. 236, §. 22: *καὶ δύο σφραγῖδε λιθίνω χρυσοῦν ἐχούσα τὸν δακτύλιον.* Ibid. §. 33. 34 werden goldene Ringe ohne genauere Bestimmung erwähnt. Dagegen §. 44. 50: *σφραγὶς χρυσοῦν δακτύλιον ἔχουσα, σφραγῖδε ὑαλίνα, ποκίλα περικεχρυσωμέναι, ἁλύσεις χρυσᾶς ἔχουσαι· ὄνυξ σφραγὶς χρυσοῦν δακτύλιον ἔχουσα· σφραγὶς ἴασπις περικεχρυσωμένη· σφραγὶς ὑαλίνη περιχρυσωμένη χρυσοῦν δακτύλιον ἔχουσα· σφραγῖδες δύο ἀργυροῦς δακτυλίους ἔχουσαι, σφραγῖδες ὑάλιναι — ποκίλαι περιχρυσωμέναι· σφραγὶς περίχρυσος.* Rangabè, Antiquités Helleniques ou Repertoire d'inscriptions et d'autres antiquités decouv. depuis l'affranchissement de la Gréce vol. II. (Athen. 1855. 4.) p. 542, t. 11 auf griechischen Inschriften: *δακτύλιον ἀργυροῦν*; p. 544 *σφραγῖδα χρυσῆν*; p. 546 *δακτύλιον χρυσοῦν*; und 549 mehrere *δακτύλιοι* ohne nähere Bestimmung. Dann p. 598 mehrere *δακτύλιοι* mit Angabe des Gewichtes; p. 600 mehrere *δακτύλιοι* ohne genauere Angabe des Stoffes, unter ihnen jedoch ein *δακτύλιος* und ein *ἄστατος δακτύλιος χρυσοῦς*; p. 506 ein *δακτύλιος ἀπείρων. χρυσίον Φωκαικόν.* Ebendaselbst *σφραγῖδες ὑάλιναι* und *σφραγῖδε σαρδία — ἀργυρίῳ δεδεμένα*: also silberne Ringe mit Glaspasten und mit Gemmen (Sarder). Hier wird auch ein *ἁλύσιον διάλιθον* erwähnt.

In vielen Angaben griechischer Autoren über Schmuck- und Siegelringe, über das Siegeln mit dem Ringe und über das Siegelbild wird freilich oft nur *σφραγὶς*, sowie bei den römischen Autoren oft nur annulus gebraucht, ohne genauer zu bestimmen, ob ein geschnittener Stein eingelegt war oder nicht [1]).

Wir könnten nun wohl fragen, ob sich von den frühesten Werken der griechischen Steinschneidekunst, oder wenigstens von den Arbeiten aus der Zeit des peloponnesischen Krieges gar nichts erhalten habe? Es ist schwierig diese Frage zu beantworten, obgleich die Zahl der geschnittenen Steine von griechischer Künstler-Hand, welche wir aus dem Alterthum überkommen haben, sehr gross ist. Köhler hat in dieser Beziehung Folgendes bemerkt: „Die ältesten griechischen Gemmen sind eine Glaspaste und ein Carneol der K. Preuss. Sammlung [2]), auf dem Iupiter geflügelt gebildet ist, welcher der

---

1) Natürlich war das *σημεῖον*, das *σῆμα*, *ἀποσφράγισμα*, das signum eines gewöhnlichen Petschaftes auch eine *σφραγίς*, ein Siegel oder Siegelbild. Wie man bei dem Worte *σφραγὶς* nicht bestimmt weiss, ob ein Ring einen eingelegten Stein hatte, wenn dies nicht ausdrücklich angegeben wird, so bei annulus, anulus. Vgl. Vitruv. IV, praefat. §. 14. Als der König Philippos von Macedonien einen Feldzug gegen Byzanz unternommen hatte, wurde der sechzehnjährige Alexandros als Stellvertreter in Macedonien zurückgelassen und bediente sich als solcher des königlichen Siegels. Plutarch. Alexandr. c. 9: *ἀπολειφθεὶς δὲ κύριος ἐν Μακεδονίᾳ τῶν πραγμάτων καὶ τῆς σφραγῖδος κτλ.*, wo *σφραγὶς* als Symbol königlicher Machtvollkommenheit erscheint.

2) Vgl. Winckelmann, Descr. d. cab. d. Stosch Cl. II, 53—55. N. 135. 136. Gesch. d. Kunst III, C. 2. §. 3. 180. (Werke Bd. III.). Monument. ant. inediti tav. 1. 2. P. 1. c. 1. p. 2. H. K. E. Köhler, kl. Abh. zur Gemmenkunde Th. II, S. 195, wo noch andere Werke angeführt werden. Winckelmann, Vorrede zur Dact. Stosch. ed. Schlichtegroll p. 16 hat bemerkt (in Beziehung auf die Sammlung von Stosch): „die Kunst der Griechen findet sich hier gleichfalls von ihrem ersten Entstehen, und man folgt ihr Schritt vor Schritt in ihrem Aufsteigen bis zu dem hohen Gipfel, zu welchem sie sich erhob. Es würde nicht möglich sein, die verschiedenen Kunstepochen eben so durch Statuen und grosse marmorne Denkmäler zu bestimmen, wie man es hier durch geschnittene Steine und Glaspasten gethan findet.“ Im Folgenden hält er den Stein mit dem Othryades für das älteste Werk der Kunst bei den Griechen, über welches er auch in s. Gesch. d. Kunst S. 217 Thl. I, (Dresd. 1764) ausführlich gehandelt hat.

Semele erscheint; eine bekleidete Venus auf einem undurchsichtigen, der Höhe nach durchschnittenen und durchbohrten Sardonyx-Cylinder, und der anderwärts erwähnte Lampadias auf einem Glasflusse [1]. Sie sind sämmtlich weit jünger als die Käfer des ersten Zeitraumes" (nämlich der etruskischen Steinschneidekunst, über welche er an angegebenem Orte handelt). — Die meisten noch erhaltenen geschnittenen Steine aus dem Bereiche griechischer Kunstbildung lassen sich chronologisch entweder gar nicht oder nur annäherungsweise bestimmen, und selbst da, wo der Charakter der bildlichen Darstellung und die Wahl gewisser Lieblingsthemata, wie die Darstellung der Liebschaften des Zeus, seine Verwandlung in einen Schwan, in einen Satyr oder in einen Stier [2], und wo Aufschriften durch die Qualität der Schriftzüge einigen Anhalt zu gewähren scheinen, sind genauere Zeitangaben schwer zu ermitteln. Ebenso schwierig ist nicht selten dic Auslegung der eingegrabenen Bildwerke. So ist z. B. auf einem Carneol der K. Petersburger Sammlung, einem Scarabäus, ein männliches Haupt mit künstlich geordnetem, starken, langen Barthaar dargestellt, worin Köhler nach Widerlegung anderer Erklärungen den Zeus Apòmyos erkannt hat [3]. Allein auch diese Erklärung erliegt noch manchem Zweifel, da ein sicheres Argument dafür gar nicht existirt [4]. Es bleibt daher immer wahrscheinlich, dass wir

---

1) Köhler, Gesammelte Schriften Bd. III, S. 56, herausgegeben von L. Stephani.

2) Köhler l. c. Th. I, S. 13.

3) Th. I, l. c. S. 12. Hier bemerkt er: „Wären die Blätter am Haupte Weinlaub, so könnte man wohl darin auch den alten bärtigen Dionysos veranschaulicht finden, obwohl das Angesicht sich mehr den Formen des Zeus nähert." S. d. Abbildungen bei Köhler l. c. Taf. I, Fig. 4 u. 5.

4) Vgl. Pausan. V, 14, 2. Ueber eine Gemme aus d. Sammlung von Stosch bemerkt Winckelmann, Vorrede zur Dactyl. Stosch. Bd. II, S. 13 (v. Schlichtegroll): „In der zweiten Classe siehet man den Iupiter Muscarius, den man bis dahin nur den Namen nach kannte; niemand hatte vorher gewusst, wie er vorgestellt wurde, und hier sehen wir ihn nun auf einer antiken Paste abgebildet." Allein Tölken, Vorrede zu s. Verzeichniss S. XLV. hat gezeigt, dass diese Paste eine moderne ist (wie bereits auch Köhler nachgewiesen hatte). Doch kann sie Copie einer antiken Paste sein Allein der Fliegen-Abwehrer Zeus kann hier nicht vorgestellt sein. Tölken l. c. S. XLVI.

aus der Zeit der Kunstblüthe mehr geschnittene Steine besitzen, als bisher angenommen worden ist [1]).

Bedenkt man nun, dass von den Römern, nachdem sie Asien und Hellas, auch Aegypten mit seiner griechischen Cultur unterworfen hatten, eine ausserordentliche Menge geschnittener Steine sowohl einzeln als in ganzen Sammlungen nach Rom gebracht und hier theils in Daktyliotheken aufgestellt, theils in Privatbesitz gekommen war, bedenkt man ferner, dass die geschnittenen Gemmen doch nicht wie Gold- und Silbermünzen eingeschmolzen oder sonst leicht vernichtet werden konnten, wenn auch eine beträchtliche Zahl im Meere ihr ewiges Grab gefunden haben mag, wie die von den Vandalen zu Rom geraubten Kunstschätze, so muss es in der That wunderbar erscheinen, wenn nicht eine beträchtliche Zahl derselben aus den besten Kunstperioden der Griechen zu uns gekommen ist. Meine Meinung ist daher, dass unter den vielen Tausenden der antiken Gemmen eine grössere Zahl den besten Kunstperioden, d. h. der Zeit des peloponnesischen Krieges und der

---

1) Winckelmann, Gesch. d. Kunst I, S. 233 f. Dresd. 1764 hat folgende wichtige Bemerkung mitgetheilt: „Die Liebe (also Eros, Amor) t auf den ältesten geschnittenen Steinen nicht als ein junges Kind, sondern in der Natur eines Knaben gebildet, wie dieselbe auf einem schönen Steine des Commendators Vettori zu Rom erscheint (Descr. d. pierr. gr. du Cab. de Stosch p. 137). Nach der Form der Buchstaben in dem Namen des Künstlers *ΦΡΥΓΙΛΛΟΣ* ist es einer der ältesten Steine mit dem Namen des Künstlers. Die Liebe ist auf demselben liegend mit aufgerichtetem Leibe als spielend vorgestellt und mit grossen Adlersflügeln, nach der Idea des hohen Alterthums fast an allen Göttern, nebst einer offnen Muschel von zwo Schalen, die Künstler nach den Phrygillos, wie Solon und Tryphon, haben der Liebe eine mehr kindische Natur und kürzere Flügel gegeben; und in dieser Gestalt, und nach Art flamingischer Kinder, sieht man die Liebe auf unzähligen geschnittenen Steinen u. s. w." Hier sind also die grossen Flügel des Eros als Beweis für ein früheres Zeitalter betrachtet worden, während die kleinern auch später den Liebesgöttern beigegeben wurden. Ueber den Phrygillos und dessen auf der Erde sitzenden Cupido, über Alter, Kunst und Arbeit dieses Steines vergl. Ephr. Lessing. antiquar. Briefe 20, VIII, S. 60 (Werke, Ausg. v. Lachmann). Ueber das muthmassliche Alter (vor oder nach Ol. 78) der geschnittenen Steine, auf welchen Herakles mit der Keule und mit dem Bogen dargestellt ist, s. Winckelmann l. c. Th. I, S. 221 f. (Dresd. 1764.)

Zeit Alexanders zugeschrieben werden müsse, als bisher geschehen ist. Natürlich waren auch während der Blüthe der Steinschneidekunst nicht alle Dactylioglyphen ausgezeichnete Meister. Und eben desshalb wurde es dem Pyrgoteles möglich, seine Vorgänger und Zeitgenossen in diesem Gebiete weit zu übertreffen. Die Berichte der Alten über die Dactylioglyphen ihres eigenen Zeitalters sind äusserst spärlich und beschränken sich mit wenigen Ausnahmen nur auf Pyrgoteles und den weit späteren Dioskorides [1]). Häufiger sind ihre Angaben über Besitzer edler Steine, unter welchen wir in der Mehrzahl geschnittene zu verstehen haben, auch wenn dies nicht ausdrücklich erwähnt wird [2]). So berichtet Plinius über den Choraules Ismenias, welcher zur Zeit des Antisthenes (um die 90ste Ol.) lebte, dass er viele glänzende Edelsteine besessen habe. Auf der Insel Kypros habe er einst einen Smaragd mit der Darstellung der Amymone für sechs Goldstücke gekauft. Als ihm aber zwei derselben zurückgebracht worden, habe er ausgerufen: beim Herakles, das ist schlimm, denn dadurch ist dem Steine viel von seinem Werthe entzogen worden [3]). Plinius meint, dass Ismenias durch sein Beispiel Veranlassung geworden sei, dass auch andere Musiker nach solchem Prunk gestrebt haben, sowie Dionysidoros, Zeitgenosse und Nebenbuhler des Ismenias, sich in dieser Beziehung auszeichnete. Auch

---

1) Ueber diese beiden Künstler haben wir bald von H. Brunn, Geschichte der griech. Künstler Bd. II. Abth. 2 ausführliche Nachrichten zu erwarten, wesshalb ich mich hier auf weitere kritische Untersuchungen über ihr Leben und ihre Werke nicht einzulassen brauche.

2) Demosthenes trug bekanntlich in seinem Fingerringe Gift, um davon zu jeder Zeit Gebrauch machen zu können, im Fall er seinen Feinden in die Hände fallen sollte. Plinius XXXIII, 7: Alii sub gemmis venena cludunt, sicut Demosthenes, summus Graeciae orator, annulosque mortis gratia habent. Also verbarg es dieses Gift unter der eingelegten Gemme.

3) Libr. XXXVII, 1, c. 3. Die älteren Ausgaben: sex aureis denariis smaragdo: ed. Sillig blos: sex aureis zmaragdo. Der Aulet Ismenias wird von Plutarch. Pericles c. 1 und in seiner Schrift gegen Epicurus (*ὅτὶ οὐδὲ ζῆν ἐστιν ἡδεῶς κατ᾽ Ἐπίκουρον*) c. 13 erwähnt. Ueber einen andern Ismenias, welcher wohl richtiger Ameinias genannt wird, vergl. die kritische Bemerkung von Lessing, antiquarische Briefe 23, S. 69 f. Anmerk. (Bd. VIII, Ausg. der Werke von Lachmann).

Nikomachos soll viel Gemmen besessen haben, jedoch ohne Sachkenntniss in seiner Auswahl zu beweisen [1]. In den luxuriösen Handelsstädten Kleinasiens, namentlich zu Ephesus, Smyrna, Milet, hat gewiss von der Zeit des peloponnesischen Krieges bis auf Alexander noch grössere Prachtliebe in dieser Beziehung geherrscht, als in Hellas selbst. Auch die luxuriösen Kyrenäer zeichneten sich dadurch aus. Eupolis hatte in seinem Lustspiel Marika hervorgehoben, wie einer der geringsten Kyrenäer Ringe zum Preise von zehn Minen getragen. Auch erregten ihre Daktylioglyphen Bewunderung [2].

---

1) Ibid. Bei den Musikern konnte wohl ein wichtiger Grund, ihre Finger mit stattlichen Ringen zu schmücken, darin liegen, dass die Bewegung ihrer Finger während des Spielens auf Instrumenten von den Zuhörern beobachtet wurde, und der Glanz der eingelegten Steine durch die mannichfache Bewegung der Finger um so stärker in die Augen fallen musste. Es wird auch wohl gegenwärtig nicht an Musikern fehlen, welche in derselben Absicht ihre Finger mit glänzenden Ringen ausstatten.

2) Vergl. Aelian Var. Hist. Libr. XII, c. 30. Lessing, antiquarische Briefe 21, S. 63, VIII. (Lachmann) bemerkt hierüber: „Hingegen bin ich völlig der Meinung, dass, wenn Eupolis den Kyrenäern nachsagte, dass der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln missbrauchten, als auf den zu grossen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.“ Den Kyrenäern konnte es bei ihrer geographischen Lage an schönen Steinen nicht mangeln, und es bleibt immer wahrscheinlicher, dass jener Preis mehr der Kunst als der Schätzung der Steine angehörte. Aelian nennt Siegelringe (σφρηγῖδας) und bemerkt: *παρῆν δὲ θαυμάζεσθαι καὶ τοὺς διαγλύφοντες τοὺς δακτυλίους.* Also hatte Kyrene ebenso wie Samos seine wohlgeübten Steinschneider. Und wenn die Kunst aufblühen soll, muss sie gut bezahlt werden. Im 23sten Briefe kommt Lessing (S. 67 f.) nochmals auf die Kyrenäer zurück und motivirt seine Ansicht, dass jener hohe Preis von 10 Minen = 166 Thaler mehr den schönen Steinen, als den eingegrabenen Bildwerken gegolten habe. S. 71 bemerkt er, dass es die von den Persern aus Aegypten vertriebenen Athenäer, welche sich nach Kyrene flüchteten, gewesen seien, welche von der Pracht und Verschwendung der Kyrenäer so viel Aufhebens gemacht, dass die Komiker noch Jahre lang darauf angespielt haben. Ueber jene Expedition der Athenäer Thukydides I, 110.

§. 8.

Eine neue und zwar die glänzendste Epoche war für diesen Kunstzweig zur Zeit Alexanders des Grossen eingetreten, welchen Fortschritt die weitere Entwicklung der übrigen Zweige der bildenden Kunst, sowie die siegreichen Heerfahrten Alexanders befördert haben mochten. Pyrgoteles war der hervorragende Meister dieser neuen Epoche, welchem allein nun Alexander verstattete, sein Bildniss auf Gemmen zu veranschaulichen [1]). Es liegt hierin zugleich der Beweis, dass neben Pyrgoteles Dactylioglyphen genug existirten, welche aber nicht gleiche Kunstfertigkeit und daher nicht gleichen Ruhm erlangt hatten. Ueber das Leben, die künstlerische Ausbildung, die Schule und Schüler des Pyrgoteles, sowie über seine anderweitigen Arbeiten stehen uns leider keine Nachrichten zu Gebote [2]). Als Zeitgenosse des Lysippos und des Apelles verstand er es die Mittel seiner Kunst mit solchem Talent zu benutzen, dass er in seinem Fache dieselbe Höhe erreichte, welche jene in dem ihrigen errungen hatten. Sein Name wurde bereits im Alterthume auf geschnittene Steine, welche nicht von ihm gravirt worden waren, gesetzt, um diesen dadurch einen höheren Werth zu verleihen [3]). Häufiger wurde solche Fälschung

---

1) Plinius h. n. VII, 37. XXXVII, 1, 4. Nach Plinius war es der Smaragd, auf welchem Alexander nur vom Pyrgoteles gravirt sein wollte, gewiss eine unzuverlässige Zuthat des Plinius, da zur Zeit Alexanders auch die herrlichsten edlen Steine anderer Art in Menge existirten. Doch wäre es möglich, dass Alexander dem Smaragd vor allen den Vorzug gegeben habe. Der Siegelring fürstlicher und anderer angesehener Personen war um diese Zeit wohl stets mit einem vertieft geschnittenen edlen Steine ausgestattet. Plutarch, Alexandr. c. 2 von dem Könige Philippos, Vater des Alexander: *εἶδεν ὄναρ αὐτὸν ἐπιβάλλοντα σφραγῖδα τῇ γαστρὶ τῆς γυναικός· ἡ δὲ γλυφὴ τῆς σφραγῖδος, ὡς ᾤετο, λέοντος εἶχεν εἰκόνα.* Seit Alexander scheint man öfter Köpfe berühmter Männer auf Gemmen veranschaulicht zu haben.

2) Auch Appulleius Florid. p. 118 ed. Bip. vol. II. gehet flüchtig darüber hinweg.

3) Vergl. Visconti Opere varie Tom. II, p. 119. Raoul-Rochette Lettre a M. Schorn p. 151. Es mochte auch geschehen, dass spätere Künstler

von Künstlern der neuern Zeit, d. h. seit dem sechszehnten Jahrhundert betrieben [1]).

§. 9.

Von der Zeit des Pyrgoteles ab behauptet die Steinschneidekunst ohne Unterbrechung ihre Geltung, und es haben bis zur anhebenden Kaiserherrschaft viele Dactylioglyphen sich hierin bewährt, wenn sie auch nicht die Meisterschaft des Pyrgoteles erreichten und ihre Namen nicht in gleicher Anerkennung von den alten Autoren überliefert, sondern uns nur durch Gemmen-Aufschriften bekannt geworden sind [2]). Nur einige wenige von

---

Copieen von Werken des Pyrgoteles ausführten und diesen dann den Namen des Künstlers vom Originale, nicht den ihrigen, beisetzten, um dieselben zu hohen Preisen zu verkaufen. Vgl. Chr. Walz, Real-Encyclop. d. class. Alterth. Bd. VI, S. 308. — Man hat einen unter dem Namen „Siegelring des Michel Angelo" bekannten geschnittenen Stein für ein Werk des Pyrgoteles gehalten. Vgl. Mariette Bd. 1, tab. 47, wo sich eine Abbildung desselben befindet.

1) Vgl. Winckelmann, Gesch. d. Kunst Thl. VI, S. 107 ff. Dresden 1808. und Fiorillo über den griechischen und ital. Pyrgoteles, Kl. Schriften II, S. 185. Köhler, Abhandl. von den geschnittenen Steinen und den Namen der Künstler, Einleitung und Abschnitt 1. 2.

2) Die europäischen Gemmensammlungen enthalten so manche ausgezeichnete Arbeit, Intaglio's und Kameen, welche der Kunstperiode nach Pyrgoteles, z. B. dem Zeitalter der anhebenden Macht der Ptolemäer und der Seleuciden, zuzuschreiben sind. Die Zeit ihrer Entstehung lässt sich aber nur in grossen Umrissen angeben. Im Wiener Münz- und Antiken-Kabinet befindet sich z. B. ein vortrefflicher Kameo mit der Darstellung des Zeus im Kampfe mit den Giganten. Vgl. Jos. Arneth, Monumente (Kameen) Taf. X. Beschreibung S. 20 f. Ein ähnlicher Kameo (mit dem Namen des Künstlers Athenion), auf welchem unter dem Viergespann des Zeus zwei Giganten angebracht sind, war erst im Besitze der Farnesen. Eine Abbildung hat Winckelmann, Gesch. d. Kunst Thl. II, Titel-Vignette (Dresd. 1764. 4.) gegeben. Einer der schönsten Steine aus dem Alterthume mit der Darstellung des Theseus und der von ihm erschlagenen Amazone (wie diese weibliche Figur Winckelmann erklärt hat) befand sich einst im Farnesischen Museum zu Neapel, war aber bereits 20 Jahre früher, als Winckelmann seine Geschichte der Kunst schrieb, aus demselben entwendet worden. Er gibt eine Abbildung desselben vor dem 4ten Kapitel des ersten Theiles (in der bezeichneten Ausgabe). Die Wiener

diesen zahlreichen Künstler-Namen sind zugleich durch anderweitige Belege aus dem Alterthum verbürgt[1]), während dagegen

---

Sammlung hat noch mehrere andere Kameen aus dem besten Zeitalter der Glyptik, wenn auch nach Pyrgoteles; z. B. ein Kameo mit dem Poseidon auf dem Isthmos von Korinth, ein anderer mit der Entführung des Adonis, ein dritter mit dem Orestes, welcher die Klytemnestra umbringt, ein vierter mit Ptolemäus Philadelphus und Arsinoe und so mehrere andere. Vgl. Jos. Arneth, Kameen S. 4. Taf. I. V. XI, XIX, 11. 14. Auf die grössten Wiener Kameen kommen wir unten zurück. In der grossen Kaiserl. Sammlung zu Petersburg befinden sich mehr Kameen als Intaglio's, und darunter viele treffliche Exemplare sowohl in Betreff der Arbeit als der Steine. H. K. E. Köhler, Kl. Abh. zur Gemmenkunde Thl. I, 0. 3 f. Die K. Preussische Gemmensammlung hat wenig Kameen, aber desto mehr vertieft geschnittene Steine, von denen viele aus dem Zeitalter der Kunstblüthe stammen. Vgl. Tölken, Erklärendes Verzeichniss S. 63 f. S. 192 ff. u. a. Die hyperkritischen Urtheile Köhler's über diese ausgezeichnete Sammlung können wohl in Beziehung auf einzelne Gemmen ihren Werth haben, aber die Bedeutung der ganzen Masse dieser Sammlung können sie nicht schwächen, worüber weiter unten ausführlicher. Die grossen Kameen in den europäischen Sammlungen überhaupt kommen unten zur Sprache.

1) Aus dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit haben namhafte Archäologen bis auf Köhlers und Panofka's neueste Untersuchungen n e u n Namen von Gemmen-Schneidern als zuverlässige angenommen und ihr Zeitalter nach den Kaisern, unter welchen sie lebten, näher zu bestimmen versucht. Diese Namen sind: A e l i u s unter Tiberius, A l p h e u s und A r e t h o n unter Caligula, E v o d u s und N i c a n d e r unter Titus, A n t e r o s, H e l l e n und H e r o p h i l u s unter Hadrianus, A e p o l i a n u s unter Marc. Aurelius. (Hierüber hat man jedoch Köhler's Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler u. s. w. S. 97 ff. und gegen Köhler wiederum Tölken, Sendschreiben S. 54 ff. und an mehreren anderen Orten derselben Schrift zu vergleichen.) Eine weit grössere Anzahl hat man einzig und allein aus den den geschnittenen Steinen eingegrabenen Namen aufgestellt, von welchen die meisten sich gar nicht als Künstler-Namen behaupten können, daher eine Bestimmung des Zeitalters derselben ebenso überflüssig als unausführbar sein würde. Es möge hier aber dennoch dieses Verzeichniss von Namen der Vollständigkeit wegen angegeben werden: Aetion, Agathemeros, Alexander M. Lollius, Ammonios, Antiochos, Apelles, Apollodotus, Apollonios, Ariston, Athenion, Axeochos, Boëthos, Chärema, Chryses, Dassus, Decimii (als zwei Brüder), Domes, Emon (?), Epitonos, Euthos, Gaios, Gamos (*γάμος*, Hochzeit, also vielleicht nur Andeutung des Hochzeits-Geschenkes), Gauranos, Glykon (vielleicht nur Liebkosungswort, wie Aristoph. Eccl. 985, *ὦ γλύκων*, wie

die Namen derjenigen berühmter Steinschneider, welche wir aus den Berichten der Alten hinreichend kennen, wie schon

---

Glycerium bei Terentius, wo es zum Namen geworden), Gyllos, Kleon, Kronios, Lysandros, Midias, Musikos (vielleicht Geschenk von oder an einen Musiker), Mykon, Myron, Nestor (vielleicht als Wunsch, Nestor's Alter zu erreichen), Nicophoros, Nikomachos, Neisos, Onegas, Oros, Pamphilos, Pazalias, Pharnakes, Philemon, Phokas, Phrygillos (nach Winckelmann, Gesch. d. Kunst I, S. 233. Dresd. 1764 als zuverlässig angegeben. Vgl. Lessing, antiq. Briefe 20, S. 60 Werke Bd. VIII. Lachmann), Poemos, Pollion, Polykrates, Polytimos, Polykleitos, Protarchos, Pygmon, Pylades (vielleicht nur Andeutung treuer Freundschaft), Seleukos, Semon, Skylax, Skymnos, Sokrates, Sostratos, Stratonicus (s. Brunn I, 526), Teukros, — welche Künstler theils aus Hellas, theils aus kleinasiatischen Städten gestammt, oder auch nur griechische Namen geführt (mitunter auch Pseudonymoi) und zu Rom für Römer oder auch in italischen Städten gearbeitet haben sollen. Mit griechischen, jedoch römischendenden Buchstaben sind folgende Namen auf Gemmen von geringerer Bedeutung eingegraben: Aquilas, Calpurnius, Felix. Noch andere mit lateinischen Buchstaben: Lucius Quintillus, Rufus, Vibius, Zosimus, welche Namen sicherlich weit eher Besitzer, als Dactylioglyphen andeuten. Ueber die Künstler-Namen auf geschnittenen Steinen hat nächst Gori (Dactyliotheca Smithiana vol. I. P. I, p. 1 sqq.), Winckelmann (an verschiedenen Orten) u. a. insbesondere Bracci, Commentaria de antiquis scalptaribus qui nomina sua inciderunt in gemmis et cameis (vol. 1. 2. Florent. 1786. Fol.) sehr ausführlich, aber auch mit grosser Leichtgläubigkeit und Fahrlässigkeit gehandelt, und die Resultate seiner Arbeit sind durch die Abhandlung H. K. E. Köhler, über geschnittene Steine mit den Namen der Künstler (in den gesammelten Schriften desselben, herausgegeb. v. Lud. Stephani Bd. III. Petersb. 1851) grossentheils in Nebel aufgelöst worden. Köhler gehet gleich im Eingange seiner Schrift die Leistungen sowie die Leichtgläubigkeit, Nachlässigkeit und Irrthümer der einzelnen Gelehrten vom Fache durch (Stosch, Vettori, Galeotti, Bracci, Mariette u. a.) und zeigt ihre Blössen von allen Seiten. S. 55 (und S. 22 in Böttiger's Archäologie der Kunst I, 1) bemerkt er: „Die Gemmen des Alterthums mit Aufschriften, von denen man so viele für Namen der Künstler gehalten hat, lassen sich in folgende Unterabtheilungen zusammenfassen und gehören zu einer von ihnen. Sie enthalten entweder:

1. den Namen der vorgestellten Sache; oder
2. einen an das Vorgestellte gerichteten Zuruf; zuweilen
3. den Namen dessen, der die Gemme in einen Tempel geweihet; am öftersten
4. den Namen des Besitzers. Oder es sind
5. Inschriften, deren Bedeutung nicht zu bestimmen, die aber auf keine Weise für Namen der Künstler zu halten sind.

bemerkt, sowohl im Alterthume als in der neueren Zeit mit

Hierauf gibt er 1) ein Verzeichniss ächter Gemmen mit dem Namen des vorgestellten Gegenstandes; 2) ein Verzeichniss der Gemmen, die mit dem Namen ihrer Besitzer versehen sind. (Er behauptet hier, dass die meisten Namensaufschriften alter Gemmen die der Besitzer seien, die sich des in einen Ring gefassten Steines zum Siegeln bedient haben. Vgl. desselben Dioscorides und Solon in Böttiger's Archäologie und Kunst Bd. I, S. 36). 3) in Gemmen, welche die Namen derer enthalten, von welchen sie in den betreffenden Tempel geweihet worden, von welchen er nur eine angibt u. s. w. Die allerdings übertriebene, wenn auch mit vielseitiger Erudition gerüstete Skepsis Köhlers hat E. H. Tölken, Sendschreiben, Berlin 1852 beleuchtet und das zuzugebende Resultat auf sein rechtes Maass zurückgeführt. Dieses Sendschreiben hat wiederum L. Stephani im Auftrage der Kaiserl. Akademie zu Petersburg beantwortet (Bulletin etc. Petersburg 1852, Tom. X, N. 9 sqq. S. 129 sqq.), in welcher Antwort natürlich Köhlers ruhmwürdige Leistungen in Schutz genommen werden. — Offenbar hatten seit Bracci's unkritischer und weitschichtiger Arbeit auch tüchtige und berühmte Archäologen weit mehr Künstler-Namen auf Gemmen für ächt und ausgemacht angenommen, als sich mit gesunder Kritik rechtfertigen lässt. Denn die meisten aus dem Alterthum stammenden Namen auf Gemmen bezeichnen offenbar keine Steinschneider, und ausserdem sind viele im Verlaufe des 16. 17. und 18ten Jahrhunderts auf antike Gemmen eingeschnitten worden, um ihnen einen höheren Werth zu verleihen. S. 6 hat Köhler bemerkt, dass kein Zweig der Denkmäler-Lehre so sehr das widrige Schicksal erfahren habe, Schriften aus völlig unkundigen Federn zu erhalten, als die Gemmen. Den von Köhler getadelten Gelehrten fehlte es nicht sowohl an Autopsie im Gebiete der Gemmensammlungen, als vielmehr an gründlicher Erudition im Gebiete der alten Litteratur, sowie in den übrigen Zweigen der Kunstarchäologie. Auch Theodor Panofka hat eine umfassende Abhandlung über die auf antiken Gemmen vorkommenden Inschriften geliefert (in den Abhandlungen der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1851, S. 387 ff.; später als Monographie herausgegeben). Erstens behandelt er die inschriftlichen Gemmen des Königl. Museums zu Berlin (N. I — III, einhundert und elf, S. 387 — 476); zweitens die inschriftlichen Gemmen der Mussen zu Haag, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien (N. 1—49, S. 477—511). Er hat folgende Eintheilung der Aufschriften gegeben: 1) Eigennamen, griechische oder römische, ausgeschrieben oder mit blossen Anfangsbuchstaben bezeichnet, bald im Genitiv, bald im Nominativ angegeben. Diese Eigennamen beziehen sich

a) auf den Besitzer des Siegelringes, seinen Namen gebenden Schutzgott oder Schutzheros oder seinen berühmten homonymen Ahnherrn; —

Absicht der Täuschung auf geschnittene Steine gesetzt worden sind [1]).

§. 10.

Wenn nun aber dennoch, trotz der nachhaltigen Betriebsamkeit in diesem Gebiete die Glyptik nicht zu einer so hohen Bedeutung und allgemeinen Würdigung gelangte, wie die Plastik und Malerei, und eben desshalb die Meister in dieser Kunstgattung weit weniger erwähnt worden sind als in jenen, so dürfte wohl ein wichtiger Grund dieser geringeren Geltung darin zu suchen sein, dass die Dactylioglyphen in der Mehrzahl

---

b) auf den Künstler, der den Stein geschnitten; Letzterer wird leicht bemerklich durch die eben so kleinen als feinen Schriftzüge. Bisweilen hat jedoch der Künstler den Ring für sich selbst zum Siegeln hergestellt und ist somit zugleich Besitzer des Siegelringes. (Ueber die wirklichen Künstlernamen hat er mit sichtender Kritik gehandelt.)

2) Wünsche, Motto's mannichfaltiger und geistreicher Art. In Betreff der Erklärung der Bildwerke und Aufschriften der von ihm angeführten Gemmen hat Th. Panofka viel Neues, Belehrendes und Interessantes beigebracht, wie z. B. in der Auslegung des berühmten Steines mit den fünf Helden, welche die Heerfahrt gegen Theben berathen (S. 441 ff.), worauf wir hier nicht weiter eingehen können. In Zeitschriften findet man hie und da Zerstreutes über die Künstlernamen auf Gemmen. So Kunstblatt 1852, N. 71, S. 281 ff. Ueber die griechischen Gemmenschneider haben wir auch von H. Brunn im zweiten Theile (zweite Abtheilung) s. Geschichte der griechischen Künstler neue kritische Mittheilungen zu erwarten, welche sicherlich das Resultat gediegener Forschungen sein werden.

1) Vergl. Gori Dactyl. Smithiana II, p. 33 sqq., wo er von dem pseudoscalptoriis gemmariis handelt. Winckelmann, Geschichte d. Kunst Thl. VI, S. 107. Dresd. 1808. Visconti opere varie Tom. II, p. 119; und Raoul-Rochette, Lettre a M. Schorn p. 151. Köhler, Abhandlung von den geschnittenen Steinen mit dem Namen der Künstler l. c. und an mehreren Orten. Vergl. desselben Bemerkungen über drei bis jetzt unbekannte geschnittene Steine mit dem Namen der Künstler, kl. Abhandlung zur Gemmenkunde Thl. I, S. 73 ff. Die einst von dem Baron von Stosch aufgestellte Meinung, dass alle mit dem Namen des Künstlers bezeichneten Gemmen von vorzüglicher Arbeit wären, kann natürlich gegenwärttig keine Geltung mehr haben. Vgl. Fr. Schlichtegroll, Einleitung zur Dactyliotheca Stoschiana Bd. 1, S. 11.

weniger durch eigene schaffende Erfindung in ihren Gebilden, als durch Nachahmung grösserer Kunstwerke sich auszeichneten, und dass zugleich diese mühsame Mikrotechnik keine den Augen der Welt, des gesammten Volkes, sich öffentlich darbietenden glänzenden Werke lieferte, wie die lebensgrossen oder über Lebensgrösse hinausragenden, in Erz, Marmor, Gold und Elfenbein ausgeführten Statuen und Reliefwerke, oder wie die grossen Wand- und Tafel-Gemälde in öffentlichen Gebäuden und Säulenhallen waren, dass vielmehr diese Miniaturgebilde nur in den Privatbesitz übergingen und so nur bei den Einzelnen, namentlich bei den Reichen und Mächtigen, welche die Kunst wirklich schätzten oder mit ihren Gebilden nur prunken wollten, ihre Geltung fanden. Es ist daher begreiflich, dass wir über die Fortschritte und Epochen dieser Kunstgattung von den Alten nicht ähnliche Berichte erhalten, als diejenigen sind, welche sie uns über die Sculptur und Malerei hinterlassen haben [1]). Plinius gewährt uns in seinem drei und dreissigsten Buche, wo er über die Ringe handelt. und in dem sieben und dreissigsten, welches sich ganz auf die edlen Steine bezieht, nur zerstreute Bemerkungen über die geschnittenen Steine und die hierin hervorragenden Meister [2]). Nach Pyrgoteles lässt er, wie schon bemerkt wurde, den Apollonides und Cronius als berühmte Meister im Gebiete der Glyptik blühen, ohne deren Zeitalter genauer zu bestimmen; zur Zeit des Augustus aber den Dioskorides, auf welchen wir weiter unten zurückkommen [3]).

---

1) Vgl. hierüber Aloys. Hirt, in der Amalthea von Böttiger II, S. 4 ff.

2) Einzelnes ist in dieser Beziehung bereits im ersten Abschnitt mitgetheilt worden. Ebenso im zweiten, z. B. über den Ring des Polykrates, über den des Ismenias mit der Amymone, welche Darstellung auch in antiken Vasenbildern vorkommt.

3) Libr. XXXVII, 1. 3. Sillig hat Dioscurides in den Text aufgenommen. So soll er sich auf den von ihm gravirten Steinen selbst bezeichnet, und so soll diesen Namen Torrentius in verschiedenen Handschriften des Suetonius gefunden haben. Vgl. Lessing, antiq. Briefe 20, S. 61. Bd. VIII. (Werke, Ausg. von Lachmann).

§. 11.

Dass zur Zeit des Alexanders auch in den Staaten des Orients die Steinschneidekunst noch blühete und ihre Erzeugnisse hoch geschätzt wurden, und dass es hier auch vortreffliche Arbeiten gab, darf man vielleicht daraus folgern, dass Alexander in Persien sich des Siegelringes des Darius zum Siegeln bediente. Wenn ihn auch politische Gründe dazu bestimmen mochten, so lässt sich doch voraussetzen, dass dieser Ring zugleich ein ausgezeichnetes Werk der Kunst gewesen ist [1]. Wir können freilich nicht wissen, ob derselbe von einem griechischen, einem asiatisisch griechischen oder von einem persischen Künstler hergestellt worden ist. Aus dem hochcultivirten hellenischen oder hellenisirten Staaten Kleinasiens, namentlich aus Milet, Ephesos, Smyrna, Sardes u. a., mochten sich nicht selten Künstler dieses Faches an die königlichen Höfe des Orients begeben und hier gegen reiche Belohnung ihre Kunstthätigkeit entfalten, zumal da der Orient für das Gebiet der Glyptik vorzügliches Material darbot und der königliche Luxus hier gewiss schönere Edelsteine lieferte als man in Hellas aufbringen konnte [2]. So mochten auch später die mächtigen Arsaciden Siegelringe mit schönen geschnittenen Steinen von griechischer Arbeit besitzen, da ja auch ihre Münzen griechische Aufschriften enthalteu, mithin griechische Cultur ihnen nicht ganz fremd geblieben war [3].

---

1) Plutarch Alexand. c. 39. In Gedrosia versiegelte Alexander den an das durch Mangel bedrängte Heer abzusendenden Proviant mit seinem eigenem Siegel (*καὶ τοῦτον σημηνάμενος τῇ ἑαυτοῦ σφραγῖδι*), was aber nach der Ankunft desselben von den Soldaten nicht beachtet wurde (*ὀλίγα φροντίσακτες οἱ στρατιῶτας τῆς σφραγῖδος*). Arrian. Exped. Alexandri libr. VI, c. 23.

2) Polybius XV, c. 31, §. 9 erwähnt einen Ring mit dem Bildniss des Agathokles (*ψευδεπίτροπος τοῦ Πτολεμαίου* genannt): *πρῶτος δὲ τὴν εἰκόνα τοῦ προειρημένου φέρειν ἐτόλμησε ἐν τῷ δακτυλίῳ* (von dem Aristomenes).

3) Vgl. J. Foy Vaillant, Arsacid. imperium (reg. Parth. hist. ad fidem num. accommodada Par. 1728. Io. Papt. Prileszky, Annal. Compendiarii regum et rerum Syriae num. vet. illustr. Viennae 1744. Du Four

In Grossgriechenland und in Sicilien war der Gebrauch der Siegelringe ebenso heimisch als in Hellas und in Kleinasien, und die Dactylioglyphen mochten hier durch die kleinen Herrscher besondere Begünstigung finden. Dass der Ring als Fingerschmuck in den Städten Siciliens allgemein war, ersehen wir z. B. aus folgender Erzählung: Als die Unterbefehlshaber des Timoleon über den Fluss Damyrias setzen und jeder voll Eifer der erste sein wollte, wodurch nur Verwirrung hätte entstehen können, zog Timoleon jedem derselben den Ring vom Finger, nahm dieselben dann in den Mantel und schüttelte sie um, um die Reihenfolge so zu bestimmen, wie die Ringe herausgezogen würden. Der erste vorgezeigte Ring hatte in seinem Gebilde ein Tropäon, was natürlich als Zeichen des Sieges im bevorstehenden Kampfe ausgelegt wurde [1]. Später suchte sich der seine Macht als Prätor missbrauchende Verres unter anderen Kunstschätzen in Sicilien auch kostbare Ringe mit geschnittenen Steinen oder auch von schöner Cälatur-Arbeit an der Einfassung zu verschaffen, und es fehlte ihm nicht an erwünschter Ausbeute [2].

§. 12.

Nicht allein in Hellas und den kleinasiatischen Staaten mit griechischer Cultur war die Steinschneidekunst seit Alexander fort und fort beliebt, sondern auch in Aegypten, wo dieselbe in uralter Zeit schon existirt hatte, wurde sie während der Herrschaft der Ptolemäer gepflegt. Aus der Zeit der Ptolemäer

---

de Longuerve Annal. Arsacid. Strasb. 1722. Ch. Lenormaut, Memoire sur le classement d. medailles qui peuvent appartenir aux treize premiers Arsacides publ. 1839. dans nouv. annal. de l'inst. arch. T. II. et Monuments ined. pl. A. B. 1839. J. Saint-Martin, Fragments d. Arsacides T. 1. 2. Par. 1850. Bayer hist. regn. Gr. Bactr. Petersb. 1738. Pellerin rec. d. med. Tom. 1, p. 131 sqq. p. 148 sqq. Beger thesaur. Brand. Tom. I, p. 150 erwähnt aus Plinius eine gemma cum vultu Pacori, regis Parthorum.

1) Plutarch Timoleon c. 31.

2) Cicero orat. in Verr. IV, c. 26.

hat sich wenigstens noch ein vorzüglicher Kameo erhalten [1]). Bald darauf hatte dieselbe auch in Rom, in ganz Italien, und selbst in den westlichen Provinzen Eingang gefunden und ihre Produkte waren zum beliebten Luxusartikel geworden. Viele der vertieft und erhaben geschnittenen Steine in den europäischen Museen mögen diesem Zeitalter angehören. Nachdem wir nun den Anfang, die Blüthe und den Fortschritt der Glyptik im Oriente und in Hellas betrachtet haben, wenden wir uns nach Italien und zwar zunächst nach Etrurien.

§. 13.

Dass bei den Etruskern die Steinschneidekunst frühzeitig heimisch geworden war und dass dieselbe einen herrlichen Zweig im Gebiete der Kunstblüthe bildete, welche sich bei ihnen entwickelt und von Aegypten ebenso als von Hellas aus reiche Nahrung gezogen hatte, ist gegenwärtig eine vielfach bezeugte Thatsache [2]). Ihre Skarabäen-Gebilde müssen sie nothwendig den Aegyptern entlehnt haben, da bei den Griechen Käfergemmen nicht herkömmlich waren [3]). Die etruskischen

---

1) Vgl. Jos. Arneth, Monumente den k. k. Münz- und Antiken-Kabinets (die Kameen) p. 18 sqq. Zahlreiche Epigrammata der Anthologia veterum epigr. Graec. namentlich Libr. IV, c. 28 verherrlichen Werke der Glyptik aus diesem Zeitalter, wie man angenommen hat, so z. B. ein Gemmenbild der Arsinoe in Krystall geschnitten. Vgl. Ant. Franc. Gorii Dactyliotheca Smithiana p. 66.

2) Gius. Micali, Monumenti inediti, p. 340, zu Tav. 54 bemerkt: Grandissima fu la perizia dei maestri etruschi nell' arte glittica, ed i lavori loro d'intaglio in cavo molto dall' antichità si prégiavano etc.; Winckelmann, Geschichte d. Kunst I, S. 125 f. (Dresd. 1764) bemerkt: „Wir haben eine Menge kleiner hetrurischer Figuren, aber nicht Statuen genug, um zu einem völlig richtigen Systeme ihrer Kunst zu gelangen und nach einem Schiffbruche lässt sich aus wenig Brettern kein sicheres Fahrzeug bauen. Das Mehreste besteht in geschnittenen Steinen, welche wie das kleine Gestrüppe sind von einem ausgehauenem Walde, von welchem nur noch einzelne Bäume stehen zum Zeichen der Verwüstung etc.“

3) Nach Winckelmann war die Kunst der Etrusker, wenn sie überhaupt durch Fremde nach Etrurien gekommen, pelasgischen Ursprungs (die alten seefahrenden Tyrrhener waren ja ein Zweig des grossen pelasgischen Stammes; (s. Krause, Pelasger in d. Allg. Enc. d. Wiss.

Käfergemmen sind, wie Köhler bemerkt hat, ausschliesslich aus zwei Steinarten geschnitten, aus dem Sard der Alten, unseren Carneol und Sarde und aus Sardonyx, und scheinen die ältesten Werke der europäischen Glyptik zu sein. Auch werden sie durch ihre Aufschriften als uralte Werke der etruskischen Kunst bedocumentirt [1]). Bereits Winckelmann hatte diese Käfergemmen für Werke etruskischer Kunst gehalten. Später wollten Millin und mit ihm andere Archäologen in ihnen nur griechische Arbeit erkennen [2]). Köhler hat dieselbe mit triftigen Gründen wiederum den Etruskern vindicirt [3]). Er hat drei Zeitalter angenommen. Das erste enthält nach seiner Ansicht die schön gezeichneten meist mit dem grössten Fleisse ausgeführten Werke, mit dem Namen der vorgestellten Personen. Das Material derselben bestehet aus vortrefflichen morgenländischen Carneolen, Sardern und Sardonychen. Der Käfer ist stets mit grossem Fleisse und mit Sauberkeit ausgeführt. Selbst die Füsse desselben zeigen die feinste und zarteste Arbeit. „Die richtige Zeichnung dieser Gestalten, bemerkt Köhler, die genaue Kenntniss des Nackten lassen uns in den Etruskern ein Volk erkennen, das grosse Fortschritte in der Kunst gemacht und in der Behandlung der Steine die äusserste Grenze der Vollkommenheit erreicht hatte. Ihre Zeichnung des Nackten ist gelehrt und bestimmt, nur sind Muskeln und Knochen an einigen deutlicher als nothwendig, und als es der bildlichen Nachahmung Gesetz, die Schönheit, verlangt, weil das Leben diese Theile nie so sichtbar hervortreten lässt. Das Feld dieses flachen Untertheils des Käfers ist mit einem Rande eingeschlossen, der an den schönsten mit ungemeiner Zierlichkeit

---

u. Künste S. III, Thl. 15, S. 128 f.) nach Buonarotti u. Caylus ägyptischen Ursprungs. Vgl. Lessing, antiquar. Briefe 18, S. 54 f. (VIII, Lachmann). In der neusten Zeit hat man sich wieder zur Annahme des ägyptischen Ursprungs hingeneigt.

1) Vgl. H. K. E. Köhler, über Käfergemmen und etruskische Kunst, in d. klein. Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, S. 111 f. u. S. 196 f.

2) Millin, Introd. a l'etude des pierr. grav. p. 49: „Beaucoup de pierres regardées comme Étrusques sont du premier travail grec; il y en a peu en relief.“ Vgl. dazu Köhler l. c. S. 118.

3) S. 120 ff. l. c.

und Sauberkeit, fast an jeder von diesen auf eine verschiedene Art, gearbeitet ist"[1]). Ausserdem waltet in den Gebilden dieses ersten Zeitalters starke Andeutung der Muskeln und Knochen, wie schon bemerkt worden ist, in vielen Fällen auch gewaltsame Stellung der Figuren, wie an dem Tydeus und Peleus, welche wir nicht selten auch in antiken Vasengemälden archaischen Styles wahrnehmen. Auch ist gewöhnlich ein gewisser Mangel an bestimmtem und schönem Ausdruck der Köpfe sichtbar [2]). Die griechischen Heroen vor Troia und Thebä sind die Hauptgegenstände des Bildwerks. Doch kommen auch Göttinnen vor, wie die beflügelte Thetis auf einem Skarabäus der kaiserl. russischen Sammlung, wie bereits Köhler nachgewiesen hat [3]).

Der zweite Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst zeigt einen anderen Charakter der Gebilde, und wahrscheinlich hat die griechische Kunstbildung auch auf diese Klasse noch ihren Einfluss ausgeübt. Die Skarabäen dieser Klasse sind ohne Aufschriften und ohne Namen der vorgestellten Personen [4]). Der Ausdruck ist kraftvoll und nähert sich mehr der Schönheit, jedoch ohne dieselbe ganz zu erreichen. Dies beweist vor Allen ein Carneol-Käfer zu Paris mit dem Dreifussraube [5]). Köhler hat in Beziehung auf dieses Werk vermuthet,

---

3) Ibid. S. 123 f.

2) Ibid. S. 124 u. S. 196 f.

3) Ibid. S. 125. Die etruskischen Käfergemmen veranschaulichen in ihren Bildwerken vorzugsweise hervorstechende Gegenstände aus dem griechischen Heroenleben und insbesondere aus dem Cyclus der achäischen Helden vor Troia. So Aias, welcher den Achilleus aus dem Schlachtfelde hinwegträgt (s. Köhler, Abh. I, S. 8). Die Rosse des Diomedes, die des Achilleus, Triptolemos, der Pegasos, die Hippodameia u. s. w. (vgl. Köhler, kl. Abh. I, 9). Ebenso die Helden gegen Theben, auch Polyneikes allein (ibid. I, 10).

4) Vgl. Köhler l. c. S. 202.

5) Vgl. Köhler l. c. S. 126 f. u. S. 160, welcher hier jedoch nicht frei von Widersprüchen ist. S. 161 bemerkt er: „Die an scharfer Bestimmung überreiche Zeichnung der früheren Zeit ist hier in Hercules in übermässige und überfliessende Fülle übergegangen, mit starker Angabe der einzelnen Theile. Apollo ist auf dem Marmor trocken und nur wenig schlanker als Hercules, auf dem Käfer aber, obgleich in fliessender edlerer Zeichnung,

dass Etrusker und Griechen von einem gemeinschaftlichen uralten Tempelgebilde zu Delphi oder auf Delos diese Darstellung müssen entlehnt und jenes rohe Gebilde nach ihren speciellen Begriffen müssen umgewandelt haben [1]). Einen Carneol-Käfer von feiner Arbeit mit der Darstellung der Venus besitzt das brittische Museum. Die Göttin trägt ein langes zierlich und reich gefaltetes Untergewand, unten mit einem Saume versehen. Sie ist mit grossen Flügeln ausgestattet und eilt raschen Schrittes vorüber. In der Linken hält sie eine Blume, welche sie dem Gesichte nähert. Auf etruskischen Spiegeln, welche Köhler häufig noch nach alter Weise als Opferschalen bezeichnet, findet man verwandte Gebilde, namentlich den Apollon mit grossen Flügeln und im raschen Schritte sich bewegend [2]). Wir können die weiteren Angaben Köhlers über die Werke des zweiten Zeitraumes hier nicht verfolgen und gehen zum dritten Zeitraume der etruskischen Steinschneidekunst über, aus welchem wir nur einige Käfer-Gemmen herausheben.

Ein Carneol der k. k. Sammlung zu Wien zeigt die Helena mit Flügeln an den Achseln. Die Helena wird durch eine Aufschrift als solche bezeichnet und würde ohne diese schwer zu erkennen sein [3]). Eine Charakteristik der Arbeit hat Köhler nicht beigefügt. Die Heroine trägt ein Gefäss am Arme, ist vorwärts gebeugt und im Begriff, etwas auf einen Altar zu legen. Wahrscheinlich will sie einer der höheren Gottheiten

---

doch noch dick und stämmig dargestellt. Alles Eigenschaften des etruskischen Geschmackes, die nie an Werken des griechischen früheren Stiles bemerkt worden."

1) Ibid. S. 162.

2) Köhler l. c. S. 164. Es ist unbegreiflich, wie der sonst sehr gelehrte Köhler diese Spiegel noch als Opferschalen betrachten konnte. Nur einmal hat er oder der Herausgeber seiner Schriften, L. Stephani, die Worte: „oder Spiegel" beigefügt. Auch C. A. Böttiger, Andeutungen zu 24 Vorl. über d. Archäologie Abth. I, S. 33 nennt dieselben eherne figurte Schaalen (paterae Etruscae). Wenigstens sind ausserdem die Spiegel gar nicht erwähnt.

3) Vgl. Eckhel, Choix d. pierr. grav. du cab. imp. pl. XI, p. 76 sq. Millin, Gal. myth. pl. CLVI, F. 539, p. 63 und Inghirami, Gal. Omer. T. I, tav. II.

ein Opfer darbringen [1]). Ein anderer Stein dieser Art veranschaulicht den Hermes mit grossen Flügeln, welcher den jungen ebenfalls beflügelten Dionysos trägt. Hermes würde ohne den Schlangenstab zu seinen Füssen nicht leicht als solcher erkannt werden können [2]). Ein dritter Käfer von streifigem Sardonyx zeigt die Artemis mit Flügeln ausgestattet und in sitzender schwermüthiger Stellung, daneben den gespannten Bogen. Beflügelt war die Artemis auch auf dem Kasten des Kypselos dargestellt [3]). Auf einem vom Käfer getrennten Carneol zu Petersburg bemerkt man eine wohlgezeichnete weibliche Gestalt, welche ein Gefäss mit beiden Händen trägt, vielleicht mit Wasser zum hochzeitlichen Bade oder zu einem Opfer. Ihre Gewandung vom Winde bewegt und ihre Haltung beim Tragen des Gefässes bezeichnet Köhler als meisterhaft [4]). Ein streifiger Sardonyx-Käfer, welcher einen Heros darstellt, zeichnet sich durch zwei purpurrothe Carneol-Schichten aus, deren Farbe so vortrefflich ist, dass man sie nirgends schöner und vollkommener wahrnehmen kann [5]). Wir ersehen aus den bisherigen Angaben, dass auch dem dritten Zeitraume noch gelungene Werke angehören, obgleich derselbe von Köhler als der einer schlechteren Kunstbildung bezeichnet worden ist. Der Genannte hat noch eine lange Reihe ähnlicher Arbeiten aufgeführt [6]). Die Darstellungen sind sämmtlich der griechischen Mythen-, Götter- und Heroen-Welt entlehnt. Die Käfer des dritten Zeitraumes, welchen Köhler von der 125sten Olympiade ab bis zur 183sten oder bis zur Zeit Iulius Cäsar's ansetzt [7]), bekunden in der Mehrzahl schon merklich den Verfall der etruskischen Glyptik [8]), sowie überhaupt der etruskische Kunstbetrieb

---

1) Vgl. Köhler l. c. S. 174.

2) Ibid. S. 175.

3) Pausan. V, c. 19, §. 1. Köhler l. c. S. 175.

4) Ibid. S. 176.

5) Ibid. S. 179.

6) Ibid. S. 180 ff.

7) Vgl. S. 203.

8) Köhler S. 195 f. „Als man im zweiten Zeitraum die ernstliche Uebung in der Kunst verliess, sank letztere zum Handwerk herab, und so entstanden die Käfer des dritten Zeitraumes, an denen sich bei aller Schlechtigkeit die Spuren der Eigenthümlichkeiten der Käfer der beiden

seit Rom's Herrschaft über Etrurien bedeutend abgenommen haben muss. Die Glyptik des ersten Zeitraumes muss also einer höheren Blüthe etruskischer Kunstthätigkeit angehört haben und ist nach der 30. Olympiade und vor Rom's Herrschaft anzusetzen [1]). Allein auch dies ist noch nicht hinreichend, in Beziehung auf die vortrefflichen Arbeiten an ihren Käfergemmen muss auf die Glyptik noch mehr als auf ihre anderweitige künstlerische Thätigkeit griechischer Einfluss Statt gefunden haben, welcher bei den Werken des zweiten und dritten Zeitraumes mehr und mehr nachliess und somit dem rein etruskischen Elemente Platz machte [2]). Daher aus dem dritten Zeitraume auch viele rohe Arbeiten vorkommen. Köhler hat am Schlusse seiner Abhandlung die Schwierigkeit der Erklärung, warum die etruskischen Käfer-Gemmen des ersten Zeitraumes so vortreffliche Werke, der folgende Zeitraum weniger vortreffliche, der dritte grösstentheils geringere Arbeiten enthalte, durch die Annahme eines strarken Einflusses der griechischen Einwanderung aus Korinth gegen die 30. Olympiade zu heben gesucht, so wie auch Strabon und Plinius berichten, dass Demaratos eine grosse Zahl geschickter

früheren Zeiträume deutlich bemerken lassen. Alle diese Käfer gehören den Etruskern an: Griechen haben ihren Gemmen nie diese ägyptische Gestalt gegeben." S. 201: „Die Käfer der dritten Abtheilung gehören den Bewohnern von Unteritalien an, und scheinen lange Zeit nach Verjagung der Etrusker aus Campanien, die in dem ersten Jahre der 89. Ol. anfing, entstanden und Ueberbleibsel etruskischer Kunst zu sein, deren späteste Fortsetzung und endlichen Verfall sie beurkunden." S. 204: „Die noch vorhandene grosse Anzahl derselben veranlasst die Vermuthung, dass der Gebrauch dieser Siegelkäfer in Campanien weit verbreiteter gewesen, als früher in Etrurien."

1) Köhler l. c. S. 194 bemerkt: „Die Käfer des ersten Zeitraumes sind eine merkwürdige Erscheinung. Hätte Etrurien die Kunst bei sich selbst, unabhängig von fremder Mittheilung entwickelt, so würde viel Zeit nöthig gewesen sein, bis zu dieser Höhe im Zeichnen und Bilden zu gelangen, und um eine solche Vollkommenheit in Behandlung harter Steine zu erreichen." Ferner ibid.: „Hätten sich aber Denkmäler der korinthischen Kunst, wie sie um die 20. Olympias dort entstanden, bis auf uns erhalten, so würden wir wahrscheinlich in den etruskischen Käfern nichts anderes als die Fortsetzung dieses Styls erkennen."

2) Köhler l. c. Th. II, S. 196 f.

Werkmeister, namentlich Künstler und Bildner, aus Korinth mit nach Italien gebracht habe [1]). Gewiss ist wohl auch, dass mit der steigenden Machtentfaltung Roms nicht allein die frühere politische Grösse der Etrusker zu sinken, sondern auch die bei ihnen bis dahin gediehene Kunstblüthe zu welken begann.

§. 14.

Noch gegenwärtig existiren in den europäischen Dactyliotheken Gemmen etruskischer Arbeit von bedeutender Schönheit [2]). Die bildliche Darstellung ist gewöhnlich aus dem grie-

---

1) Strabon V, 220. Cas. Plin. h. n. XXXV, c. 12, Sect. 43. Köhler l. c. II, S. 200: „Nur durch diese ausdrücklich bemerkte Einwanderung einer grossen Anzahl geschickter Werkmeister und Künstler, dergleichen sonst bei keiner anderen Ansiedlung in fremden Ländern erwähnt wird, konnte in Etrurien eine griechische Schule entstehen, deren Werke durchaus von allem verschieden waren, was diese Landschaft vorher geliefert hatte. Die Steinschneidekunst in Etrurien kann fast nur von dieser korinthischen Einwanderung herrühren, weil die schönen Käfer des ersten Zeitraumes die ältesten Denkmäler der etruskischen Glyptik sind, die sich von dieser Schule bis auf uns erhalten haben, und weil sie ganz von allen früheren etruskischen Arbeiten verschieden sind. Jedoch darf man nicht glauben, dass diese Käfergemmen in die ersten Zeiten nach jener Einwanderung gehören, im Gegentheil sind es die Früchte, die nach anhaltenden Bemühungen und nach langer Zeit entstanden."

2) Winckelmann, Gesch. d. Kunst Th. I, S. 99 (Dresd. 1764): „Einer der ältesten geschnittenen Steine, nicht allein unter der hetrurischen, sondern überhaupt unter allen die bekannt sind, ist ohne Zweifel derjenige Carneol im Stoschischen Museo, welche eine Berathung von fünf Griechischen Helden zu dem Zuge wider Theben vorstellt und welcher auf dem Titelblatte dieses ersten Theiles im Kupfer stehet. Die zu den Figuren gesetzten Namen zeigen den Polynices, den Parthenopäus, den Adrastus, Tydeus und Amphiaraus, und von dem hohen Alterthume desselben zeugt sowohl die Zeichnung als die Schrift u. s. w." S. desselben Vorrede zu seiner Beschreibung d. Stosch. Sammlung Bd. II, S. 11 (herausg. von Fr. Schlichtegroll), wo er diesen Stein als den ältesten auf der Welt bezeichnet. Vgl. auch Franc. Inghirami Mon. Etruschi Tom. I, p. 249 sqq. Lanzi, Not. prelimin. p. XIII. Gori, Mus. Etr. Tom. I, tab. 3 und C. A. Böttiger, Andeut. zu 24 Vorl. über Archäol. S. 36. Antonioli Scolopio in einer besonderen Abhandlung. Köhler, Abh. zur Gemmenkunde Th. II, S. 198. Eine ausführlichere Beschreibung hat auch Ed. H. Tölken, Verzeichniss der antiken, vertieftgeschnittenen Steine der K. Preuss. Gemmensammlung

chischen Heroen-Leben entlehnt, die beigegebenen Namen der Heroen aber sind nach etruskischen Idiom umgestaltet. So besitzt die k. russische Sammlung zu Petersburg einen etruskischen Scarabäus mit dem den gefallenen Achilleus aus der Schlacht tragenden Aias nebst den Namen Achele und Aigas [1]). Die kleine daneben stehende männliche Figur soll den Geist des Abgeschiedenen vorstellen, wie in verschiedenen anderen etruskischen Bildwerken dieser Geist oder Genius der Verblichenen dargestellt wird. Die Figur auf dem erhabenen Käfer soll die Thetis darstellen [2]). Dieselbe ist beflügelt, wie fast alle Göttinnen im Bereiche etruskischer Kunstbildung, z. B. die Minerva [3]). Dieselbe Sammlung besitzt ausserdem eine

---

S. 59 f. gegeben. Am Schlusse bemerkt er: „Auch hier machen die Inschriften den hetrurischen Ursprung unzweifelhaft." Th. Panofka in d. Abh. d. K. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1851. II, S. 442 f. (über Gemmen mit Inschriften u. s. w.) hat in sofern eine neue Deutung dieses merkwürdigen Steines mitgetheilt, als er den hier dargestellten Moment unmittelbar nach dem Tode des Archemoros ansetzt, welcher als schlimmes Zeichen für ihre unternommene Heerfahrt gegen Theben Verstimmung und Trauer herbeiführen musste. Und diese Stimmung finden wir in der That in der ganzen Haltung der fünf Helden ausgedrückt. (Ueber den Tod des Opheltos, Archemoros genannt, zu dessen Andenken und Ehre die Nemeen laut mythischer Kunde eingesetzt worden sein sollen, habe ich in d. „Pythien, Nemeen und Isthmien S. 112 f. gehandelt.) S. die hier beigegebene Abbildung Taf. I, Fig. 1. Eine andere etruskische Gemme erwähnt Tölken S. 64, N. 90: „Antiker, den braunen Sarder nachahmender Glasfluss. Der Tod der Semele, auf welche Iupiter, bekleidet, mit gesenkten Händen und langen Schwingen, umgeben von Blitzen sich herablässt. Einer der Donnerkeile trifft die niedergesunkene Semele. Ein hetrurisches Kunstwerk ersten Ranges." Ueber die Gemme der Helena vgl. Franc. Inghirami l. c. vol. III, p. 407. Ueber die Gemme des Herakles derselbe vol. V, p. 371. Ueber eine Gemme, auf welcher sich eine männliche Figur mit Schild und Angriffswaffe gegen eine Sphinx vertheidigt, derselbe vol. I, p. 565.

1) Vgl. Köhler, kleine Abh. zur Gemmenkunde Th. I, S. 8.

2) Ibid. S. 8, Abbild. Taf. I, Fig. 1.

3) Köhler l. c. S. 19 meinte, dass alle hetrurischen und pelasgischen Ober- und Untergottheiten geflügelt dargestellt worden sind. Auch Winckelmann, Mon. ined. I, p. 2 hatte angenommen, dass die griechischen Götter der ältesten Zeit sämmtlich beflügelt gewesen seien. Diese allgemeine Annahme ist aber doch bedenklich. Pausanias V, 19, 1 erwähnt die beflügelte Artemis auf dem Kasten des Kypselos, vermag aber nicht den Grund

beträchtliche Zahl hetrurischer Käfer und geschnittener Steine von sehr alter Arbeit, von welchen viele eine genügende Erklärung noch nicht gefunden haben. Leicht erklärbar sind jene mit den Menschen fressenden Rossen des Diomedes, mit denen des Achilleus, mit dem Triptolemos, mit dem Pegasos, einer weiblichen Figur auf einer Triga, jedenfalls der Hippodameia, mit einer Chimära, mit dem Polynikes u. s. w. [1]). Ein interessantes Stück veranschaulicht eine der nysäischen Nymphen mit dem jungen Dionysios auf der Hand, welchen ihr Hermes überreicht hat. Sowohl die Nymphe als Dionysos ist mit Flügeln ausgestattet [2]). Ein kleiner etruskischer Stein stellt den Tydeus so dar, dass die Glieder des Leibes vortrefflich ausgeführt, dagegen der Kopf, die Säge- und Seiten-Muskeln blos durch Kugeln angedeutet sind [3]). Wenn die nächste Veranlassung dazu auch in den winzigen Volumen des Steinchens gelegen hat, so ergibt sich doch zugleich aus anderweitigen Bildwerken, dass man früher zur naturgetreuen und schönen Form in der Darstellung des Leibes und der Glieder, als des Angesichtes gelangte, so wie wir auch aus dem Bereiche der griechischen Kunstbildung wissen, dass sie in der Darstellung der Thiergestalten weit früher zur schönen, der Natur entsprechenden Form gelangten, als in der Veranschaulichung der Menschengestalt, namentlich in einer vollkommenen Ausbildung des menschlichen Angesichts. Wo das menschliche Antlitz der Natur getreu und vollendet dargestellt wird, da ist die Kunst bereits auf einer hohen Stufe an-

---

dieser Beflügelung anzugeben (*Ἄρτεμις δὲ οὐκ οἶδα ἐφ' ὅτῳ λόγῳ πτέρυγας ἔχουσά ἐστιν ἐπὶ τῶν ὤμων*). Wären nun die Flügel an den ältesten hellenischen oder pelasgischen Gottheiten etwas Allgemeines gewesen, so konnte dies doch dem Pausanias nicht unbekannt sein, ihm nicht auffallen, als wenn dies eines ganz besonderen Grundes bedurft hätte. Auch müssten dann doch die Götterbilder der Dädaliden und Smiliden, wenn nicht sämmtlich, doch grossentheils noch mit Flügeln ausgestattet worden sein. Dies war aber aller Wahrscheinlichkeit nach doch nur bei sehr wenigen der Fall. Bei den Etruskern dagegen scheinen allerdings alle Gottheiten in ihrer ältesten Kunstbildung beflügelt dargestellt worden zu sein.

1) Vgl. Köhler l. c. S. 9 f.

2) Ibid. S. 10.

3) Köhler ibid. S. 11.

gelangt. — Köhler hat in seiner Abhandlung über Käfergemmen und etruskische Kunst die noch gegenwärtig existirenden etruskischen Scarabäen aus den drei von ihm angenommenen Zeiträumen aufgeführt und beschrieben. Aus dem ersten Zeitraume hat er zwölf Exemplare, aus dem zweiten sechs und zwanzig, aus dem dritten sechs und achtzig erwähnt [1]).

Dass das Tragen der Fingerringe bei den Etruskern im allgemeinen Gebrauche war, darf man auch daraus abnehmen, dass ihre Künstler die Finger der die Abgeschiedenen vorstellenden Figuren auf etruskischen Aschenkisten mit grossen Ringen ausgestattet haben [2]). Die Namen auf den etruskischen Gemmen bezeichnen, wie bereits angedeutet wurde, gewöhnlich die im betreffenden Bildwerke vorgestellten Personen, während dieselben bei den Römern häufiger den Besitzer angeben.

§. 15.

Ausführlichere Nachrichten haben wir aus dem Leben der Römer über Siegelringe mit geschnittenen Steinen, deren sich hervorragende Personen zum Siegeln bedienten, eben so wie über Schmuckringe mit köstlichen Steinen überhaupt. Wir wenden uns nun von den Etruskern zur Geschichte der Glyptik bei den Römern. Laut einer von Livius und Dionysios von Halikarnassos überlieferten Sage haben die Sabiner bereits zur

---

1) Kleine Abh. zur Gemmenkunde Th. II, S. 130 ff. 160 ff. 174 ff.

2) Vgl. C. O. Müller, kleine deutsche Schriften, Bd. I, S. 205 (Hetrurien, Hetrusker). Er bemerkt hier: „Die Liebhaberei der Etrusker für Ringe — bewirkte, dass zeitig in ihrem Lande viel in Gemmen gearbeitet wurde. Dass die mit eingegrabenen Figuren im altgriechischen Stil (oft von gewaltsamen Bewegungen) versehenen Skarabäen-Gemmen wirklich Etruskisch sind, beweisen die Fundorte und die Formen der beigeschriebenen Namen. Die Skarabäen-Form scheint durch den Handel aus Aegypten nach Etruiren gekommen zu sein.“ Vgl. Desselben Handb. d. Archäol. d. Kunst S. 191. Not. 3. Ausg. von Welcker. Ueber die Kunst der Etrusker überhaupt und ihre ethische Tendenz s. Franc. Inghirami, Monument. Etrusch. vol. I, p. 162 sqq. — Eine weibliche Figur mit drei Ringen an der linken Hand auf einem etruskischen Sarkophage s. in d. Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande IX. (Bonn 1846.) S. 122 ff., dazu Taf. III.

Zeit des Romulus Ringe mit edlen Steinen getragen [1]). Da der Gebrauch der Fingerringe bei den Etruskern in einer sehr frühen Zeit heimisch war, so könnte es nichts Befremdendes haben, wenn auch die Sabiner zu jener Zeit bereits Ringe getragen hätten, gleichviel welcher Art diese gewesen, ob sie eingelegte Steine umfasst oder nur aus edlem Metall bestanden haben. Allein da die Sabiner wenigstens in der späteren Zeit (nach der Schilderung des Horatius) ein frugaler, zum Luxus nicht geneigter Volksstamm waren, so scheint jene Angabe doch späteren Ursprungs und nur zur Ausstattung der Sage über die Tarpeja entstanden zu sein [2]).

Bei den Römern finden wir den Ring, sobald wir ihre Geschichte aus sicheren Dokumenten kennen lernen, und derselbe behauptete hier bald seine besondere Bedeutung in den verschiedensten Beziehungen. Nach der Angabe des Florus hatte bereits Tarquinius Priscus ausser vielen andern Bräuchen und Ornamenten auch das Tragen des Ringes von den Tuskern entlehnt [3]). Ueber den Gebrauch der Ringe in der frühesten Zeit der Römer hatte bereits Plinius keine anderen Beweismittel, als die zu seiner Zeit noch vorhandenen Statuen. Die Statuen des Romulus und des L. Brutus auf dem Capitolium hatten keinen Fingerring, wie Plinius berichtet [4]): auch keine an-

1) Livius I, c. 11: quod vulgo Sabini aureas armillas magni ponderis brachio laevo g e m m a t o s que magna specie annulos habuerint.

2) Dionys. Halik. Ant. Rom. II, c. 38 dagegen: *ἔρως εἰςέρχεται τῶν ψαλίων, ἅ περὶ τοῖς ἀριστεροῖς βραχίοσιν ἐφόρουν, καὶ τῶν δακτυλίων. χρυσοφόροι γὰρ ἦσαν οἱ Σαβῖνοι τότε, καὶ Τυρρηνῶν οὐχ ἧττον ἁβροδίαιτοι.*

3) Florus I, 5, 6: Inde fasces, trabeae, curules, anuli, phalerae, paludamenta, praetextae. Florus hat hier zusammengefasst, was nicht auf einmal, sondern im Verlaufe der Zeit angenommen werden mochte, Plautus hat den Fingerring mit dem Namen condalium bezeichnet (Trinum. IV, 3, 7: satin' in thermopolio condalium es oblitus, postquam thermopotasti gutturem? u. 15: inter eos homines condalium te redipisci postulas?). Condalium stammt von *κόνδυλος* wie *δακτύλιος* von *δάκτυλος*. So nannte Plautus ein Stück des Menander, welches dieser mit dem Namen *Δακτύλιον* bezeichnet hatte, Condalium. Vgl. I. Kirchmann, de annulis p. 3. Slesv. 1657.

4) H. N. XXXIII, c. 3.

dere Statue der älteren Römer, wohl aber die des Numa Pompilius und die des Servius Tullius [1]. Lange Zeit hindurch trug nicht einmal der Senat goldne Ringe, und nur denen, welche als Legati an fremde Völker abgesandt worden waren, gewährte man auf öffentliche Kosten Fingerringe [2], wahrscheinlich, um es bei ihnen in keiner Beziehung an äusserem Glanze fehlen zu lassen. Anderen war es nicht gestattet, solche zu tragen, es sei denn, dass man dies wegen besonderer Verdienste diesem und jenem erlaubt habe. Die Triumphirenden trugen Ringe, lange jedoch nur eiserne, während ihr Ehrenkranz aus Gold bestand [3]. Als Cn. Flavius im Jahr der Stadt 449 unter den Consuln P. Sempronius und P. Sulpicius durch seine ebenso nützliche als populäre Publikation der dies fasti die Gunst des Volkes erlangt hatte und desshalb Aedilis Curulis und bald darauf auch Volkstribun geworden war, sollen die Patricier, oder die Nobiles (nicht die sämmtlichen senatores, sondern diejenigen Senatoren unter ihnen, welche zu den Patriciern gehörten) so von Schmerz und Groll ergriffen worden sein, dass sie sämmtlich ihre goldenen Ringe abgelegt haben [4].

---

1) Ibid. c. 3. 4. Vgl. Cicero ad Attic. VI, c. 1. Lessing, antiquarische Briefe 15, p. 47 (Bd. VIII. d. Ausg. v. Lachmann) vermuthet, dass es nur durch die Sculptur angedeutete Ringe gewesen seinen. Andere konnten es auch gar nicht sein. Denn wirkliche Ringe hätten zur Zeit des Plinius gar keine Beweiskraft gehabt, da sie viel später an die Finger jener Statuen hätten angebracht sein können.

2) Ibid. c. 4. Die Legati trugen den goldnen Ring jedoch nur, wenn sie in ihrem Amte erschienen: in ihrer Wohnung bedienten sie sich nur eiserner Ringe: Plin. l. c. Ii quoque qui ob legationem acceperant aureos, in publico tantum utebantur his, intra domos vero ferreis etc.

3) Plin. l. c. Neque aliis uti mos fuit, quam qui ex causa publice accepissent, volgoque sic triumphabant. Et cum corona ex auro Etrusca sustineretur a tergo, anulus tamen in digito ferreus erat aeque triumphantis et servi fortasse coronam sustinentis. — Demnach wäre es auch dem servus verstattet gewesen, einen eisernen Ring zu tragen. Man sollte meinen, dass dies erst dann dem servus verstattet worden sein könne, als Senatoren, Ritter, Triumphirende u. s. w. goldene Ringe trugen, um nicht in dieser Beziehung Herrn und Knecht auf eine Linie zu stellen.

4) Plinius l. c. Livius IX, 46 erzählt dies Ereigniss nur wenig anders als Plinius, und fügt hinzu: „Tantumque Flavii comitia indignitatis habuerunt, ut plerique nobilium anulos aureos et phaleras deponerent.“ Also

Plinius hat hierin die erste Kunde über den Gebrauch goldner Ringe bei den Römern, jedoch nur in Beziehung auf die Nobiles, gefunden [1]). Allein Livius gewährt uns eine Angabe, welche den Gebrauch goldner Ringe noch um 14 Jahre weiter zurückführt. Als nämlich die Kunde von dem schmachvollen Vertrag des römischen Heeres in den caudinischen Engpässen mit den Samnitern nach Rom gelangt war, begann daselbst bald allgemeine Trauer zu herrschen, welche sich auf verschiedene Weise kund gab (u. c. 435). Auch wurden die goldenen Ringe abgelegt [2]). Auch die Ritter (Equites) hatten das Recht goldne Ringe zu tragen, als eine besondere Auszeichnung erhalten. Die Zeit, zu welcher ihnen diese Auszeichnung zu Theil geworden, lässt sich nicht genau bestimmen. Zuerst hatten nur diejenigen, welche equo publico dienten, das Recht sich mit einem goldenen Ringe zu schmücken und mit diesem sollen

---

auch Livius nennt die plerique nobilium. Vgl. J. Marquardt, historiae equitum Romanor. libri IV, p. 17. Aus der Erwähnung der phalerae depositae war dann später die Meinung hervorgegangen, dass damals mit den Patriciern auch die Ritter ihre Ringe abgelegt hätten. Plinius l. c.

1) Plin. l. c.

2) Livius IX, c. 7: lati clavi, annuli aurei positi. Hier kann schon aus der Zusammenstellung mit lati clavi gefolgert werden, dass die Patricier, die Nobiles, gemeint seien. — Ringe mit eingelegten Steinen scheint man um diese Zeit noch nicht gehabt zu haben, sondern aus reinem Metall. Ueber silberne Ringe mit eingegrabenen Figuren vgl. Caylus, Rec. d. Antiquit. T. II, tav. 89. N. 2. Man fabricirte auch Ringe von verschiedenartigem Metall, z. B. so, dass der gravirte Theil aus Silber, die Einfassung aus Gold bestand, oder umgekehrt, dass der gravirte, zum Siegeln dienende Theil aus Gold und die Einfassung aus Silber bestand. Vgl. Macrobius, Saturn. VII, 13. und J. Kirchmann, de annulis p. 13, welcher sich auf Exemplare bei Gorläus beruft (N. 95—98.). Vgl. Klotz, über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine S. 19. Vielleicht war dies ein Usus der späteren Zeit. Von den Griechen wurden Ringe ohne eingelegte Steine als *ἄπειροι*, *ἄλιθοι*, *ἄψηφοι* bezeichnet. Aristoteles *φυσικ. ἀκροασ.* III, c. 9: *καὶ γὰρ τοὺς δακτυλίους ἀπείρους φασὶν τοὺς μὴ ἔχοντας σφενδόνην.* Pollux VI, 33, 8: *τὸν δὲ περιφερῆ καὶ ἄλιθον δακτύλιον, ἀπείρονα καλοῦσι.* Artemidor II, 5 erwähnt die *ἀψήφους*. Er fügt hinzu: *ψῆφον γὰρ καλοῦμεν ὥςπερ λίθον τὸν ἐν δακτυλίῳ, οὕτω δὴ καὶ τὸν τῶν χρημάτων ἀριθμόν.* Vgl. Kirchmann, de annulis p. 14.

sie von den Prätoren beehrt worden sein[1]). War dies wirklich der Fall, so möchte man vermnthen, dass der goldene Ritter-Ring anfangs nur kriegerisches Ehrenzeichen für bewiesene Tapferkeit gewesen, und dann auf alle Equites, welche equo publico im Heere dienten, übertragen worden sei. Dann würde wohl nicht mehr der Prätor den Ring dargereicht, sondern jeder sich selber seinen Ring anzuschaffen gehabt haben. Noch später trugen alle Equites, welche den census equester hatten und frei geboren waren, goldne Ringe[2]). Noch spät unter dem Kaiser Tiberius wurde dieses Recht durch eine neue Verordnung geregelt[3]). Wie aber früher die Sache nicht so genau genommen worden war, so auch später. Bereits im oder vor dem zweiten punischen Kriege muss der Gebrauch des goldnen Ringes eine grössere Ausdehnung gehabt haben, wie auch Plinius angedeutet hat[4]). Die aus der Niederlage bei Cannä von

---

1) Acro ad Horat. Sat. II, 7. Kirchmann, de annulis p. 144 sq. Vgl. Iuvenal. III, 154 f. Dion. Cass. XXXX, 45. Gorii Symbolae litterariae Tom. V. VI, p. 105 (de annulorum aureorum iure).

2) Vgl. hierüber C. G. Zumpt, über die römischen Ritter und den Ritterstand in Rom, Berl. 1840 u. J. Marquardt, hist. equitum Romanorum libri IV. Berol. 1840.

3) Plin. XXXIII, c. 8: Tiberi demum principatus nono anno in unitatem venit equester ordo anulorumque auctoritati forma constituta etc. — Hac de causa constitutum, ne cui ius esset, nisi qui ingenuus ipse, patre, avo paterno HS. CCCC. census fuisset et lege Iulia theatrali in XIV. ordinibus sedisset etc.

4) Plin. XXXIII, c. 6: promiscui autem usus alterum (vestigium) secundo Punico bello: neque enim aliter potuissent trimodia anulorum illa Carthaginem ab Hannibale mitti. Auch die Richter (iudices) waren durch das Recht des Ringes ausgezeichnet. Sowohl unter diesen, als unter den Patriciern und Senatoren gab es Männer von strenger alter Sitte, welche den alten eisernen Ring beibehielten, so wie triumphirende Feldherren mit dem eisernen Ringe ihren Festzug hielten. Plin. XXXIII, 6: Ne tum quidem omnes senatores habuere, ut pote cum memoria avorum multi praetura quoque functi in f e r r e o consenuerint, sicut Calpurnium et Manilium etc. Plin. ibid. c. 8: quoniam in ferreo anulo equites iudicesque intelligebantur. Was Isidorus Etym. XIX, 32, p. 475 (ed. Rom. 1801; p. 612 sq. im Corp. Grammat. Lat. vet. ed. Lindem. Tom. III.) zusammengestellt hat, bezieht sich theils auf die ältere, theils auf die spätere Zeit: Apud Romanos anuli de publico dabantur, et non sine discrimine. Nam

den gefallenen Römern gewonnenen und im Vestibulum der Curia zu Carthago ausgeschütteten goldnen Ringe sollen nach einigen Angaben alter Hystoriker drei und einen halben Modius, nach anderen wenigstens einen Modius betragen haben [1]. Ob unter diesen Ringen auch solche sich befanden, welche mit gravirten edlen Steinen ausgestattet waren, lässt sich nun freilich durch Beweise nicht entscheiden, ist aber dennoch sehr wahrscheinlich. Der ältere Scipio Africanus hatte sich zuerst eines Ringes mit einem Sardonyx bedient, wie Plinius nach Demostratus berichtet, wesshalb diese Art Gemmen zu hohem Ansehen gelangt sei [2]. Also fällt wenigstens der bezeugte Anfang des Gebrauchs, Ringe mit edlen Steinen zu tragen, noch in die Zeit des zweiten punischen Krieges. Und es wäre in der That zu bewundern, wenn den Römern nicht von Etrurien und Hellas aus Ringe mit eingelegten Steinen noch früher bekannt geworden sein sollten. Nach der Angabe des Plinius war zwischen Cäpio und Drusus eines Ringes wegen, welcher bei einer Auction versteigert wurde, eine so arge Feindseligkeit entstanden, dass diese Veranlassung zum Bundesgenossenkriege und zu vielfachem Jammer wurde [3]. Es wäre unbegreiflich, wenn ein goldner Ring ohne eingelegte Gemme eine solche Feindschaft bei Männern so hohen Ranges hätte erregen können. Es war also jedenfalls ein Ring mit einem köstlichen Steine und von vortrefflicher Arbeit, vielleicht

---

dignitate praecipuis viri gemmati dabantur (gehört der Kaiserzeit an), ceteris solidi (d. h. von reinem Metall). Anulum aureum neque servus neque libertinus gestabat in publico, sed anulo aureo liberi utebantur, libertini argenteo, servi ferreo, licet et multi honestissimi anulo ferreo utebantur. In Beziehung auf dem Pallas, Libertus des Claudius bemerkt Plinius Epist. VIII, 6: omitto, quod Pallanti servo praetoria ornamenta offeruntur, quippe offeruntur a servis: mitto, quod censent non exhortandum modo, verum etiam compellendum ad usum aureorum annulorum. Erat enim contra maiestatem senatus, si ferreis praetorius uteretur. Also beziehet sich Isidorus ebenfalls auf die Kaiserzeit. Iul. Capitolinus, Macrin. vita c. 4, p. 751 sq. von dem Opilius Macrinus, welcher libertinus gewesen: donatum autem anulis aureis etc.

1) Livius XXIII, 12. Plinius XXXIII, 6.

2) Plinius XXXIII, 6, 23.

3) Plin. XXXIII, 6.

von einem der berühmtesten Meister. Aus der Zeit des zweiten punischen Krieges haben wir verschiedene andere Nachrichten über goldne Siegelringe der Römer, wobei jedoch von eingelegten Steinen nicht die Rede ist [1]). Allein wir dürfen nicht ausser Acht lassen, dass sich die Römer bei Erwähnung solcher Dinge, welche in das Bereich der Kunstgeschichte gehören, stets möglichst kurz fassten, wobei sie nur das Allgemeine, nicht das Specielle andeuteten. Es genügte ihnen also die einfache Bezeichnung Ring, annulus, oder goldner Ring, aureus annulus, so dass der eingelegte Stein dabei nicht in Betracht kommt. So haben sie bei den Gefässen in den meisten Fällen nur die allgemeine Bezeichnung vas, vasculum, poculum gebraucht, ohne sich auf die speciellen Namen und Formen einzulassen. Es lässt sich also daraus, dass im Verlaufe des zweiten punischen Krieges nur goldne Ringe erwähnt werden, nicht mit Gewissheit folgern, dass Ringe mit edlen Steinen bei ihnen noch nicht im Gebrauche gewesen seien. Als der Consul Marcellus durch einen Hinterhalt der Numidier getödtet worden und nebst seinem Siegelringe in die Gewalt des Hannibal gelangt war, schickte der andere Consul Crispinus Boten an alle Staaten dieser Gegend mit der Nachricht, dass Hannibal den Siegelring des Marcellus nach dessen Tode in Beschlag genommen und dass sie Briefen, welche etwa im Namen des Marcellus mit dessen Siegel an sie gelangen sollten, keinen Glauben schenken möchten. Der Erfolg lehrte, dass Hannibal Versuche dieser Art gemacht hatte, jedoch vergeblich [2]). Auch hier erfahren wir nicht, ob der Ring einen eingelegten Stein gehabt habe oder nicht. Ein bestimmtes Bildwerk muss er gehabt haben. Auch gehet aus diesem Berichte hervor, dass das Siegelgepräge eines Consuls

1) Die von Plautus und anderen Komikern erwähnten Ringe sind gewöhnlich goldne, ohne Erwähnung eingelegter Steine. Plaut. Casina III, III, 5, 69: soleas tibi dabo et anulum in digito aureum. Als Fictionen können diese Angaben doch die herkömmliche römische Sitte andeuten, jedoch mehr für die geringere Classe des Volkes, als für die hervorragenden Römer.

2) Livius XXVII, c. 28. Vgl. Suidas voce *Δακτύλιος* p. 1164. Tom. I. ed. Bernh. und Iul. Frontinus Strateg. IV, c. 8.

den Staaten Italiens allgemein bekannt war, und dass ein Schreiben mit diesem Siegel versehen ebenso seine volle Auctorität hatte, wie bei den neueren Völkern ein Schreiben mit dem Siegel eines Machthabers, einer Staatsregierung oder höheren Behörde.

In späteren Schlachten des zweiten punischen Krieges erbeuteten die Römer auch goldene Ringe von den Puniern. Es wird jedoch auch hier nicht angegeben, ob dieselben geschnittene Steine enthielten oder nicht[1]). Da die Karthager eben so wie die Phönizier Schifffahrt und vielseitigen Handel trieben, so mussten ihnen nicht nur die damals existirenden edlen Steinarten, sondern auch Ringe mit eingelegten geschnittenen Steinen aus Aegypten, aus dem Oriente, aus den hellenischen Staaten hinlänglich bekannt geworden sein. Gewiss waren um diese Zeit auch bei ihnen Ringe mit eingelegten Steinen im Gebrauche, wenn daneben auch goldne ohne Gemmen getragen werden mochten. Und da die Phönizier schon zur Zeit Salomo's ihre Künstler hatten, so werden auch die Karthager der Kunstbildung nicht ganz entbehrt haben.

§. 16.

Etwas Ungewöhnliches und an alte strenge Sitte Mahnendes war es, dass Marius bei seinem Triumphe über Iugurtha noch einen eisernen Ring trug. Mit einem goldnen schmückte er sich dann, nachdem er zum drittenmal Consul geworden war[2]). Auch waren, wie schon bemerkt, Calpurnius und Manilius, einst Legat des Marius im Kriege mit Iugurtha, ebenso L. Fufidius, an welchen Scaurus seine Selbstbiographie gerichtet hatte, ergraut, ohne jemals den eisernen Fingerring abgelegt zu haben[3]). Der Feldherr und Dictator Sulla siegelte mit

---

1) Livius XXIV, 42.

2) Plinius XXXIII, c. 4. Dass zur Zeit des Artemidorus noch eiserne Ringe getragen wurden, erhellt aus seinen Traumdeutungen (II, c. 5): *Δακτύλιοι ἐκτὸς σιδηροῦ ἀγαθὸν μὲν, οὐκ ἄνευ δὲ καμάτου τὰ ἀγαθὰ σημαίνουσι· πολύκμητον γὰρ ὁ ποιητὴς τὸν σίδηρον καλεῖ.*

3) Plinius XXXIII, 1, 6.

einem Ringe, auf welchem die Uebergabe des Iugurtha dargestellt worden und welcher jedenfalls mit einem geschnittenen edlen Steine ausgestattet war[1]. Auch soll er sich (vielleicht erst in späteren Jahren) eines Ringes mit drei Tropäen bedient haben, wie später Pompeius[2]. Von dieser Zeit ab beginnt bei den Römern der Luxus in Ringen mit edlen Steinen, in welchen man sowohl nach dem kostbarsten oder schönsten Material als nach kunstvoller bildlicher Darstellung von hervorragenden Meistern strebte[3]. Daneben hatte der Ring, gleichviel ob aus reinem Metall oder mit eingelegtem Steine, bei dem ökonomischen Römer stets seine praktische Bedeutung, zur Versiegelung häuslicher Vorräthe, namentlich der Speisen und Getränke, und selbst geringfügiger Gegenstände, wie bei keinem anderen Volke der alten Welt[4]. Nach der Darstellung des Plinius war dies bei den alten ehrbaren Römern nicht Sitte gewesen, und erst in der späteren Zeit, als in den Häusern der Reichen ganze Scharen von Sclaven gehalten wurden, soll die-

---

1) Plin. XXXVII, c. 4. Hier bemerkt Plinius auch: Est apud auctores et Intercatiensem illum, cuius patrem Scipio Aemilianus ex provocatione interfecerat, pugnae eius effigie signasse, volgato Stilonis Praeconini sale, „quidnam fuisse facturum, si Scipio a patre eius interemptus fuisset."

2) Dion Cass. XXXXI, c. 18. Der Histrio Roscius wurde vom Sulla mit einem goldnen Ringe beschenkt, wie Macrobius Saturn. III, c. 14 berichtet. Ob derselbe mit einem edlen Steine ausgestattet gewesen ist, erfahren wir hier nicht, wie überhaupt in solchen Dingen die römischen Autoren höchst gleichgültig sind und sich mit der kürzesten Andeutung begnügen. Eben so beschenkte der Quästor Balbus bei den Festspielen zu Gades den Histrionen Herennius Gallus mit einem goldnen Ringe: Cicero epist. ad. fam. X, 32.

3) Plin. XXXIII, 6: multis hoc modis, ut cetera omnia, luxuria variavit, gemmas addendo exquisiti fulgoris censuque opimo digitos onerando — mox et effigies varias caelando, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio.

4) Diese Sitte hatte einst auch der Parther Vonones während seines langen Aufenthaltes zu Rom angenommen, und nachdem er König der Parther geworden, machte er zum Aergerniss seines Volkes in seiner Residenz davon Gebrauch. Tacitus Annal. II, c. 2: ac vilissima utensilium annulo clausa. Vgl. Plinius XXXIII, 6.

ser Brauch als ein nothwendiges Uebel eingetreten sein[1]). So wurde nun auch der geringste Brief, jedes Billetchen an eine nahe oder entfernte Person mit dem Siegelringe in Wachs versiegelt[2]). So wurde der Siegelring bei Testamenten gebraucht, welche in der Regel von vielen Anwesenden durch ihr beigefügtes Siegel die möglichst vollständige Glaubwürdigkeit erhalten sollten[3]).

§. 17.

Scaurus, der Stiefsohn des Sulla, besass zu Rom die erste Gemmensammlung, dactyliotheca genannt. Dieselbe blieb lange die einzige in Rom, bis Pompeius die weit vortrefflichere Sammlung des Mithradates unter dessen Schätzen erbeutete und dieselbe unter den Weihgeschenken auf dem Capitolium aufstellte[4]). Der eigene Siegelring des Pompeius, welchen seine Mörder in Aegypten dem Cäsar überreichten, hatte das Bild eines schwerttragenden Löwen[5]). Um den Pompeius auch in Beziehung auf

1) Plinius XXXIII, c. 1, S. 6: denique ut plurima opum scelera anulis fiunt! Quae fuit illa vita, qualis innocentia, in qua nihil signabatur! Nunc cibi quoque ac potus anulo vindicantur a rapina. Hoc profecere mancipiorum legiones etc.

2) Vgl. Plautus Curculio IV, 3, 13. 18.

3) Vgl. Sueton. Ang. c. 101. Isidor. Orig. X, 265.

4) Plinius h. n. XXXVII, 5. Aus den Acten über die Triumphe des Pompeius ersah Plinius, dass unter den kostbaren Schätzen ein drei Fuss breites und vier Fuss langes aus zwei edlen Steinen zusammengesetztes Spielbret (oder Spielkasten) mit den dazn gehörigen Spielmarken (tesseris) nach Rom gekommen sei, welcher Apparat Alles überragt habe, was Plinins bis dahin gesehen. Plin. XXXVII, c. 5. Vgl. dazu d. Not. von Sillig.

5) Plutarch. Pomp. c. 80: Nach Dion Cass. XXXXII, 18 bestand das Bildwerk der Ringes aus drei Tropäen, wie einst das Gebilde im Siegelringe des Sulla. Obwohl Pompeius, wie später Augustus und andere hervorragende Römer, mehr als einen Siegelring besitzen, wenigstens zu verschiedenen Zeiten verschiedene in Anwendung bringen konnte, so wäre doch auch wohl denkbar, dass Plutarch und Dion Cassius von einem und demselben Ringe reden, jener nur den schwerttragenden Löwen, dieser nur die drei Tropäen erwähnt habe, und dass beides auf einem und demselben Ringe vereinigt gewesen sei, z. B. der schwertragende Löwe auf drei Tropäen stehend. Die Alten berichten über solche Dinge oft nur kurz und flüchtig, ohne Genauigkeit und Ausführlichkeit der Angaben zu erstreben. Dennoch bleibt es wahrscheinlicher, dass er zwei verschiedene Ringe, den einen früher, den anderen später, gebraucht habe.

die von ihm geweihete Daktyliothek zu übertreffen, liess Cäsar sechs Daktyliotheken im Tempel der Venus Genetrix aufstellen [1]. Der Siegelring des Lentulus, welcher zu den Verschworenen des Catilina gehörte, war mit dem Bildniss seines Grossvaters ausgestattet, welchen Cicero als berühmten Mann bezeichnet [2]. Also war derselbe jedenfalls mit einem geschnittenen Steine versehen. Kleinere Gemmensammlungen mochten um diese Zeit auch bereits einzelne kunstliebende Römer besitzen. Der Prätor Verres hatte unter seinen beträchtlichen in den Provinzen auf jede Weise zusammengebrachten Kunstschätzen auch so manchen durch künstlerische Arbeit ausgezeichneten Siegelring [3]. Auch Marcellus, der Sohn der Octavia, brachte eine Daktyliothek als Weihgeschenk in die palatinische Cella des Apollon [4]. Welchen Umfang alle diese Sammlungen gehabt haben und in welchem Verhältniss die vertieft geschnittenen Steine zu den erhaben gearbeiteten, den Kameen, gestanden, und ob sich vielleicht unter ihnen eben so viele oder noch mehr ungeschnittene als geschnittene befunden haben [5], darüber

---

1) Plinius l. c.

2) Cicero in Catilin. III, c. 5: Tum ostendi tabellas Lentulo et quaesivi cognosceretne signum. Annuit. Est vero, inquam, signum quidem notum, imago avi tui, clarissimi viri, qui amavit unice patriam et civos suos.

3) Cicero in Verr. IV, c. 26: Quam multis istum putatis hominibus honestis de digitis annulos abstulisse? Numquam dubitavit quotiescunque alicuius aut gemma aut annulo delectatus est. Cum Valentio eius interpreti epistola Agrigento allata esset, casu signum iste animadvertit in cretula etc. Dann: ita L. Titio cuidam, civi Romano, annulus de digito detractus est.

4) Plinius l. c.

5) Da uns aus dem Alterthume gegen 30,000 geschnittene Steine und Pasten erhalten sind, so lässt sich annehmen, dass auch die römischen Daktyliotheken mehr geschnittene als ungeschnittene Steine enthalten haben, und was Ephr. Lessing gegen Klotz hierüber bemerkt hat (antiquarische Briefe, 16, p. 49 Werke, Bd. VIII, Ausg. von Lachmann), beruhet auf unwahrscheinlichen Vermuthungen. Beweise lassen sich in keiner Beziehung aus den Alten aufbringen. Da bei weitem mehr sogenannte halbedle als ganz edle Gemmen geschnitten wurden, so lässt sich um so eher die grosse Zahl der römischen Daktyliotheken begreifen. Ganz edle ungeschnittene Ring-Gemmen würden sie schwerlich in solcher Masse aufzu-

lässt sich nirgends eine Nachricht aufbringen. Gewiss ist wohl, dass sowohl in Beziehung auf Werth und Schönheit der Steinarten als in Betreff der Arbeit und künstlerischen Ausstattung die vortrefflichsten Exemplare darunter zu finden waren. Zu Rom vereinigte sich ja bereits im letzten Jahrhundert des Freistaates und noch mehr mit der anhebenden Kaiserherrschaft Alles, was sowohl auf diesem als auf jedem anderm Felde der bildenden Kunst Grosses und Schönes geleistet worden, abgesehen von den colossalen Tempelstatuen, welche natürlich den Ort ihrer Bestimmung behaupteten. Da Plinius selber in Beziehung auf jene Sammlungen den Ausdruck dactyliotheca gebraucht hat, so dürfen wir wohl annehmen, dass die darin enthaltenen geschnittenen Steine in Ringe (*δακτύλιοι*) eingefasst waren, ebenso wie in den Gemmen-Sammlungen unserer Museen. Im entgegengesetzten Falle wäre die Bezeichnung dactyliotheca abusive gebraucht worden. Obgleich die meisten jener antiken Einfassungen zu Grunde gegangen, wahrscheinlich eingeschmolzen worden sind, so haben sich dennoch viele bis auf unsere Zeit erhalten. In Beziehung auf die K. Preussische Gemmensammlung hat Tölken bemerkt: Fünf und zwanzig Fassungen sind antik, worunter bloss in diesem Theile der Sammlung drei und zwanzig antike goldne Ringe, manche von schöner und merkwürdiger Form; ein Amulet ebenfalls in Gold mit gravirter schöner Verzierung (Kl. I, Nr. 4). Neun Steine sind in silberne Ringe, funfzehn in Bronze, sechszehn in Eisen, einer in Blei (Kl. III, N. 337) gefasst, alle von antiker Arbeit[1]).

---

bringen vermocht haben, da diese auch im Alterthume nicht allzuhäufig gefunden wurden und hoch im Preise standen. Lässt doch schon Theophrast *περὶ λίθων* (p. 69 ed. Schneider, Opera) einen sehr kleinen Anthrax (Rubin) mit vierzig Goldstücken bezahlen (*μικρὸν γὰρ σφόδρα τετταράκοντα χρυσῶν*).

1) Tölken, Erklärendes Verzeichniss u. s. w. Vorrede p. X. In Begeri Thesaurus Brandenburgicus gemmarum et nummorum findet man mehrere antike Fassungen abgebildet: Tom. I, p. 152. 154. 157. 159—161 sqq.; p. 161 sqq. werden silberne Ringe, p. 165 eiserne durch Abbildungen veranschaulicht. Ebenso p. 166. Diese Ringe hat jedenfalls Tölken in seiner Aufzählung mit inbegriffen.

§. 18.

Schon während des letzten Jahrhunderts des Freistaates und nicht weniger während des ersten der Kaiserzeit wurden von reichen und verschwenderischen Römern auf kostbare Fingerringe mit geschnittenen edlen Steinen ungeheure Summen verwendet und der Luxus in diesem Gebiete war bald allgemein verbreitet [1]). Daneben behauptete der eiserne Ring noch vielfach seine Geltung in alten Sitten und Bräuchen. So wurde noch zur Zeit des älteren Plinius nach altem Herkommen der Braut der symbolische eiserne Ring ohne eingelegten Stein dargereicht [2]).

§. 19.

Augustus bediente sich vor und im Anfange seiner Alleinherrschaft eines Siegelringes mit einer Sphinx, wie Suetonius berichtet[3]). Nach der Darstellung des Plinius hatte er unter den Ringen

---

1) Der Luxus im Gebrauche edler Steine überhaupt ist bereits oben Abschn. I, §. 27 in Betracht gezogen worden. Es existiren noch zahlreiche antike Statuen, an welchen Fingerringe bemerkt werden. Ebenso andere antike bildliche Darstellungen. Vgl. Kunstblatt 1838, N. 86. S. 349. Ed. Gerhard, Denkmäler u. Forschungen 1849, 50. Abb. Taf. XIV. Bei Petronius Satyricon c. 71, p. 461 ed. Burm. verordnet Trimalchio testamentarisch, dass nach seinem Tode die Statue auf seinem Monumente mit fünf goldnen Ringen geschmückt werden solle: et me in tribunali sedentem praetextatum cum annulis aureis quinque et nummos in publico de sacculo effundentem etc.

2) Plinius XXXIII, c. 4. Einer besonderen Abhandlung De annulo pronubo apud Romanos aus älterer Zeit konnte ich nicht habhaft werden. Iuvenal VI, 26 erwähnt den der Braut dargereichten Ring überhaupt, ohne den eisernen speciell zu nennen:

et digito pignus fortasse dedisti.

Vgl. Isidorus Etymol. XIX, c. 32, p. 612. Corp. Grammat. Lat. vet. ed. Lindem. vol. III. Uebergoldete Ringe und goldne mit einem eigenthümlichen aus eisenfarbenen Sternchen bestehenden Ueberzüge erwähnt Petron. Satir. c. 32, p. 172. Burm.: Habebat etiam in minimo digito sinistrae manus annulum quendam subauratum, extremo vero articulo digiti sequentis minorem, ut mihi videbatur, totum aureum, sed plane ferreis veluti stellis ferrunimantem.

3) Sueton. August. c. 50.

seiner Mutter zwei Siegelringe mit diesem Gebilde von nicht zu unterscheidender Aehnlichkeit vorgefunden. Zur Zeit der Bürgerkriege machte er nun von dem einen selber Gebrauch, des anderen bedienten sich in seinem Namen und mit seinem Wissen oder nach genommener Verabredung seine Freunde während seiner Abwesenheit von Rom, wo es der momentane Vortheil erforderte [1]). Da aber das Bildniss der Sphinx zu witzigen Ausfällen über seine geheimnissvolle und oft zweideutige Politik Veranlassung gab, so wählte er einen Ring mit dem Bildniss Alexanders des Grossen, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach ein Werk des Pyrgoteles war [2]). Noch später bediente er sich eines Ringes mit seinem eigenen Bildnisse, von welchem daun auch die folgenden Kaiser Gebrauch machten [3]). Dieser letztgenannte Siegelring ist als ein Werk des Dioscorides (oder nach Inschriften und den besseren Handschriften des Plinius und Suetonius Dioskurides) bezeichnet worden [4]).

1) Plinius XXXVII, c. 4. So bediente sich Plancus in Syrien des Siegelringes des Antonius, um Befehle zu ertheilen, von welchen dieser vielleicht nichts wusste. So befahl er den Sext. Pompeius zu tödten (Appian bell. civil. p. 753), wie Einige berichtet hatten.

2) Sueton. l. c. Plin. l. c. Auch während der späteren Kaiserzeit wurden Ringe mit dem Bildniss Alexanders des Grossen noch gern getragen. Eben so liebte man dieses Bildniss an Gefässen und an anderen Zierrathen. So z. B. in der Familie des Macrianus: Trebellius Pollio Triginta tyranni c. 14, p. 296: Script. hist. Aug. vol. II, L. B. 1671: Alexandrum Magnum Macedonem viri in annulis et in omni ornamentorum genere exsculptum semper habuerunt: eo usque ut tunicae et limbi et poenulae matronales in familia eius hodieque sint, quae Alexandri effigiem deliciis variantibus monstrent.

3) Sueton. l. c.

4) Sueton l. c. Man hat bisher sieben geschnittene Steine als aus der Werkstatt des Dioskorides hervorgegangen betrachtet: zwei mit dem Kopfe des Augustus, einen sogenannten Mäcenas, einen Demosthenes, zwei Mercure, einen Palladien-Raub. Vgl. Stosch, Pierr. grav. p. 25 sqq. Bracci Mem. degli Incis. tav. 57. 58. Gori Dactyl. Smith. II. (Hist. glypt.) p. 7 führt acht Gemmen als Werke des Dioskorides auf, die achte jedoch mit der sehr deutlichen (und eben desshalb jedenfalls unächten) Aufschrift *ΔΙΟCΚΟΥΡΙΔΟΥ* als zweifelhaft, da die Aufschrift wahrscheinlich oder vielmehr unbedenklich späteren Ursprungs ist. Vgl. Winckelmann, Werke Bd. VI, Taf. VIII b. O. Müller, Archäologie der Kunst S. 231 (Ausg. 3 von Welcker). — Nach Köhler's Kritik in der erwähnten Schrift über die

Der Siegelring des Mäcenas hatte in seinem Gebilde einen Frosch, welcher nach dem Berichte des Plinius in Beziehung auf die von Mäcenas zum Vortheil des Augustus oft eingetriebene Contributionen zum Schreckbild der Provinzen geworden war [1]. Mäcenas scheint überhaupt an edlen Steinen ein besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben. Auch scheint er

---

geschnittenen Steine mit dem Namen der Künstler (Gesammelte Werke Th. III.) und früher schon (in Böttiger's Archäologie und Kunst Bd. I, St. 1, S. 22) bleibt natürlich auch an den sieben Gemmen noch vieles zweifelhaft und unsicher. Ueber das vermeintliche Vaterland des Dioskorides und seinen nach einer Aufschrift angenommenen Sohn Eutyches vgl. L. Stephani, Bulletin de la classe histor. philol. de l'academie imp. d. scienc. d. St. Petersbourg. X, p. 165 sqq. Ueber die Schreibart Dioscorides und Dioscurides ibid. T. X, N. 12, S. 177 f. Mit Recht bemerkt derselbe S. 179: „Alle Gemmenschriften, welche den Namen des Dioskorides enthalten, sind zunächst im Allgemeinen desshalb verdächtig, weil dieser Name für die Fälscher vorzugsweise verlockend war, und weil er eben desshalb, wie noch von Niemand geleugnet worden, mehr als jeder andere gemissbraucht worden ist."

2) Plinius l. c.: Quin et Maecenatis rana per collationem pecuniarum in magno terrore erat. Macrobius, Saturn. II, 4 erwähnt einen Brief des Augustus an Mäcenas, welcher ein in Nachbildungen bestehender ironischer Ausfall gegen dessen weichliche, dissolute, wohl auch in Metaphern schwimmende Schreibart sein sollte: Vale, mel gentium, metuelle (vielleicht melcule, oder medulla, medullula), ebur ex Etruria, laser Aretinum, adamas supernas (bedarf wohl einer Emendation), Tiberinum margaritum, Cilniorum smaragda, iaspi figulorum, berylle Porsenae. Carbunculum habeas, ἵνα συντέμω πάντα μαλάγματα moecharum. Nur durch die Annahme, dass Mäcenas ein grosser Liebhaber der edlen Steine war, können die seltsamen Metaphern des Augustus ihre wahre Aufklärung erhalten. Hier werden also der Smaragd, der Diamant, der Iaspis, der Beryll, der Carbunkel genannt, und zwar in fingirten unwahren Verbindungen mit Orten oder Personen, welche mit jenen Edelsteinen nichts gemein haben. Eine frühere Erwähnung des Diamantes bei den Römern ist wahrscheinlich nicht aufzubringen. Vgl. M. Pinder, de adamante p. 38 sq. — Bei mehrern Ringen, welche uns aus dem Zeitalter des Augustus genannt werden, wissen wir nicht, ob sie mit geschnittenen oder ungeschnittenen Steinen versehen waren. Die Geliebte des Propertius trug einen Ring mit einem Beryll: Propert. IV, 7, 9: et solitum digito beryllum adederat ignis. Der Beryll war überhaupt in dieser Zeit einer der beliebtesten Steine in Ringen und wird auch in einem Epigramm auf den Tod des Mäcenas erwähnt: Anthol. vet. Lat. Epigrammat. ed. Burmann. II, p. 256, v. 19.

ein feiner Kenner derselben gewesen zu sein. Ja man hat vermuthet, dass auch eine Schrift über edle Steine von ihm ausgegangen sei [1]. Wahrscheinlich hat Tiberius während seiner Regierung, namentlich in öffentlichen Urkunden und Actenstücken, nur von den Siegelringen des Augustus Gebrauch gemacht, um auch in dieser Beziehung seine Machtvollkommenheit als legitime darzuthun. Sein Nachfolger Caligula liess ihm, dem hochbejahrten ermatteten Greise den Ring vom Finger ziehen, noch ehe er sein Leben völlig geendet hatte, woraus man folgern darf, dass die Darreichung des Ringes von einem sterbenden Herrscher auch bei den Römern als Zeichen der legitimen Thronfolge galt [2], wie dies bei den Hellenen und hellenisirten Völkern aus der Uebergabe des Ringes von Alexander dem Grossen bekannt ist. Tiberius hatte sein Testament nicht bloss mit seinem eigenen, sondern auch mit den Siegeln vieler anderer, selbst untergeordneter Personen versehen lassen [3]. Einen Ring mit dem Bildnisse des Kaisers zu tragen konnte unter Umständen verderblich werden. Zur Zeit des Tiberius trug ein angesehener Römer, welcher Prätor gewesen, einen Ring mit einem Cameo, welcher mit dem Bildnisse des Tiberius ausgestattet war. Bei einem Gelage hatte er etwas zu viel getrunken und berührte in diesem Zustande mit der Hand, an welcher der

---

1) Vgl. Lessing, antiquarische Briefe N. 16, p. 50 f. (Werke Bd. VIII, Ausg. v. Lachmann), welcher gegen Klotz die bezeichnete Neigung des Mäcenas als nicht verbürgt betrachtet. Er bemerkt S. 51: „Wenn er sie (die edlen Steine) der Pracht wegen liebte, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.“ Hierüber lässt sich mit einiger Sicherheit gar nicht entscheiden. Wahrscheinlich war Mäcenas auch ein Freund der bildenden Kunst, welche in seinem Vaterlande Etrurien einst zu hoher Blüthe gelangt war.

2) Sueton. Caligula c. 12. Tiberio c. 73. Jedenfalls fand unter der Regierung des Tiberius ein grosser Luxus in kostbaren Ringen Statt. Tacit. Annal. III, 72: qui (luxus) immensum proruperat ad cuncta, quis pecunia prodigitur. In der Rede des Tiberius ibid. c. 53 wird im Speciellen der Luxus mit edlen Steinen angegeben: atque illa feminarum propria, quis l a p i d u m caussa pecuniae nostrae ad externas aut hostilis gentes transferuntur? Demnach war es noch mehr der weibliche Luxus, welcher mit edlen Steinen prunkte und grosse Summen darauf verwendete.

3) Sueton. Tiber. c. 76: obsignaveratque etiam humillimorum signis.

Ring sich befand, ein Nachtgeschirr, was ein anwesender geheimer Denunciant, Namens Maro, sofort als Majestäts-Verletzung bezeichnete. Allein als er Zeugen aufrufen wollte, hatte der besonnene Sclave des Paulus ihm den Ring bereits vom Finger gezogen und widerlegte den Maro, indem er den Ring vorzeigte. Dies berichtet Seneca als Actenstück aus jener gefahrvollen Zeit [1]).

§. 20.

Der Kaiser Claudius trug Fingerringe mit Smaragden und Sardonychen. Ob dieselben blos kunstgemäss geschliffen, oder mit bildlichen Darstellungen ausgestattet waren, hat Plinius nicht angegeben [2]). Das Letztere ist das Wahrscheinlichere. Unter der Regierung des Claudius bedienten sich auch viele, wie Plinius berichtet, rein goldner Siegelringe ohne eingelegten Stein [3]). Unter demselben Kaiser war eine gefährliche Etiquette für die zur Audienz Angemeldeten eingetreten. Die Freigelassenen des Kaisers nämlich, welchen die Anmeldung oblag, machten einen Unterschied bei denen, welche freien Zutritt zur Audienz erlangt hatten, je nachdem dieselben einen goldnen Ring mit dem Bildniss des Kaisers trugen oder nicht [4]).

---

1) Seneca, de beneficiis libr. III, c. 26: Aus den Worten: Rem ineptissimam fecero, si nunc verba quaesiero, quemadmodum dicam illum matellam sumpsisse, gehet hervor, dass Paulus absichtlich und nicht ohne Spott die Matella auf eine besondere Weise angefasst hatte, wahrscheinlich so, dass der Ring dies Gefäss berühren musste, oder dass die Flüssigkeit über das Bild des Kaisers hinweglief. — Ueber einem Cameo mit dem Bildniss des Caligula vgl. Köhler, Dioskorides und Solon, in Böttiger's Archäologie und Kunst Bd. I, Stück 1, S. 34.

2) Plinius XXXVII, 6, 23.

3) Plin. XXXIII, 1, 6: Contra vero multi nullas admittunt gemmas auroque ipso signant; id Claudi Caesaris principatu repertum. Also war dies früher etwas Ungewöhnliches.

4) Plin. XXXIII, 3, 12: Fuit et alia Claudi principatu differentia insolens iis quibus admissionis liberae ius dedissent, imaginem principis ex auro in anulo gerendi, magna criminum occasione etc. So nach Silligs Ausgabe. Die Ausgabe von Franz hat: Fuit et alia Claudii principatu differentia in solis his, quibus admissionem liberti eius dedissent etc. Das

Dass unter Neros Regierung der Luxus in edlen Steinen und kostbaren Ringen gross gewesen sei, lässt sich ohne alle Beweise voraussetzen [1]). Von dem Kaiser Galba wissen wir, dass das Bildwerk auf dem Steine seines Siegelringes in einem Hunde bestand, welcher aus dem Vordertheile eines Schiffes hervorragte [2]). Dieses Siegelbild war bereits seinen Vorfahren

---

Wort liberti kann nicht fehlen, wenn der Sinn klar sein soll. Hier wird in der Ausgabe von Franz die Erklärung gegeben: „Sententia est, admissionum libertos scrutari solitos fuisse eos, qui ad Principem accederent, criminique dedisse, si quem Principis imaginem in anulo gerentem offendissent. Diese Erklärung kann unmöglich richtig sein. Wenn es gefahrbringend war, einen goldnen Ring mit dem Bildniss des Kaisers zu tragen, so würde gewiss niemals einer der Audienz Begehrenden einen solchen getragen haben. Vielmehr scheint man dies als ein Zeichen der Verehrung des Kaisers betrachtet zu haben. Und nur so konnte es der Fall sein, dass einige der Angemeldeten einen solchen Ring trugen, andere nicht. Bei den Letzteren wurde also das Zeichen der Verehrung vermisst und nur dies konnte schlimm ausgelegt werden. Wollte man annehmen, dass das Tragen des kaiserlichen Bildes in Fingerringen die Würde des Kaisers profanirt habe, so würden einer solchen Ansicht die zahllosen Münzen mit dem Bilde des Kaisers entgegenstehen. Bereits unter der Regierung des Tiberius wurden Fingerringe mit dem Bilde des Kaisers getragen. Vgl. Seneca, de beneficiis III, 26. Es war aber gefahrbringend, sich mit einem solchen Bildniss einem verächtlichen Gegenstande zu nähern. Sueton. Tiber. c. 58: nummo vel anulo effigiem impressam latrinae aut lupanari intulisse. Vgl. Seneca l. c. So wurde unter Tiberius der Ritter L. Ennius angeklagt, quod effigiem principis promiscuum ad usum argenti vertisset; jedoch von dem Kaiser wurde die Anklage nicht zugelassen. Tacitus Annal. III, c. 70.

1) Wir haben bereits Abschnitt I, §. 27 den Luxus der Lollia Paullina in dieser Beziehung erwähnt. Die Servilia, Tochter des alten ehrbaren Soranus unter Neros Regierung, der Befragung der Magie angeklagt, gestand diesen ihre Gemmas und andere Kleinodien dargereicht zu haben, um dadurch zu bewirken, dass der Kaiser und der Senat ihren Vater erhalten möchten. Tacitus Annal. XVI, c. 31.

2) Dion Cass. LI, c. 3. Nero mochte noch von dem Siegelringe des Augustus Gebrauch gemacht haben. Galba war der erste Kaiser, welcher sich eines von seinen Vorfahren überkommenen Ringes (*προγονικῷ τινι σφραγίσματι*) bediente. Ob der Ring des Augustus noch vorhanden gewesen sei oder nicht, wird hier nicht bemerkt. Wäre derselbe noch im kaiserlichen Palaste vorhanden gewesen, so würde Galba unklug gehandelt haben, dass er sich eines anderen bediente.

eigenthümlich gewesen und Lessing hat hierin einen Beweis gefunden, dass die Alten auch bereits Geschlechtswappen in ihren Ringen geführt haben [1]). Unter der Regierung des Vespasianus waren ägyptische Culte in Rom beliebt geworden und Plinius beklagt sich daher, dass zu seiner Zeit Männer den Harpokrates und die Bildnisse anderer ägyptischer Gottheiten auf ihren Fingerringen aufzuweisen hatten [2]). Hadrianus war, bevor er Kaiser wurde, von dem Traianus mit einem Diamantringe, welchen dieser vom Nerva erhalten hatte, beschenkt worden [3]). Wahrscheinlich war es ein kostbarer, nicht gravirter Diamant. Als Kaiser trug Hadrianus einen Ring mit seinem eigenen Bildnisse [4]).

---

1) Dion Cass. l. c. Lessing, antiquarische Briefe 16, S. 51 (Werke Bd. VIII. Ausg. v. Lachmann). Als zweiten Beweis benutzt er die bereits angeführte Angabe des Trebellius Pollio (XXX. tyranni c. 14, 296), dass die ganze Familie der Macriani den Alexander als Bild in ihren Ringen und anderen Ornamenten gehabt habe. Der Römer von alter Sitte liebte das von seinen Vorfahren Ueberlieferte. Das überlieferte Bild eines Ringes ist aber noch nicht als Geschlechtswappen zu betrachten. Mit grösserem Rechte könnte man die Stadtsiegel der Alten, welche Jahrhunderte unverändert blieben, als Stadt-Wappen betrachten.

2) Plin. XXXIII, c. 12: Jam vero etiam Harpocratem statuasque Aegyptiorum numinum in digitis viri quoque portare incipiunt. Vorher beklagt er sich, dass die Frauen digitis totis Gold tragen. Auf dieselbe Zeit beziehen sich vielfache Angaben des Martialis über den Luxus im Tragen der Ringe, wie XI, 59:

> Senos Charinus omnibus digitis gerit
> Nec nocte ponit annulos;
> Nec cum lavatur. Causa quae sit quaeritis?
> Dactyliothecam non habet.

XI, 50: Gemma vel a digito vel cadit aure lapis.

3) Aelius Spartian. Adriani vit. c. 2, p. 30. Script. hist. Aug. Vol. I. Lugd. Bat. 1671.

4) Ael. Spartian, vit. Hadriani c. 26: Annulus in quo imago ipsius sculpta erat, sponte de digito delapsus est. Der von Augustus stammende Ring wird nun nicht weiter erwähnt und wahrscheinlich war derselbe während der Kriege zwischen Galba, Otho, Vitellius und Vespasianus verloren gegangen. Möglich ist, dass der Ring des Hadrianus mit seinem eigenen Bildnisse noch im neunten Jahrhundert existirt hat. Jos. Arneth,

§. 21.

Von der Zeit des Augustus bis zu den Antoninen gewann die Steinschneidekunst sowohl im Occidente als im Oriente wieder einen hohen Aufschwung. Namentlich bemüheten sich zu Rom talentvolle Künstler schätzbare Arbeiten zu liefern [1]), wenn sie auch nicht die Vortrefflichkeit der Werke des Pyrgoteles oder des Dioscorides zu erreichen vermochten. Auch war ihnen ja kein Alexander, wie dem Pyrgoteles, kein Augustus, wie dem Dioscorides, als Patron und Gönner zu Theil geworden. — Zu bewundern bleibt daher, dass Plinius aus dem Zeitalter von Augustus bis Vespasianus nicht eine grössere Zahl von Steinschneidern aufgeführt hat, da doch diese einträgliche Kunst gewiss viele Künstler-Hände beschäftigte. Ausser Pyrgoteles und Dioscorides werden von ihm nur noch Apollonides und Cronius als berühmte Steinschneider angegeben, deren Zeitalter wir jedoch nicht zu bestimmen vermögen [2]). Der Grund darf

---

Monumente S. 5, Anm. 9 berichtet, dass das k. k. Hausarchiv zu Wien eine Urkunde von Ludwig dem Deutschen vom Jahr 831 aufbewahre, auf dessen Siegel der sehr schön gearbeitete Kopf des Hadrianus abgedruckt sei.

1) E. H. Tölken, Sendschreiben u. s. w. I, S. 37 bemerkt: „Allein gerade in der Glyptik rief die Prachtliebe der Cäsaren, wie die Kameen von Wien und Paris, unser Onyx-Gefäss und das alles übertreffende Urtheil des Paris (ebenfalls in der Berliner Gemmensammlung) beweisen, eine hohe Virtuosität hervor.“ Dieser Zeit gehört eine Gemme mit dem Haupte der Crispina (wie der Herausgeber des Museum Odescalchum I, tav. 35 angenommen) an, welches Gebilde sich durch sein vorzüglich schön gebildetes Haupthaar auszeichnet. Ich habe hier Taf. I, Fig. 10 eine Abbildung von dieser Gemme beigegeben.

2) Plinius XXXVII, c. 4. Vgl. O. Müller, Arch. d. Kunst S. 442, Anmerk. 3 (3. Aufl.). Ueber die wirklichen und vermeintlichen Künstler-Namen auf Gemmen, welche im Ganzen der Kunstgeschichte geringe Dienste leisten, ist bereits oben gehandelt worden (S. 153 ff.). Man kann noch Franc. Ficoronii gemmae antiquae litteratae, illustr. a P. Nic. Galeotti, Rom. 1757. 4., und den Visconti-Millin'schen Katalog der Gemmenschneider in Visconti's Opere varie Tom. II, p. 115 sqq.; sowie Th. Panofka, Abh. d. K. Akad. d. Wiss. Berl. 1851, S. 387 ff. (über Gemmen mit Inschriften u. s. w.) vergleichen.

wohl theils darin gesucht werden, dass von vielen geschickten Meistern im Gebiete der Glyptik doch nur wenige einen glänzenden Namen erlangten, theils, wie schon bemerkt worden ist, darin, dass die kleinen zierlichen Produkte der Glyptik nicht ebenso wie die grossen Werke der Plastik und Malerei zur allgemeinen Kenntniss gelangten, sondern nur das Eigenthum der kleineren höheren Kreise blieben [1]). Daher es begreiflich wird, warum nur sehr wenige von denjenigen Namen auf Gemmen, welche man bisher als Künstler-Namen betrachtet hat, durch anderweitige Angaben aus alten Autoren bestätiget werden.

§. 22.

Nach der Regierung der Antonine verwandten luxuriöse Kaiser auf kostbare Ringe mit geschnittenen Steinen grosse Summen. So wird über den Heliogabalus berichtet, dass er einen und denselben Ring nie zum zweitenmal angelegt habe [2]). Gewiss waren seine Ringe mit den werthvollsten geschnittenen Gemmen ausgestattet, da er sogar seine Schuhe mit solchen besetzen liess [3]). Allein nicht bloss die Kaiser und Kaiserinnen, sondern auch alle äussere prachtliebende Römer und Römerin-

---

1) Vgl. oben §. 10, S. 156 ff.

2) Aelius Lamprid. Heliogab. c. 32, p. 872: annulos etiam negatur iterasse. Flavius Vopiscus, Aureliani vit. c. 50, p. 590. Scr. hist. Aug. Vol. II. Lugd. Bat. 1671 bemerkt über den Aurelianus: uxori et filiae anulum sigillaricium quasi privatus instituit. Dazu Salmas. u. Casaub. — Der Sinn dieser Worte kann doch wohl nur sein: „Er liess seiner Gemahlin und seiner Tochter gleichsam als Privatmann einen Siegelring herstellen, dessen sie sich nicht als Kaiserin und als kaiserliche Tochter, sondern als Privatpersonen bedienen sollten. In Beziehung auf denselben Kaiser bemerkt Vopiscus c. 39, p. 523, dass er im Tempel des Sol viele Schätze aus Gold und auch viele Gemmen aufgestellt habe (multum auri gemmarumque). Ob es geschnittene oder rohe, blos polirte edle Steine waren, lässt sich nicht bestimmen. Doch ist das Erstere wahrscheinlicher, da die Zahl der nach Rom gebrachten geschnittenen Steine um diese Zeit wohl noch grösser war als die der ungeschnittenen.

3) S. oben §. 27, wo dasselbe auch in Beziehung auf den Gallienus berichtet worden ist.

nen trugen Ringe mit geschnittenen Steinen und bedeckten nicht selten damit alle Finger bis zum Uebermass [1]). Sparsame Kaiser waren bisweilen bemühet, solchen Luxus zu beschränken, was nur vorübergehende Wirkung hatte. So verbot der Kaiser Tacitus seiner Gemahlin sich mit Gemmen zu schmücken [2]). Daneben blieb der Ring stets ein beliebtes Geschenk bis in die späteste Kaiserzeit [3]). Auch wurde den Abgeschiedenen derselbe Ring, welchen sie im Leben getragen, ins Grab oder auf den rogus und in die Aschenurne mitgegeben [4]). Und wie es bei den Griechen war, dass, wem ein dem Tode naher Herrscher seinen Ring übergab, er auf diesen seine Macht übertragen zu haben schien, so war es auch bei den Römern [5]). Ebenso hielt man im Privatleben denjenigen für den Haupterben oder wenigstens für einen Miterben des hinterlassenen Besitzthumes, welchem ein Sterbender seinen Ring oder seine Ringe übergeben hatte, mit welcher herkömmlichen Meinung einige Römer noch im Sterben ein ironisches Spiel trieben [6]).

1) Martial, Epigrammat. XI, 59, 1—4: Senos Charinus omnibus digitis gerit, nec nocte ponit annulos etc. Libr. V, 61, 5: Per cuius digitos currit levis annulus omnes.

2) Flavius Vopiscus, Taciti imper. vita c. 11, p. 617. Scr. Hist. Aug. vol. II, 1671: Uxorem gemmis uti non est passus.

3) Vgl. Plautus, Mil. glor. Act. IV, Sc. 1, V. 948.

4) Vgl. Propertius IV, 7, 9.

5) Vgl. Aelius Spartianus, Adrian. Caesar. c. 2, p. 30 sq. Scr. Hist. Aug. vol. I. L. B. 1671.

6) Valerius Maximus VII, c. 8. 9 führt zwei höchst merkwürdige Beispiele an, wie zwei Römer, Tit. Barrulus und M. Popilius, noch kurz vor ihrem Lebensende jeder seinen intimsten Freund dadurch täuschte, dass er ihm seine Ringe überreichte, wodurch natürlich die betreffenden selber und alle, denen es bekannt geworden, die Meinung hegten, dass dieselben die Haupterben sein würden, während sie im Testamente gänzlich übergangen worden waren. Von dem ersteren: decedens suos annulos perinde atque unico heredi tradidit, quem nulla ex parte heredem relinquebat. Von dem anderen: Unum etiam de multis, qui assidebant, ultimo complexu et osculo dignum indicavit, insuperque annulos quoque suos ei tradidit: videlicet ne quid ex ea hereditate, quam non erat aditurus, amitteret. Auch dieser war gänzlich übergangen worden und gab dann den Erben auch jene ihm gewiss nur verhassten Ringe zurück.

§. 23.

Obgleich der Ring selbst eigentlich nur den Rahmen für den eingelegten Stein bildet, so war es doch nothwendig denselben hier mit in Betracht zu ziehen. Und so möge hier auch noch als Episode eine Erörterung über die Art und Weise, wie der Ring getragen wurde, ihre Stelle finden. Welche Finger mit dem Ringe geschmückt wurden, erfahren wir theils aus den Angaben der alten Autoren, theils belehren uns hierüber erhaltene antike Kunstgebilde, allein beides mehr in Beziehung auf römische als auf griechische Sitte. Wahrscheinlich waren die Griechen, Aegypter und Etrusker auch in dieser Beziehung die Vorbilder der Römer geworden. Nur die Israeliten scheinen in diesem Punkte einer abweichenden Sitte gefolgt zu sein und die Finger der rechten Hand mit Ringen geschmückt zu haben [1]). Auch in dieser Angelegenheit behaupteten bald Convenienz und Mode ihr Recht. Als jedoch der Luxus das höchste Mass erreicht hatte, bedeckte man nicht selten alle vier Finger mit Ringen. Schon bei den Griechen war es vorgekommen, dass mehrere Finger zugleich mit Ringen ausgestattet wurden. — Nach der Angabe des Plinius trugen die Römer in der ältesten Zeit ihre Ringe am vierten Finger, dem Nachbar des kleinen, und zwar schon damals, wie später, an der linken Hand, wie der genannte Autor noch an den alten Statuen des Numa und des Servius Tullius bemerkt hatte [2]). Später schmückte man damit den Zeigefinger, und zwar auch an den Statuen der Götter. Noch später gefiel es den kleinen Finger mit Ringen auszustatten. In Gallien aber so wie in Britannia soll man sich dazu des Mittelfingers bedient haben. Gegenwärtig, fährt Plinius fort, wird gerade dieser allein ausgenommen, während alle übrigen (abgesehen vom Daumen) mit Ringen versehen werden, ja auch einzelne Glieder oder Gelenke der Finger mit kleineren (d. h. die oberen Gelenke

---

1) Vgl. Ieremias XXII, 4. Ecclcs. XLIX, 13.

2) Plinius XXXIII, 1, 6: Singulis primo digitis geri mos fuerat, qui sunt nimumis proxumi; sic Numae et Servi Tulli statuis videmus etc.

mit kleineren Ringen: articuli minoribus aliis). Ferner gibt es Leute, welche alle Ringe auf den kleinen Finger häufen, andere gewähren auch diesem nur einen, um mit ihm zu siegeln. Einige tragen schwere Massen in ihren Ringen mit sich umher, anderen erscheint es dagegen zu beschwerlich, mehr als einen an den Fingern zu haben. So Plinius [1]). Laut der Darstellung des Macrobius soll diese Sitte aus Aegypten nach Italien gekommen sein, und man soll den vierten Finger der linken Hand (d. h. den vierten vom Daumen ab, den Nachbar des kleinen Fingers) desshalb dazu gewählt haben, weil sich ein Nerv vom Herz bis zu diesem Finger erstrecke und hier sich mit den Nerven des Fingers vereinige. Nach einer anderen Erörterung deutete dieser Finger den senarius numerus an, welcher als der volle, vollkommene und göttliche betrachtet worden sei (plenus, perfectus divinus). Allein von dem Atteius Capito, einem des priesterlichen Rechtes insbesondere kundigen Manne (pontificii iuris inprimis perito), welcher behauptet hatte, dass es nicht verstattet sei, Götterbilder auf Ringen darzustellen, war eine andere Ansicht mitgetheilt worden. Die Alten nämlich haben den Ring nicht des Ornates, sondern nur des Siegelns wegen an einem der Finger mit sich herumgetragen, und zwar nicht mehr als einen, und dies sei nur dem freien

---

1) Plinius l. c. Nach Plinius war es die älteste Sitte, den Ring an der linken Hand zu tragen: XXXIII, 1, 4: Et quisquis primus instituit, cunctanter id fecit, laevis manibus latentibusque induit, cum si honos securus fuisset, dextra fuerit ostentandus. Das Motiv ist jedenfalls unrichtig angegeben. Nach der Mittheilung des Isidorus war es in der älteren Zeit für einen Römer nicht ehrbar, mehr als einen Ring zu tragen. Etym. XIX, c. 32: apud veteres ultra unum anulum uti infame habitum viro. Gracchus in Maenium: „Considerate, Quirites, sinistram eius, en cuius auctoritatem sequimini, qui propter mulierum cupiditatem ut mulier est ornatus. Crassus, qui aqud Parthos periit, in senectute duos habuit anulos, causam proferens, quod pecunia ei immensa crevisset. Multi etiam Romanorum pro gravitate anulum gestare in digito abstinuerunt. L. Piso, Prätor in Hispania, liess sich auf dem Forum zu Cordova einem Aurifex einen goldnen Ring anfertigen, nachdem er den seinigen zufällig zerbrochen hatte. Cicero in Verrem IV, c. 27. Er hat also nur einen Ring getragen. Er war nämlich ein frugaler, einfacher Mann, wie ihn Cicero l. c. belobt.

Bürger verstattet gewesen. Das Siegelbild sei jedoch damals noch nicht auf eingelegte Steine, sondern auf denselben Stoff, aus welchem der Ring bestand, eingegraben worden. Diesen Ring habe man damals beliebig an der einen oder anderen Hand, an dem einen oder an dem anderen Finger getragen. Später aber sei der Luxus eingetreten. Man habe die Ringe mit kostbaren gravirten Steinen ausgestattet und sich des hohen Preises derselben zu rühmen begonnen. Daher sei es gekommen, dass man nun diese kostbaren Ringe von der rechten Hand, mit welcher man vieles anzufassen und zu verrichten genöthigt ist, an die linke gebracht habe, welche mehr als die rechte von Verrichtungen frei sei, um so jene werthvollen Steine gegen Beschädigung zu bewahren. An der linken Hand sei nun vor allen der vierte, dem kleinen zunächst stehende Finger zum Ringtragen gewählt worden. Denn an der linken Hand sei auch der Daumen mehr in Thätigkeit als andere Finger; dann folge der zweite Finger, welcher als nudus zum Ringtragen nicht geeignet sei, weil er von seinem Nachbar, dem Daumen, nicht ganz gedeckt werde. Den Mittelfinger aber sowie den kleinen habe man als untauglich (ineptus) vermieden, den mittleren wegen seiner hervorragenden Länge, den kleinen seiner Kürze wegen. Man habe also denjenigen Finger gewählt, welcher von beiden letztgenannten eingeschlossen wird, zugleich weniger in Gebrauch kommt und desshalb zur Bewahrung eines werthvollen Ringes am geeignetesten ist. So nach der pontificischen Ansicht des Atteius Capito [1]).

Bei Petronius trägt der luxuriöse Trimalchio am kleinen Finger der linken Hand einen grossen vergoldeten Ring, dagegen am äussersten oder letzten Gliede des vierten einen gold-

1) Macrobius, Saturn. VII, c. 13, p. 722 sqq. ed. Lugd. B. 1560. Dagegen streitet freilich die erwähnte Angabe des Plinius, welcher den Ring bereits an den Statuen des Numa und des Servius Tullius am vierten Finger bemerkte. Isidorus, Etym. XIX, c. 32, p. 612 (Corp. Grammat. ed. Lind. T. III.) hat den Macrobius benutzt: Anulos homines primum gestare coeperunt quarto a pollice digito, quod eo vena quaedam ad cor usque pertingat, quam notandam ornandamque aliquo insigni veteres putaverunt.

nen mit eisenstrahligen Punkten [1]. An einer vortrefflichen Bronze-Statue, welche eine mit faltenreicher Stola und Palla bekleidete Matrona darstellt und 1834 zu Vulci ausgegraben worden ist (und zwar in völlig unversehrten Zustande, jedoch ohne Haupt), bemerkt man an der linken Hand zwei stattliche Ringe, von welchen der eine den Goldfinger am unteren (d. h. der Palme der Hand zunächst liegenden), der andere den Zeigefinger am oberen schwächeren Gelenke schmückt. Man hat diese Matrone für die Livia gehalten, welche in zahlreichen Statuen in den Provinzen und in den Municipien Italiens aufgestellt worden ist [2]. Auf einem herculanischen Wandgemälde, welches den Theseus nach Erlegung des Minotaurus darstellt, trägt dieser Heros am vierten Finger (den Nachbar des kleinen) der linken Hand einen Ring, eine Uebertragung der zur Zeit des Malers herrschenden Sitte [3]. Auf einem anderen erst im Jahre 1847 zu Pompeji aufgefundenen Wandgemälde bemerkt man am vierten Finger der linken Hand der vordersten Figur einen Ring, dessen Sphendone offenbar einen eingelegten Stein ankündigt [4]. Die thronende Kora auf einem antiken Wandgemälde im K. Museum zu Berlin hat einen Ring am hinteren Gliede des kleinen Fingers der linken Hand [5]. Der kleine Finger mit dem Ringe wird auch von Lukianos erwähnt [6]. Es

---

1) Petronii Sat. p. 78. ed. Frcf. 1621: habebat etiam in minimo digito sinistrae manus annulum grandem subauratum, extremo vero articulo digiti sequentis minorem, ut mihi videbatur, totum aureum, sed plane ferreis velut stellis ferruminatum. Dass auch bei den Griechen der Ring am vierten Finger (*παράμεσος* genannt) getragen wurde, ergiebt sich aus der Ueberschrift des verlornen achten Capitels in Plutarch Sympos. libr. IV, T. III, p. 692 (*Διά τι τῶν δακτύλων μάλιστα τῷ παραμέσῳ σφραγῖδα φεροῦσιν*).

2) Vgl. Em. Braun, im Kunstblatte Jahrg. 1838, N. 86 (25. Oct.) S. 349.

3) Pitture d'Ercolano Tom. I, tav. 5.

4) Vgl. Wilh. Zahn, die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde von Pompeji, Herculanum und Stabiä, Folge III, Hft. 7, Taf. 1. (Theil des Wandgemäldes Taf. III, 84 in der Grösse des Originals).

5) Abgebildet in Ed. Gerhard's Denkmälern und Forschungen, Jahrg. 1849, 50. Abbildd. Taf. XIV.

6) Dial. meretr. IX, p. 302: *εἶχε δὲ καὶ αὐτὸς Παρμένων δακτύλιον ἐν τῷ μικρῷ δακτύλῳ μεγίστον κτλ.*

würden sich leicht noch viele andere Belege aus alten Autoren sowie aus Denkmälern aufbringen lassen, wenn es erforderlich wäre. Nur ein Denkmal will ich noch erwähnen, nämlich den etruskischen Sarkophag aus Manheim, über dessen interessantes Reliefgebilde O. Jahn eine Abhandlung in den Jahrbüchern des Vereines von Kunstfreunden im Rheinlande geliefert hat. Die auf dem Sarkophag ruhende weibliche Figur hat an der linken Hand drei Ringe, einen am Zeigefinger, einen am vierten und einen am kleinen Finger, an welchen Ringen die Sphendone stark hervortritt [1]. Aus dem geringen Durchmesser vieler Ringe, welche aus der späteren römischen Zeit stammen (z. B. aus den sämmtlichen Ringen der Trier'schen Gesellschaft) hat man gefolgert, dass dieselben nur von Personen des weiblichen Geschlechtes getragen worden seien [2]. Allein aus der Kleinheit des Durchmessers jener Ringe kann dies noch nicht gefolgert werden. Denn erstens waren die Römer durchschnittlich von Gestalt kleiner als die Deutschen und müssen demnach auch verhältnissmässig kleinere oder schwächere Finger gehabt haben. Ja es ist wahrscheinlich, dass die vornehmeren Römer überhaupt mehr schlanke als voluminöse Finger hatten. Und dies konnte bei der gebildeten und bemittelten Klasse der Römer um so mehr der Fall sein, da dieselbe bei einer grossen Zahl Sclaven im Hause noch weniger mit irgend einer Arbeit vermittelst der Hände zu schaffen hatte, als die gebildetere Klasse bei den Deutschen und anderen europäischen Völkern der Gegenwart. Zweitens trugen die Römer, wenn sie ihre Hände namentlich mit mehr als einem schmückten, auch Ringe an den oberen, mithin schwächeren Gelenken (articulis) der Finger, und ausserdem auch an dem kleinen Finger, wie wir bereits aus Plinius, Petronius und Macrobius, sowie aus Bildwerken ersehen haben, so dass in diesem Falle Ringe von

1) Jahrbücher des Vereins u. s. w. IX, Bonn 1846, S. 122 ff. Taf. III.

2) Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande, XXII. Jahrg. XI, Hft. 2, S. 45 ff. (zur Erklärung einer in Trier gefundenen Gemmen-Aufschrift). Die Inschrift lautet:

DOMN MEMI
AAVE NITVI.

Also Domna (Domina) ave, memini tui.

kleinerem Durchmesser nöthig waren, wenn sie festsitzen sollten[1]). Dennoch mögen unter jenen Ringen von kleinem Durchmesser auch solche sich befinden, welche von Personen des weiblichen Geschlechts getragen worden sind[2]).

§. 24.

Dass die Glyptik auch während der späteren Kaiserzeit fortwährend in Uebung blieb und die geschnittenen Steine nach wie vor ihre alte Bestimmung in Schmuck- und Siegel-Ringen erfüllten, beweisen die vielfachen Erwähnungen derselben bei gleichzeitigen griechischen und römischen Autoren[3]). Auch befanden sich unter zahlreichen fabrikmässigen Daktylioglyphen, welche ohne grosse Kunstfertigkeit dem täglichen Bedürfnisse dienten, wohl stets einige durch Talent und Geschicklichkeit hervorragende Meister, aus deren Werkstatt noch manche uns erhaltene Gemme stammen mag, deren Alter wir nicht mehr abzuschätzen vermögen. Die byzantinischen Kaiser, was Pracht und Luxus, Ausstattung des Körpers und der Paläste betrifft, gewiss nicht die letzten, haben auch diese Kunsterzeugnisse nicht verschmähet und es wurde während ihrer Herrschaft noch manches vortreffliche Werk dieser Kunstgattung geliefert. Es

---

1) Plin. l. c. Petron. l. c. Macrob. l. c. Vgl. J. Schneider gegen Schneemann in den Jahrbüchern des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande l. c. S. 46 ff. Ueber antike Fingerringe (in den Sammlungen vaterländischer Alterthümer in den Niederlanden) wird in denselben Jahrbüchern auch IX. (Bonn 1846) S. 25 ff. gehandelt.

2) Ueber das Tragen der Ringe von Seiten der Frauen bemerkt Isidorus, welcher überall ältere und spätere Sitten untereinander mischt, Etym. XIX, c. 32, p. 612. Corp. Grammat. ed. Lindem. p. 612: Feminae non usae anulis, nisi quem virgini sponsus miserat, neque amplius quam binos anulos aureos in digitis habere solebant. At nunc prae auro nullum femmis leve est atque immune membrum. Das Erstere beziehet sich auf die älteste und die ältere Zeit, das zweite auf die mittlere Zeit des Freistaates, das dritte auf die spätere und späteste Kaiserzeit.

3) Vgl. Lukian, de Syria dea 32, T. III, p. 478. Dial. meret. IX, p. 305. Plutarch, Symp. IV, T. III, p. 692 in der Ueberschrift des verlornen achten Kapitels. Auch werden auf römischen Inschriften kaiserliche Dactylioglyphen erwähnt, wie auf einer Inschrift bei Gruter 583, 5: Amiantus Germanici Caesaris caelator fecit.

möge hier nur der berühmte, einst dem Marchese Rinuccini gehörende, 53 Karat wiegende Sapphir erwähnt werden, auf welchem eine Jagd des Kaisers Constantius dargestellt ist, mit der Aufschrift CONSTANTIUS. AUG. und mit der im Vordergrunde liegenden weiblichen, die Stadt Cäsarea in Kappadokien repräsentirenden Gestalt (*ΚΕϹΑΡΙΑ ΚΑΠΠΑΔΟΚΙΑϹ*), selbst mit dem Namen des dargestellten Ebers, welcher hier *ΞΙΦΙΑϹ* genannt wird. Der Kaiser Constantius erlegt hier den Eber mit eigener Hand [1]).

Ein eigenthümliches Gebiet in der späteren Gemmenkunde bilden die in den ersten christlichen Jahrhunderten weit verbreiteten Abraxas (auch gemmae Basilidianae genannt), Amulete und Zaubergemmen, welchen man geheimnissvolle Kräfte beilegte. Eigentlich war dies keine neue Erscheinung, sondern man hatte schon in ältester Zeit edlen Steinen besondere Kräfte und mysteriöse Eigenschaften beigelegt und dieselben als *ἀλεξιφάρμακα*, als Amulete und Talismane betrachtet [2]). Und noch im Mittelalter schrieb man den Gemmen dynamische Eigenschaften dieser Art zu, wie uns die oben beleuchteten Schriften des Psellos und des Marbodus belehren [3]). Allein sowohl in der erwähnten orphischen Schrift, als in diesen späten Erzeugnissen ist nicht von geschnittenen oder gravirten, sondern von edlen Steinen in ihrem natürlichen Zustande die Rede, wenn dieselbe auch in Ringe gefasst waren. Die Abraxas der späteren Zeit dagegen erhielten ihre Bedeutung durch eingegrabene

1) Eine ausführliche Beurtheilung und eine Geschichte der Auslegung dieser Gemme, insbesondere der Aufschrift *ΞΙΦΙΑϹ* hat H. K. E. Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 64 f. gegeben. Auch früher schon hat derselbe in seiner Schrift, „Dioscorides u. Solon" in C. A. Böttiger's Archäologie und Kunst, Bd. 1, Stück 1, S. 29 hierüber gehandelt, wo er die irrigen Ansichten früherer Ausleger dieser Gemme beleuchtet. In dem Worte X i p h i a s hatte man irriger Weise den Namen eines Künstlers zu entdecken geglaubt. Ueber den Namen *ΞΙΦΙΑϹ*, entsprechend dem Namen Phäa (*Φαιά*), welcher die krommyonische Sau (*ἡ Κρομμυωνία σῦς*) bezeichnet (Plutarch. Thes. c. 9), hat auch L. S t e p h a n i in dem Bulletin de la classe hist. phil. de l'acad. d. St. Petersb. Tom. X, p. 173 sqq. gegen Tölken ausführlich gehandelt.

2) S. Abtheil. I, §. 2. S. 6 ff.

3) S. oben Abtheil. I, §. 26. 27, S. 107 ff.

symbolische, oder hieroglyphische Figuren, Zeichen, Buchstaben, was mit der Lehre der Gnostiker, der Astrologen und Mystiker zusammenhing. Aus Aegypten und Syrien war eine ungeheure Zahl magischer Gemmen dieser Art (Abraxas- und Cheuphisgemmen) nach Italien und in alle Provinzen des römischen Reichs gekommen, und es scheint in jenen Ländern Fabriken gegeben zu haben, welche sich vorzugsweise mit diesen Erzeugnissen beschäftigten. Ja es wurde auch so manches schöne Kunstwerk älterer griechischer Meister durch astrologische Zeichen und Abraxas-Symbole verunstaltet [1]). Viele solcher Abraxas sind auf beiden Seiten geschnitten [2]). Ausserdem sind solche Gemmen auch häufig noch mit einem oder mehreren Glück verheissenden Sternen ausgestattet und werden daher Gemmae astriferae genannt [3]). Jedenfalls heben diese Sterne ihre Beziehung auf die Constellationslehre, auf die ermittelte Nativität (genesis, genitura), das heisst auf die Gestirne oder Sternzeichen, bei deren Aufgang die Geburt Statt fand [4]). Diese Abraxas sind ohne künstlerische Bedeutung und es genügt uns dieselben der Vollständigkeit wegen hier nur erwähnt zu haben [5]).

---

1) Vgl. hierüber C. A. Böttiger's kleine Schriften, Bd. III. (gesammelt und herausg. v. J. Sillig), in d. Abh. über d. Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen S. 412 f.

2) Vgl. J. Fr. Christ, Abhandlungen über d. Litt. u. Kunstwerke des Alterth. S. 286 f.

3) Vgl. Gori Stellae astriferae; Passeri de gemmis Basilidianis; Kirchmann de annulis c. 21, p. 232 sqq. Böttiger Sabina Th. II, S. 162.

4) Ueber die Astrologie, ihre Lehren und deren Verbreituug namentlich zu Rom habe ich in der Real-Encyclopädie des classischen Alterthums in dem Artikel Mathematici, Bd. IV, S. 1637—1643 gehandelt.

5) Die Abraxas habe ich auch bereits oben Abtheilung II, §. 3 in den Anmerkk. erwähnt, so wie die drei Schulprogrammata von Joach. Bellermann, über die Gemmen mit dem Abraxas-Bilde, Berl. 1817—19. Ueber Ursprung und Bedeutung des Namens Abraxas vgl. Irenäus, adv. Haeres. I, 24. Tiedemann, de origine et progressu magiae S. 70—73. Gurlitt, archäol. Schriften S. 131 (herausg. v. C. Müller). Auch habe ich bereits oben der gelehrten Schrift von Joh. Casp. Velthusen, der Amethyst u. s. w. gedacht, welcher S. 34 bemerkt: „Alle Wirkungen der Pflanzen, besonders der Wurzeln schrieb (s. z. Hohelied I, 13, S. 194) der astro-

§. 25.

Die überaus mannichfachen bildlichen Darstellungen auf antiken Gemmen betreffend haben natürlich die Künstler in der Regel ihr Augenmerk auf hervorragende, interessante und gefällige Gegenstände gerichtet, abgesehen von den Kameen jedoch mehr auf einfache Gestalten, als auf complicirte Gruppen und Scenen, da der geringe oft überaus spärliche Raum der vertieft geschnittenen Steine umfassende Bildermassen nicht gestattete. Doch kommen allerdings auch reicher ausgestattete Compositionen auf vertieft geschnittenen Steinen vor. Die meisten der Gemmenbilder sind aus der Götter- und Heroenwelt, überhaupt aus dem Bereiche des Mythos gewählt worden. Auch kehren die Hauptpersonen der von Dichtern und Dramatikern behandelten Mythenkreise häufig wieder. Bisweilen haben die Künstler auch entlegene, aus dem Bereiche der Mythologie gleichsam

---

logische Aberglaube auch den Steinen zu, vornehmlich den grünen und rothen" u. s. w. S. 39: „Das zweite in rothem Iaspis ist der bärtige Serapis, oder wie ich ihn öfter auf Denkmälern und in Inschriften buchstabirt finde, Sarapis, mit einem trichterförmigen Fruchtgefässe auf dem strahlenden Haupte; zur Seite die einfache Aesculapsschlange, sich empor windend an einem oben mit einem Dreizacke (der aus der Mondsichel mit oberwärts gerichteten Hörnern entstanden sein mag) bewaffneten Stabe, folglich ein Gesundheitsamulet." Zur Zeit Velthusen's war freilich eine strenge, das Aechte von dem Unächten scheidende Kritik im Gebiete der Gemmenkunde noch nicht eingetreten, obwohl man wusste, dass viele neuere Gemmen als antike im Umlauf gekommen waren. Eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten Abraxas kann man bei Abrah. Gorläus Dactylioth. ed. Jac. Gronovii T. II, N. 331 sqq. N. 342 ff. abgebildet finden, wo freilich viel Unächtes, spätere Nachbildungen, eingemischt zu sein scheinen. Auch P. J. Mariette, Traité d. pierr. grav. Tom. II, 68—73 hat von mehrern Abraxas Abbildungen und Erklärungen mitgetheilt. Eben so das Museum Odescalchum Tom. II, tav. 30 sqq. Ich habe hier die Abbildung eines Amuletes aus dem Mus. Odes. II, tav. 30 aufgenommen (Taf. I, Fig. 9). — Vgl. Fr. Schlichtegroll's Dactyliotheca Stoschiana Bd. II, Taf. 6. — Verschiedene Amulete hat man auch in heidnischen Gräbern Deutschlands gefunden. Vgl. G. O. C. von Estorff, heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue (Königreich Hannover). Hannov. 1846, S. 66. Vorerinnerung zu Taf. V u. VI.

aufgesuchte Gegenstände veranschaulicht. Auf einem braunen Sarder bemerkt man das verschleierte Haupt des Saturnus in Profil, vor demselben die Harpe. Auf einem Carneol erblickt man den Saturnus in ganzer Gestalt [1]). Das langgelockte bärtige Haupt des Saturnus kehrt auf mehreren Gemmen wieder. Zeus kommt in den verschiedensten Situationen, auch in seinen Verwandlungen und Liebesverhältnissen vor, mit Semele, Europa, Leda, Danae, Ganymedes u. s. w. [2]). Das Haupt des Iupiter finden wir mehrmals verschleiert, auch mit einem Lorbeer- und Olivenkranze umwunden, auch als Iupiter Ammon, als Iupiter Serapis dargestellt [3]). Die Köpfe des Zeus auf Gemmen sind nicht selten von grosser Schönheit [4]). — Die Here erscheint zwar nicht in so zahlreichen Vorstellungen, doch fehlt sie nicht ganz in der Reihe der Gemmenbilder. Als Iuno Regina mit dem Scepter im Arme wird dieselbe von dem Adler Iupiters getragen [5]). Auf zahlreichen Gemmen erscheint Poseidon mit dem Dreizack, sowie seine Genossenschaft, die Amphitrite, die Tritonen, Nereiden (auch Galateia und Polyphemos), Hippokampen und andere Meer-Ungeheuer vielfach veranschaulicht worden sind [6]). Die Athene

1) Vgl. Tölken, Verzeichniss Cl. III, Abthl. 1, N. 3. 4. 5. u. Lippert, Dactyliothek I, S. 1 f. Ueber die noch vorhandenen Bildwerke des Kronos überhaupt vgl. C. A. Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie Bd. I, S. 230 dazu die Tafel I.

2) Vgl. Tölken, Verzeichniss S. 100 ff. Zeus Thelginos nach Th. Panofka, über die Gemmen mit Inschriften S. 394 f. (Abhandll. d. Berliner Akademie 1851. II.) Einen *Ζεῦς ἀπομυίος*, Iupiter Muscarius hatte Winckelmann, Vorrede zur Dactyliotheca Stosch. vol. II, p. 13 (ed. Schlichtegroll) auf einer Gemme gefunden. Allein dagegen hat Tölken, Vorrede zu d. Verzeichniss S. XLV f. gehandelt, wo er zugleich gegen Köhler polemisirt. Ueber den in seiner ganzen Majestät der Semele erscheinenden Jupiter s. Winckelmann, Vorrede l. c. Bd. II, S. 13. Iupiter Ammon auf einem sehr kleinen Carneol bei Lippert, Dact. I, 2, 3.

3) Lippert, Dact. I, 2, S. 4. 5.

4) Ich habe hier Taf. II, Fig. 5. eine Abbildung von dem Kopf eines Zeus Serapis mit dem Modius aus d. K. Preuss. Gemmensammlung (Tölken, Verzeichniss Cl. I, Abth. 2, N. 52) aufgenommen.

5) Vgl. Tölken, Verzeichniss Cl. III, Abth. 2, N. 156.

6) Vgl. Tölken l. c. S. 107 ff.

wird auf vielen Gemmen sowohl in ganzen Figuren als in Brustbildern und Köpfen gefunden [1]). Auf einem Carneol hat Tölken in einem Kopfe dieser Göttin eine Nachbildung der Minerva des Phidias zu erkennen gemeint [2]). Auf einem rothen Iaspis ist Athene stehend, in der Rechten den Speer haltend, die linke auf den Schild gestützt dargestellt. Am Fusse des Speeres richtet sich neben der Göttin eine Schlange auf, wie bei der Athene im Parthenon, was Pausanias auf Erichthonios bezogen hat [3]). Ein Intaglio zu Florenz veranschaulicht die Athene mit dem ganzen Oberleibe, behelmt und mit der Aegide ausgestattet [4]). Auf einem $2^3/_4$ Zoll hohen, $1^3/_4$ Zoll breiten braunen Sarder aus der späteren römischen Zeit bemerkt man Athene mit dem Medusenhaupt in der Rechten, womit sie ihre Aegide zu schmücken im Begriff stehet, in der auf dem Schilde hinter ihr lehnenden Linken einen Handschuh haltend, vor der Göttin ein Harnisch am Boden. Auf einem anderen Sarder Athene auf einen Felsen (wahrscheinlich der Akropolis) sitzend und auf einem Schild, welchen sie auf ihr Knie gestützt vor sich hält, einen Sieg aufzeichnend [5]). — So war auch Ares ein beliebter Gegenstand als Inbegriff und Ideal eines rüstigen Kriegers. Wir finden das Bild desselben auf Gemmen mit verschiedenen Attributen, gewöhnlich in voller Rüstung, im Kampfe mit Giganten, auch mit einem Tropäum [6]). Die Aphrodite kommt auf Gemmen als uraltes Idol, als Anadyomene, als Euploia, ganz bekleidet, schlafend, halb entblösst, mit Eros, als Victrix

1) Ibid. S. 121 ff.

2) Ibid. N. 290, S. 121.

3) Ibid. S. 122. N. 304. Pausan. I. c. 24.

4) Tresor, d. Numismatique et Glyptique (nouvelle galerie mythol.), pl. XX, Fig. 14: Bustede Minerva, a droite, la téte sur montée d'une grand cimier posé sur les chéveux. Sur la poitrine on voit les trois serpents de l'egide. La déesse est vétue d'nne tunique fine et transparente. Ein seltenes Werk: die schönste weibliche Zartheit und Fülle unter Waffenschmuck.

5) Tölken l. c. S. 124 f. N. 326. 327. Ueber Athene auf Gemmen überhaupt vgl. Lippert, Dactyl. I, 3, S. 49 ff. (1767).

6) Vgl. Tölken l. c. S. 129—134. Tresor d. Numismat. et Glypt. pl. IV, N. 10 (Nouve llegalerie mythologique). S. unsere Abb. Taf. I, Fig. 12.

u. s. w. zum Vorschein[1]). Eben so die Eroten allein und in verschiedener Umgebung[2]). Die Demeter ist mit dem Füllhorn, mit Mohnköpfen und Aehren, mit dem Getreidemass u. s. w. sichtbar, auch in Begleitung des Triptolemos[3]). Apollon als didymäischer im alterthümlichen Typus aufgeführt, mit Lorbeerkranz, Lyra und Stern (als Sonnengott), als Citharoedus mit dem *χιτὼν ποδήρης* und herabwallendem Mantel (Pythius in longa carmina veste sonat), wie ihn die berühmte Marmorstatue zu München darstellt[4]), mit dem Marsyas, mit dem Olympos, mit dem von der prophetischen Schlange umwundenen Dreifuss u. s. w.[5]). Artemis, zunächst als ephesische, mit Attributen bedeckt, über den Brüsten ein Pagurus als Symbol des Meeres oder einer Seestadt: ferner als Jägerin mit Bogen und Pfeil, welchen sie auf einen Hirsch abdrückt, die taurische Artemis im alterthümlichen Typus, Artemis im Bade von Aktäon überrascht, als Lucifera u. s. w.[6]). Hermes bärtig, mit Andeutung der Hermenform, auch mit spitzigem Barte, herabhängenden Locken, dann mit geflügeltem Petasus, hinter ihm der Schlangenstab (oder mit dem Schlaf erregenden *ῥάβδος*), mit dem Vordertheil eines Widders, mit Füllhorn und Mohn, als Friedensbote (Mercurius paciferus), mit dem Oelzweige, mit Chlamys und Caduceus, mit einer Opferschale, auf welcher

---

1) Tölken l. c. S. 134. Lippert, Dactyl. I, 5, S. 107—129. Die Anadyomene des Apollos ist auf Gemmen vielfach nachgebildet worden. Vgl. l. c. S. 107. Die Taube auf Gemmen scheint ebenfalls auf den Aphrodite-Cult hinzudeuten. Vgl. Fr. Münter, der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos S. 27 f.

2) Ueber Silen als Lehrer der Eroten s. Dumersan, Silène praecepteur des amours, Camée antique inedit du Cabinet de roi de France, Par. 1824. Ueber den Cupido *κληδοῦχος* vgl. Winckelmann, Vorrede zur Dactyl. Stosch. von Schlichtegroll Bd. II, S. 14. Die Eroten erscheinen auf Gemmen in den verschiedensten Situationen, mit Rosen das Haupt umwunden, mit der Keule des Herakles und in ähnlichen Parodirungen. Eben so verschiedene Genien in mannichfacher Beschäftigung.

3) Tölken l. c. p. 111—119. Lippert, Dactyl. I, S. 43—48.

4) Im Apollo-Saal der Glyptothek N. 82.

5) Tölken l. c. S. 166 ff.

6) Ibid. S. 172—175.

der Kopf eines Widders, mit Helm, Füllhorn, caduceus und pila, mehrmals vor ihm ein Hahn, oben ein Skorpion, hinter ihm ein Widder und darüber eine Schildkröte, auch mit dem jungen Dionysos auf dem Arme, Hermes als Knabe mit dem Marsupium u. s. w.[1]). Dionysos bärtig, mit vollem Haar und einer Binde, bärtig und als Hermenaufsatz wie in Vasenbildern des archaischen Styles, auch mit Stierhörnern. Dann jugendlich mit Epheu bekränzt und mit Hörnern über der Stirn: der jugendliche Dionysos mit Rebenlaub umkränzt, mit dem Satyr und mit Thyrsusstabe, als Knabe auf dem Schoosse oder auf dem Arme eines Satyrs, als Knabe mit dem Thyrsus und einer Traube, mit dem Thyrsus auf einem Hippokampen, welcher ihn durchs Meer trägt, mit einer Maske, mit dem Kantharos u. s. w.[2]). Ein hervorragendes Werk der Glyptik stellt ein Geburtsfest des Dionysos dar, von welchem hier Taf. I, Fig. 13 eine Abbildung beigegeben worden ist[3]). Eben so kommt die zahlreiche Genossenschaft des Dionysos, die Ariadne, die Methe, der Arkratos, der bacchische Genius, Silenen, Faunen, Satyrn, Mänaden, Bacchantinnen, Nymphen u. s. w. auf vielen Gemmen zum Vorschein[4]). Hephästos, das Haupt mit der anliegenden Kappe bedeckt, hinter ihm die Zange, oder in der Rechten der Hammer, in der Linken die Zange, auch an einem Schilde arbeitend. Auf einer Gemme stehet Athene Ergane neben ihm[5]). So finden wir die untergeordneten göttlichen Mächte, wie die Musen, die Charitinnen, die Nymphen, die Sirenen, Harpyen, die Sphinx und die Chimära, ferner die Siegesgöttin, die Nemesis oder Asträa (bei den Römern auch die Spes, die For-

---

1) Lippert, Dactyl. I, 6, 133 ff. Tölken, Verzeichniss S. 175—184.

2) Vgl. Lippert, Dactyliotheca I, 7, S. 145 ff. Tölken, Verzeichniss S. 186—213.

3) Vgl. Mariette, Traité des pierr. grav. T. II, pl. 47 dazu d. Text, und Lippert, Dactyl. I, 7, S. 145 ff. Dieser vortreffliche Carneol gehörte im vorigen Jahrhunderte dem Könige von Frankreich, und war noch früher im Besitz des Mich. Angelo Bounarota gewesen, welcher ihn für 800 Scudi gekauft hatte. Ludwig XIV. hat ihn mit 8000 Livres bezahlt. Vgl. Mariette u. Lippert l. c., auch J. Fr. Christ, Abhandll. S. 293.

4) Vgl. Lippert und Tölken ll. cc.

5) Vgl. Tölken, Verz. S. 119 ff.

schliesslich oder doch vorzugsweise auf geschnittenen Steinen tuna, die Abundantia u. s. w.); so die Göttersprösslinge, wie Kastor und Pollux[1]), Perseus mit dem Flügelschuhen, der Harpe und dem Medusenhaupt[2]), so Asklepios und Hygieia, insbeson- Herakles mit der Andeutung seiner Arbeiten, auch Perseus, dann die Culturheroen, wie Aristäos, Triptolemos, die Heroen von Theben[3]), Kadmos, Oidipus mit der Sphinx, die Helden gegen Theben, die Helden vor Troia, Odysseus einsam auf Oyggia sitzend, so wie Philoktet auf Lemnos, mythische, von Dichtern besungene, durch treue Liebe berühmt gewordene Jünglinge und Jungfrauen, wie Leander und Hero, andere von Göttinnen geliebte, wie Adonis, Kephalos, Endymion, dann Jagdhelden, wie Meleagros, Atalante, auf zahlreichen Gemmen dargestellt[4]). Es wäre unmöglich in dieser kurzen Charakteristik der dargestellten Gegenstände auch nur einigermassen Vollständigkeit zu erstreben. Die Mannichfaltigkeit der Objecte und die Verschiedenartigkeit der Veranschaulichung eines und desselben Gegenstandes ist unerschöpflich. Manche Darstellungsweisen antiker Kunstbildung lassen sich entweder aus-

---

1) Vgl. die Darstellung in der Dactyliotheca Stoschiana hrsg. von Fr. Schlichtegroll Bd. I, Taf. 28, wo die eigenthümliche Gestalt der regelmässigen langen Haarlocken einigen Verdacht gegen die Aechtheit der Gemme erregen könnte. Wenigstens hat die griechische Kunst zur Zeit ihrer Blüthe das männliche Haupthaar nicht in dieser Weise dargestellt.

2) So in d. K. Preussischen Gemmensammlung. Vgl. Tölken Cl. II, Abth. 1, N. 74. S. unsere Abbildungen Taf. I, N. 19.

3) Auch Tydeus allein, als *ἀποξυόμενος* dargestellt und durch eine Aufschrift als etruskische Arbeit bezeichnet. Vgl. Tölken, Classe II, 2. Abth. N. 143. S. unsere Abbildungen Taf. I. Fig. 18.

4) Vgl. Tölken, Verzeichniss S. 215—230, 302, N. 387. (Ungomein schöner Sarder: Odysseus sitzt trauernd auf einem Felsen der Insel der Kalypso und sehnt sich nach Ithaka. Vgl. Overbeck, Gallerie heroischer Bildwerke der alten Kunst, Bd. I, S. 753, Taf. XXXI, N. 7. Braunschw. 1853.) Zwei Darstellungen des Leander von der saubersten Arbeit besitzt d. Gemmensammlung zu Berlin, von welchen Gemmen ich wohlgelungene Abdrücke besitze. Tölken, S. 75 u. 306. Die erstere eine Paste, die letztere ein Carneol. S. hier unsere Abbildungen Taf. I, N. 6 u. 7. — Ueber die Darstellung des Aristäos vgl. Tölken, Vorrede zu seinem Verzeichniss S. XLVI f. Ueber den Herakles mit Keule und Bogen siehe Winckelmann, Gesch. d. Kunst I, S. 221 f. (Dresden 1764). Vgl. Lippert, Dactyl. I, S. 203—234.

und Glaspasten nachweisen. Eine solche ist z. B. die Darstellung der Venus Libitina, welche oft unrichtig erklärt worden ist[1]). Auch werden im Bereiche der Glyptik eben so wie in den Vasenbildern nicht selten Gegenstände aus entlegenen Mythenkreisen zur Anschauung gebracht, je nachdem der Dactylioglyphe mehr oder weniger mit der Mythologie vertraut war und seine Kenntnisse bedokumentiren wollte. Solche Darstellungen machen dem Erklärer oft grosse Schwierigkeiten. — Die schreckhaften Gestalten aus dem Bereiche der Mythologie haben hier, wie in der antiken Kunstbildung überhaupt, ihre mildernde, verschönernde Darstellung gefunden. So kommt das Medusenhaupt in den vortrefflichsten Gebilden vor[2]). Astronomische Gegenstände waren besonders in der späteren Zeit beliebt geworden, wie der umstrahlte Kopf des Hundes Sirius und der Orion als sechsstrahliger Stern[3]).

1) Ed. Gerhard hat diesem Gegenstande eine besondere Abhandlung im Kunstblatte, Jahrg. VIII, 1827, herausgeg. von L. Schorn, N. 69. 70. S. 273 ff. 277 ff. gewidmet. S. 273 bemerkt derselbe: „Wenig andere Gebilde der alten Kunst möchten diesem Zwecke sich in solchem Umfange fügen, als die, unserer Ueberzeugung nach schon in der Zeit einer blühenden Kunstbildung wohlbekannten, gegenwärtig aber nur aus Gemmen und hauptsächlich aus Glaspasten nachweislichen Vorstellungen einer als gierige Todesgöttin gedachten, als Grabesgöttin (Epitymbia), Todtengräberin (Tymborychos), Persephassa, in bekannteren römischen Ausdruck als Libitina bekannten Venus.“ Gerhard führt dann verschiedene Darstellungen derselben auf Glaspasten auf. In Beziehung auf die Darstellungsweisen der Venus Libitina, des beflügelten personificirten Genius u. s. w. hat Gerhard auch in seiner archäologischen Zeitung Jahrg. V u. VI, N. 22, Oct. 1848, S. 342 gehandelt. Er bemerkt: „Alle diese Belege sind aus den Gemmenbildern gewählt, deren Werth ich für die hier in Rede stehende Untersuchung vorzüglich hoch anschlagen darf.“ Dann: „Zunächst sind zwei Gemmenbilder zu betrachten: im ersten dieser Bilder ist der den Schmetterling mit der Fackel brennende Flügelknabe von Zeichen des Sieges, Palmzweig und Preisgefäss begleitet, wie sie in ähnlicher Weise den Bildern der Venus Libitina beigelegt werden, und wie ein nebenan dargestellter Todtengenius mit gesenkter Fackel den Siegeskranz sich aufsetzt u. s. w.

2) So auf einem schönen Amethyst. Vgl. Tresor, de numismatique et de glyptique (Nouvelle galerie mythologique) pl. XXVIII, S. 1. S. unsere Abbildungen Taf. I, N. 14.

3) Vgl. Panofka, über Gemmen mit Inschriften l. c. S. 433. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde, Abth. I, S. 73 f. Tölken, S. 240 f.

Auch kommen theatralische Kostüme, namentlich Masken, auf Gemmen häufig vor[1]). Eben so festliche Scenen, wie die Askolien[2]). — Seit der Zeit Alexander des Grossen wurden die Köpfe und Brustbilder berühmter Männer beliebt. Noch später brachte man auf grossen Kameen Doppelköpfe (d. h. zwei Köpfe nebeneinander (capita iugata), ja so gar vier solche (zwei und zwei gegenüber capita adversa) zur Anschauung. — Unter den Köpfen auf Gemmen bleiben jedoch nicht wenige unbekannt, da sichere Kennzeichen oft gänzlich mangeln[3]). — Eine bewundernswürdige Kunstfertigkeit entfaltete sich in den Darstellungen aus der Thierwelt, in welchen sich die griechischen Künstler überhaupt auszeichneten, sei es im Gebiete der Plastik, in Reliefgebilden, in Malereien, in der Mosaik oder auf Gemmen. — Die im Wettrennen begriffenen Rosse sind stets vortrefflich dargestellt. Eben so die Rinder, die Hunde und Thiere der Wildniss. Auf einem Carneol bemerkt man einen Hasen, welcher von einem Hunde verfolgt wird. Der Hase eilt einem Felsen zu, von welchem herab ihn ein Adler bedrohet, eine auch in Epigrammen erwähnte Scene[4]). Wie in den Gebieten anderer Bildwerke, so erscheinen auf Gemmen der späteren Zeit auch fremde Culte veranschaulicht. So der Mithrasdienst. Raben, Löwen, Skorpione deuten als Symbole die Grade der Eingeweiheten an, wie bereits Zoega und Münter aus Steinschriften ermittelt haben[5]). Auf den Gemmen mit ägyptischen Gebilden kommt die Isis am häufigsten zum Vorschein. Die Tassie'sche Sammlung konnte allein sieben und neunzig Vorstellungen dieser Göttin auf Gemmen aufweisen[6]). Die etruskischen Käfergemmen veranschaulichen vorzüg-

1) Vgl. Böttiger, über das Wort Maske, und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen, in den kleinen Schriften Bd. III, S. 402 ff.

2) Vgl. O. Jahn, Askolien, in der Archäolog. Zeitung von Ed. Gerhard, Neue Folge, Jahrg. I, 1847, S. 134. S. unten §. 34.

3) Vgl. hierüber J. Fr. Christ, Abh. über die Litteratur und Kunstwerke des Alterthums mit Anmerkk. v. Zeune S. 276 ff.

4) Vgl. Tölken, Classe VIII, 164, S. 413.

5) G. Zoega, Abhandlungen, herausgeg. v. F. G. Welcker, S. 139. Fr. Münter, der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos, S. 27 f.

6) Vgl. die Dactyliotheca Stoschiana, herausgeg. von Schlichtegroll, Bd. I, S. 19 f.

lich Bilder aus dem griechischen Heroenleben, insbesondere aus dem von der homerischen Poesie verherrlichten Cyclus der achäischen Helden vor Troia. So Aias, welcher den entseelten Achilleus aus dem Schlachtfelde hinwegträgt, die Rosse des Diomedes, die des Achilleus u. s. w. Auch aus anderen Sagenkreisen treten hervorragende Personen im Bereiche der etruskischen Glyptik auf, so die Hippodameia, Perseus und der Pegasos, die Sieben gegen Theben, auch Polyneikes allein[1]). In allen diesen Kunstgebilden waltet die grösste Mannichfaltigkeit in Beziehung auf die dargestellten Gegenstände[2]).

§. 26.

Ausserdem wurden diese Gemmen mit verschiedenen Aufschriften versehen (daher gemmae litteratae genannt), welche theils Liebkosungsworte (wie in der römischen Zeit Amor, meus), Ermahnungsworte (wie Pudeat), Glückwünsche (wie multis annis) u. s. w., Worte der Dankbarkeit (*ΣΩΤΗΡΕΣ* u. a.) enthalten. Ein beträchtliches Verzeichniss solcher theils vertieft, theils erhaben gearbeiteter Steine hat Franciscus Ficoroni in seinem Werke de gemmis antiquis litteratis aufgeführt, unter welchen sich jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach so manche unächte in der Zeit der Gemmenfälschung entstandene Arbeit befindet[3]). Köhler bemerkt über ähnliche Steine in der

1) Vgl. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 8—10.

2) Tölken, Vorrede zu d. Verzeichniss d. vertieft geschnittenen Steine d. K. Preuss. Gemmensammlung bemerkt S. XI: „Das dargebotene Material ist so reichhaltig, dass der antike Kunstgeist, die Mythologie, dass äussere und das häusliche Leben mit seinen Geräthen und Bedürfnissen, die ganze Poesie und die Wirklichkeit des Alterthums gleichsam lebendig vor uns hintritt.“

3) Franc. Ficoronii, gemmae untiquae litteratae aliaeque rariores, Acc. vetera monumenta eiusdem aetate repertae, coll. ill. a P. Nicol. Galeoti, Rom. 1757, 4. (Wie die gemmae litteratae, so gab es auch pocula litterata oder pocula grammatica (*ποτήρια γραμματικά*). Vgl. Athen. XI, 30, 466 a. b.). Da in Italien während des 17. u. 18. Jahrh. bekanntlich in diesem Gebiet viel Betrug vorgekommen ist, so bleibt freilich noch ein auf Autopsie gegründetes Zeugniss bewährter Kunstkenner für die Aechtheit dieser Gemmen von Ficoroni zu wünschen, falls dieselben noch in einer

K. russ. Daktyliothek zu Petersburg: „Sehr schätzbar ist diese Sammlung von alten Steinen mit Schriftzügen, die auf erhabenen und vertieft geschnittenen Werken mit bewundernswürdigem Fleisse gearbeitet sind. Der Blick des Wanderers im Gebiete des Alterthums verweilt so gerne bei diesen Denkmälern der Zärtlichkeit und feineren Empfindungen des Herzens, Empfindungen, die unserem Zeitalter zu unbedeutend scheinen, um sie bleibender Denkmäler zu würdigen und sich dadurch von dem Vorwurfe der Uuempfindlichkeit bei der Nachwelt zu retten. Alle diese Ringsteine waren Geschenke von Liebenden, die sie sich zum Pfande ihrer Zuneigung, als Pfänder, welche das Andenken an den geliebten Gegenstand bei jedem Anblicke erneuern sollten, wechselseitig verehrten, oder Steine, die sie sich in dieser Absicht verfertigen liessen. Die grosse Zahl von geschnittenen Steinen mit ähnlichen Inschriften, die eine besondere Gattung von Künstlern beschäftigt zu haben scheint und sehr kostbar waren, ist ein Beweis, wie sehr Ringe dieser Art bei den Alten beliebt wurden“[1]. Ein sogenannter Achatonyx z. B. hat die Aufschrift: ***ΜΑΚΡΙΝΕ ΖΗϹΑΙϹ ΠΟΛΛΟΙϹ ΕΤΕϹΙΝ*** (Makrin, lebe noch viele Jahre)[2]. Ein anderer schöner Achatonyx hat die Aufschrift ***ΗΚΑΛΗ***, sowie anderwärts ***ΚΑΛΩ*** und ***ΚΙΡΙΑ*** (statt ***ΚΥΡΙΑ***) ***ΚΑΛΗ***, auch ***ΛΕΥΚΑϹ ΚΑΛΗ ΧΑΙΡΕ*** und ***ΕΥΤΥΧΙ. ΕΥΓΕΙΝ.*** (dem Eutyches Freude und Glück) vorkommen[3], in welchen Beziehungen das Gebiet der antiken Vasen-Epigraphik wohl noch reichhaltiger ist[4].

---

zugängigen Sammlung existiren. Wären die sämmtlichen von Ficoroni beschriebenen Steine ächt antik, so würden die meisten derselben aus der späteren Kaiserzeit stammen. Denn während der classischen Zeit des Freistaates und unter der Regierung der ersten Kaiser waren Aufschriften dieser Art schwerlich im Gebrauche. Vgl. auch Gori, Dactyl. Smithiana II, p. 37 sq. wo ein Onyx mit der Aufschrift ***ΕΥΤΥΧΙ ΒΕΡΟΝΙΚΗ***, und ein Achat mit ***ΕΥΤΥΧΙ ΕΥϹΕΒΙΛ*** erwähnt werden.

1) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 19.

2) Ibid. 19 ff. Ganz ähnliche Aufschriften auf Gefässen habe ich in d. Angeiologie S. 44 beigebracht.

3) Ibid. S. 20. Es könnte hier noch eine lange Reihe solcher Aufschriften mitgetheilt werden. Vgl. Ficoroni l. c.

4) Krause, Angeiologie S. 200.

Ein eigenthümliches Gebiet bilden die zahlreichen Aufschriften der Gemmen, welche theils ganze, theils halbe Namen enthalten, theils solche nur durch einzelne Buchstaben andeuten. Seit einem Jahrhundert haben diese Aufschriften die archäologische Kritik beschäftiget. Man erkannte anfangs darin fast nur Künstler-Namen, bis man nach genauerer Untersuchung mehr Namen von Besitzern als Künstlern darunter entdeckte, abgesehen von den anderweitigen Beziehungen derselben [1]). Zu denjenigen, welche zuerst eine richtige Ansicht aufstellten, ist insbesondere J. Fr. Christ zu zählen, welcher folgende, später von Köhler weiter ausgeführte Bemerkung aufstellte: „Sie (nämlich die Buchstaben und Namen auf Gemmen) enthalten meistens den Namen dessen, der das Petschaft hat stechen (d. h. den Stein hat schneiden) lassen, oder des Steinschneiders, oder einen Wunsch und Formel, selten den Namen der Figur und die Anzeige, was sie vorstellen soll. Man nehme sich also in Acht, dass man nicht eines für das andere ansehe. Der Name dessen, der das Petschaft (d. h. den Stein) hat stechen lassen, ist ordentlich mit grossen leserlichen Buchstaben eingegraben. Der Name des Künstlers aber mit gar kleinen, welche kaum zu erkennen sind“ [2]). Köhler's verdienstliche Kritik ist bereits oben beleuchtet worden (S. 153 ff.). Nächst Köhler ist Th. Panofka in diesem kritischen Theile der Gemmenkunde am weitesten vorgedrungen. Er hat mit ungewöhn-

---

1) Vgl. C. O. Müller, Archäol. d. Kunst (Ausg. 3.) §. 315, S. 441 f. Insbesondere H. K. E. Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit dem Namen der Künstler S. 67 ff. Er bemerkt hier auch, „dass die Namensaufschriften der Besitzer sich von der äusserst geringen Anzahl der Künstlernamen durch die mehr bemerkbare Grösse der Buchstaben unterscheide. Sollte der Name den Besitzer anzeigen, so war er eine der Hauptsachen des Siegels und musste sogleich ins Auge fallen. Sollte er aber den Künstler andeuten, so war er nur für den Suchenden da.“ S. 68 folgert Köhler aus zwei antiken Glaspasten, von denen die eine einen Schuh, die andere zwei Schuhe mit grosser Sauberkeit dargestellt enthalte, dass der oder die Eigenthümer dieser Gemmen sich mit Anfertigung solcher Fussbekleidung beschäftiget haben.

2) Abhandlungen über die Litterat. u. Kunstwerke, vorneml. d. Alterthums, mit Anmerkk. v. J. K. Zeune, Leipz. 1776, S. 280 ff. In den Nott. sind viele Aufschriften dieser Art aufgeführt worden.

lichen Scharfsinn so manchen belehrenden Aufschluss über die Namen auf Gemmen überhaupt und insbesondere über die Namen der Künstler und Besitzer ermittelt, ist aber auch tn seinen kühnen Combinationen nicht selten zu weit gegangen. Insbesondere hat er oft aus geringen Aehnlichkeiten der Namen der Besitzer oder der Gemmenschneider mit dem Namen einer Gottheit, eines Heros u. s. w. Schlüsse über die Beziehung jener Namen auf die dargestellten Gegenstände oder umgekehrt über die Beziehung der Gegenstände auf jene Namen gewagt, welche kaum die Annahme einer entfernten Möglichkeit gestatten, ausserdem aber keinen einzigen sicheren Anhalt darbieten. So soll z. B. der auf einem Carneol angedeutete C. Amanius den Iupiter Ammon als seinen Schutzgott und Namengeber verehrt und desshalb den Widder als dessen Symbol zum Bilde auf seinem Siegelringe gewählt haben, als sei der Name Amanius und Ammonios (auf einer attischen Tetradrachme) identisch [1]. So ist doch jedenfalls die Beziehung des Namens Gaius (*Γάιος* von *γαῖα*) auf den Silen Marsyas als Schutzpatron des Gaius, weil er ein Sohn der Erde und weil er mit seinem Flötenspiel als Freund und Begleiter der Cybele Ge häufig zur Seite stehe, eine zu weit hergeholte, als dass man ihr beistimmen könnte [2]. Aehnlicher Art sind die Angaben über Titus Thelginus [3], über die Beziehung des Namens Antigonos auf den Neptunus Salvius auf dem Schiffsvordertheile (in antis), über CYF (CYFUS) mit Hindeutung auf *κῦφος*, *κῦμα*, über den Caius Furius und dessen Beziehung auf den *θοῦρος Ἄρης* u. s. w. [4]. Abgesehen von solchen Combinationen ist wohl zu erwägen, dass der Besitzer des Ringes seinen Namen erst später auf den eingelegten Stein einschneiden lassen konnte, nachdem derselbe schon viele Jahre früher seine bildliche Ausstattung erhalten hatte. Nichtsdestoweniger muss man die vielumfassende Erudition, die weitgreifende Combinationsgabe und den oft genug

---

1) Gemmen mit Aufschriften u. s. w. Abh. d. K. Akademie 1851, S. 387.

2) Ibid. S. 388.

3) Ibid. S. 392. 394.

4) Ibid. S. 397 u. 403.

treffenden Scharfsinn in der bezeichneten Schrift des Herrn Ponofka bewundern [1]). Auch L. Stephani, der Herausgeber von Köhlers gesammelten Schriften, hat dieses Thema über die Aufschriften auf Gemmen in seiner Beantwortung des Sendschreibens von Tölken wieder berührt, und im Geiste Köhlers Belehrendes mitgetheilt [2]), so wie er selber eine Abhandlung über einige angebliche Steinschneider des Alterthums als Supplement zu Köhler's Schrift (über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler, gesammelte Schriften Thl. III.) herausgegeben hat. Hier auf diese weitausgreifende Special-Kritik, bei welcher es sich gewöhnlich um die Aechtheit einzelner Gemmen und Aufschriften handelt, nochmals tiefer einzugehen, schien mir nicht angemessen, nachdem bereits oben der Kern dieser Streitfrage berührt worden ist.

§. 27.

Wenn nun auch nicht alle aus dem Alterthum stammende geschnittene Steine aus den Werkstätten griechischer, griechisch-ägyptischer, griechisch-etruskischer und griechisch-römischer Daktylioglyphen als bedeutende Kunstwerke betrachtet werden können, da hier wie in den übrigen Zweigen der bildenden Kunst viele fabrikmässig arbeiteten, um dem Bedürfniss der grossen Masse für mässige Preise zu entsprechen, so existiren doch unter den vielen Tausenden erhaltenen Gemmen viele Hunderte, welche ihre hohe Geltung als vollkommene Kunstwerke für alle Zeiten behaupten werden [3]). So manches

1) Vielleicht ist auch in der Monographie von Fr. Capranesi, welche mir nicht zu Gebote stand (La gemma d'Aspasio dell I. R. Gulinetto di Vienna sostenuta come unica originale. Roma, 1845.) Einiges hieher Gehörige enthalten.

2) Bulletin histor. philol. de l'Acad. de St. Petersbourg X, S. 169 sqq. 1852.

3) Winckelmann in der Vorrede zur Dactyl. Stosch. Bd. II, (von Schlichtegroll) S. 17 hat bemerkt: „In der gegenwärtigen Sammlung hat man nicht allein Köpfe von der höchsten Schönheit zu bewundern, wie z. B. den des jungen Herakles, sondern auch das höchste Schöne im Nackten jedes Alters, unser Bacchus kann blos mit der schönsten Statue des

vortreffliche Werk dieser Art befindet sich noch im Privatbesitz und ist noch wenig oder gar nicht zur öffentlichen Kunde gekommen [1]).

§. 28.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des technischen Verfahrens in der Bearbeitung, d. h. im Schleifen, Poliren, Graviren, sowie in der Einfassung edler Steine zu Schmuck- und Siegelringen. Hier haben wir zunächst die bereits erwähnte Eintheilung derselben in die vertieft geschnittenen (Intaglio's) und in die erhaben gearbeiteten (Kameen) festzuhalten, welche letzteren von den römischen Autoren unter den Ausdrücken ectypae imagines, ectypae scalpturae zusammengefasst werden [2]).

Bacchus in der Villa Medicis verglichen werden, und der Nireus des Homer kann nicht leicht schöner gewesen sein, als der unsrige. In Absicht auf bekleidete Figuren kann unsere Atalante als musterhaft gepriesen werden.“

1) Vgl. J. Fr. Christ, Abhandlungen über Litt. u. Kunstw. d. Alterth. S. 293. So habe ich im August 1855 bei einem Kaufmanne zu Wiesbaden (dessen Namen ich nicht mehr im Gedächtniss habe), welcher seit Jahren antike Münzen und Alterthümer gesammelt, und viel Schönes aufzuweisen hat, einen antiken Ring mit einem eingelegten Steine (wahrscheinlich Amethyst oder Beryll) betrachtet, welcher sich durch eine halb mit griechischen, halb mit lateinischen Buchstaben zusammengesetzte Aufschrift auszeichnet. Einen anderen antiken Ring mit einem eingelegten geschnittenen Steine habe ich 1842 in Salzburg bei Herrn Balde, Besitzer des Bürgelseines, welcher damals eine Sammlung römischer Alterthümer aufzuweisen hatte, betrachtet, kann mich aber nicht mehr genau auf das Bildwerk desselben besinnen.

2) Plinius XXXVII, c. 63: gemmae caelatae et scalptae; dann hae sunt gemmae quae ad ectypas scalpturas aptantur. Auch bei den Griechen *δακτύλιος ἀνάγλυφος* und *ἔκτυπος*. Seneca, de beneficiis III, 26 ectypa imago. Plinius hat den Ausdruck scalpi sowohl von den kleinsten als von grösseren Arbeiten gebraucht: XXXVI, 49. Vgl. den Excurs zu Vitruv. ed. Poleni et Simonis Stratico vol. IV, p. 134 sqq. — Der durch die vertieft geschnittenen Gemmen in Siegelringen bewirkte Siegelabdruck wurde von den Griechen *ἐκμαγεῖον*, *ἐκτύπωμα*, *ἀποσφράγισμα*, auch ganz einfach *σφραγὶς* genannt, obgleich dieser letztere Ausdruck auch den Siegelring selbst oder den geschnittenen Stein des Ringes bezeichnet. — Das

Die Zahl der vertieft geschnittenen Steine musste schon desshalb weit grösser sein, als die mit erhobenen Figuren, weil nur jene zu Siegelringen gebraucht werden konnten und dies doch stets die wichtigere Bestimmung des Ringes blieb, obwohl zugegeben werden muss, dass vorzüglich schöne aus kostbaren Steinen bestehende und von grossen Meistern gravirte Intaglio's oft mehr als künstlerische Zierden und weniger zum Siegeln an den Fingern getragen wurden [1]). Dazu kommt, dass zu den Intaglio's selbst die kleinsten und härtesten, mithin auch die kostbarsten Steine benutzt werden konnten, während zu den Kameen gewöhnlich grössere Stücke genommen wurden und man nur solche auswählte, welche sich durch Schönheit und womöglich durch mehrere verschiedenartige Lagen auszeichneten [1]), obwohl bisweilen auch einfarbige Steinarten dazu verwendet worden sind. Zu harte und spröde Gemmen scheint man jedoch vermieden zu haben. Ferner war das Bildwerk des zum Siegelringe bestimmten Steines gewöhnlich einfacher und weniger figurenreich (wenn auch Ausnahmen vorkommen), das des Cameo dagegen hatte in der Regel grösseren Umfang

---

Material, auf welches das Gemmenbild eingedrückt wurde, bestand in den kleinasiatischen Staaten gewöhnlich in der creta Asiatica, auch creta sigillaris genannt, in Rom und in Italien überhaupt gewöhnlich in Wachs (cera). Cicero pro Flacco c. 16: Haec quae a nobis prolata laudatio, obsignata erat creta illa Asiatica, quae fere est omnibus nota vobis, qua utuntur omnes non modo in publicis, sed etiam in privatis litteris etc. Dies von einem asiatischen Siegel. Dagegen in Verr. IV, 26 casu signum iste animadvertit in cretula, von einem Siegel aus Sicilien.

1) Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 29 f. bemerkt: „Beide Steine sind von vortrefflicher griechischer Arbeit, der eine ein Topaz, der andere ein Chalcedon; auf jenem ist der Sirius bis an den halben Leib, auf diesem Jupiter mit Eichblättern umkränzt geschnitten, und beide Figuren scheinen offenbar ausgeführt zu sein, mehr um im Steine als im Abdrucke betrachtet zu werden, weil der Künstler das Siegeln oder Abdrücken mit diesen Steinen erschwerte, ja insofern man einen vollkommenen Erfolg erwartet, es unmöglich machte, in dem er einige Theile genau so wie sie in der Natur sind, darstellte."

2) Köhler l. c. S. 98, 3 (S. 122. d. kl. Abh. zur Gemmenkunde Th. I.): „Die Kameen der Alten müssen, wie mir scheint, für ihre Versuche gehalten werden, das Basrelief zu coloriren: sie scheinen einen Uebergang aus der Sculptur in die Malerei oder aus dieser in jene gemacht zu haben."

und mehr bildliche Reichhaltigkeit, obwohl auch kleinere mit der Darstellung von einfachen Gegenständen gefunden werden. Zu den vertieften Arbeiten wurden theils einfarbige und durchsichtige, theils mehrfarbige, opalisirende, durchscheinende, undurchsichtige, wolkige, fleckige, gestreifte, auch aus mehreren Lagen bestehenden Steinarten gewählt. Unter den ersteren theils edle, theils halbedle (welcher Bezeichnung von den neueren Mineralogen nicht gebilligt wird), nebst den zahlreichen antiken, farbigen Glaspasten. Die letzteren (mehrfarbigen) umfassen gewöhnlich nur halbedle oder geringere Gattungen der edlen Steinarten [1]). Die grössten Meisterwerke im Bereiche der vertieften Arbeiten finden wir vorzugsweise auf den schönsten durchsichtigen Steinen [2]), obwohl anzunehmen ist, dass die kostbarsten, in ihrem natürlichen Glanze und im reinsten Farbenspiel strahlenden Gemmen im Ganzen doch nur selten in das Bereich künstlerischer Bearbeitung gezogen worden sind [3]). Unter den ganz edlen Steinen ist der Diamant gar nicht, der Rubin (Anthrax, Carbunculus) aber nur selten, ein ganz vollkommener orientalischer Rubin vielleicht ebensowenig als der Diamant zur Bearbeitung gekommen [4]). Dagegen waren in der Glyptik folgende beliebt:

---

1) Bereits in der ersten Abtheilung sind diejenigen Steinarten, welche Theophrastos und Plinius als vorzugsweise zum Graviren geeignet bezeichnet haben, angegeben worden. Hier erwähnen wir nur solche, welche noch gegenwärtig in den Sammlungen antiker Gemmen existiren.

2) Vgl. H. K. E. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 223; und Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 153: „Darum sind die vortrefflichsten ihrer Arbeiten in klare durchsichtige Steine gearbeitet, und es ist hieraus leicht zu erklären, warum sie ihre Kunst nicht an Steine verschwenden wollten, bei welchen die Schönheit der Arbeit nicht ins Auge fiel, wenn man sie gegen das Licht hielt." Es fehlt jedoch auch nicht an vortrefflichen Arbeiten auf undurchsichtigen Steinen.

3) Vgl. Lessing, antiquarische Briefe 21, S. 62. (Werke, Bd. VIII, (Ausgabe von Lachmann).

4) Die Taxe des ächten orientalischen Rubins war schon im Alterthum eine sehr hohe. Theophrast hat für den kleinsten den Preis von 40 Goldstücken angegeben (s. oben S. 15). Nach der Angabe bei Benvenuto Cellini, Trattato del orific. C. 1. wurde zu seiner Zeit ein vollkommener Rubin vom Gewicht eines Karats (also ein sehr kleiner) auf 800 écus

der Smaragd, der Beryll, der Hyacinth, der Amethyst, der Topaz, der Sapphir (Lapis Lazuli), die verschiedenen Opalgattungen, der Chrysolith und mehrere andere, deren Namen man in den Verzeichnissen der Gemmensammlungen finden kann [1]. Unter den weniger edlen Steinarten kehren am häu-

---

d'or, ein Diamant von gleichem Gewicht nur auf 100 écus d'or geschätzt. Vgl. P. J. Mariette, Traité des pierres gravées Tom. I, p. 162. Mariette führt hier die Varietäten und Species des Rubins nach der Mineralogie seiner Zeit auf.

1) Lucretius IV, 1120: et grandes viridi cum luce smaragdi auro includuntur, wo freilich eben so wohl geschnittene als ungeschnittene Gemmen angedeutet sein können. Lessing, antiquar. Briefe 24, S. 76 (Bd. VIII. ed. Lachmann) ist zu weit gegangen mit seiner Annahme, dass die Künstler nur solche Smaragde geschnitten haben, welche irgend einen kleinen Fehler in der Farbe oder im Körper gehabt, welcher durch das Graviren herausgebracht werden konnte. Man darf doch wohl annehmen, dass mächtige Könige so wie reiche luxuriöse Liebhaber von Gemmen überhaupt dem Künstler nicht selten einen schönen, ganz fehlerfreien Smaragd dargereicht haben um ihn mit einem Bildwerke ausstatten zu lassen. So konnte wohl Alexander den Pyrgoteles, Augustus den Dioskorides die vollkommensten Smaragde graviren lassen. Was war ein schöner Smaragd für so mächtige Herrscher, welche sich leicht Hunderte derselben verschaffen konnten. Dagegen kann es wohl sein, dass unbemittelte Steinschneider nicht auf eigene Rechnung vollkommen schöne Smaragde kauften, um dieselben zu graviren und zu verkaufen, zumal da Plinius XXXVII, 5, 18 die Kaufpreise derselben als p r o d i g a pretia bezeichnet. Geringere Sorten mögen sie auch auf eigene Rechnung geschnitten und nach erhaltener Einfassung verkauft haben. Die vielen geschnittenen Smaragde, welche sich in den Gemmensammlungen befinden, hat Lessing l. c. S. 77 für Steine einer geringeren Gattung gehalten, welche dem Smaragde der Alten mehr oder weniger beikommen. Die meisten derselben scheinen ihm das zu sein, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Ferner folgert Lessing l. c. S. 78 daraus, dass nach Plinius (XXXVII, c. 16) die Smaragde grösstentheils hohl (concavi) geschliffen wurden, dass dieselben nicht gravirt worden seien. Allein diese Art des Schleifens konnte erst zur Zeit des Plinius aufgekommen sein, und entscheidet nichts in Beziehung auf die frühere Zeit. Ja Plinius redet nicht einmal ausdrücklich vom Schleifen, sondern bemerkt einfach: iidem plerumque concavi, ut visum colligant, wo man den Begriff des Schleifens hinzudenken kann. Dann aber: quorum vero corpus extensum est etc., welche aber eine ebene (keine convexe) Fläche haben u. s. w. Also wurden nicht alle Smaragde hohl geschliffen. Im folgenden Briefe (26, S. 79) handelt Lessing auch über den Sapphir der Alten und hält ihn für eine Art des Amethysts oder Berylls, da er

figsten wieder der Carneol, der Sarder, der Chalcedon, der mit sehr verschiedenen Farben ausgestattete Iaspis (schwarz,

---

doch der gegenwärtige Lapis Lazuli war, wie Sachkundige angenommen haben. — Auch in den neueren Gemmensammlungen findet man noch geschnittene Rubine mit hellerem oder dunklerem Farbenspiel; so in der K. Preuss. Gemmensammlung Abth. IV, N. 1189 mit dem lorbeerumkränzten Aesculap und der Heilschlange. Eben so Smaragde. Ibid. Abth. IV, N. 218 u. 1215. — In Beziehung auf dieselbe Sammlung bemerkt E. H. Tölken, Verzeichniss, Vorrede S. V. f.: Carneol, Sarder und Chalcedon, Achate und Onyxe bilden unter den Steinen der Sammlung der Mehrzahl; sie wurden am frühesten bearbeitet (Kl. I, N. 1. 170. 177. Kl. II, N. 1 ff.), sind verwandter Gattung und blieben besonders zu Siegelringen immer vor allen anderen sogenannten Halbedelsteinen geeignet und beliebt. Ihnen folgen Iaspisse, welche später in Gebrauch kamen, der Zahl nach über 320, worunter die rothen und demnächst die grünen und die schwarzen am häufigsten sind." S. VIII.: „Häufiger begegnen uns die noch jetzt minder seltenen und theuren Edelsteine, wie der Topas (in 9 schönen Exemplaren), der Hyacinth (in 15), der syrische und indische Granat (in 28), der Amethyst (in 73), wobei immer nur die antiken vertieft geschnittenen Denkmäler gezählt sind." Eine lange Reihe geschnittener Sarder führt Franc. Ficorini, Gemmae antiquae litteratae, ill. Galeoti p. 1 7 auf. Den grünen und schwarzen Iaspis findet man häufig unter den ägyptischen Gemmen. S. Tölken, Verzeichniss S. 15 f. Vgl. Köhler, Abh. über die geschnittenen Steine mit d. Namen der Künstler S. 92. In den kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde bemerkt derselbe (I, S. 175), dass der bläulich graue Chalcedon schwerer zu bearbeiten sei als der rothe Carneol. Winckelmann, Gesch. d. Kunst Kunst II, 387 (Dresd. 1764) erwähnt ein schönes kleines Brustbild des Augustus aus einem Chalcedon geschnitten, welches über sechs Zoll eines röm. Palms hoch ehemals in dem Museo Campagna war, zu seiner Zeit aber sich in der Vaticanischen Bibliothek befand. — Ueber den Hyacinth bemerkt Isidorus Orig. XVI, 9, 3, p. 501 (Corp. Grammat. ed. Lindem. T. III.): et in scalpturis durissimus, nec tamen invictus. Nam adamente scribitur atque signatur. In Beziehung auf Hyacinthe und Chrysolithe Plinius XXXVII, 9, 42: hae funda includunter perspicuae, ceteris subicitur aurichalcum. Nach P. J. Mariette, Traité d. pierr. grav. T. I, p. 165 war der Hyacinth der Alten ein ganz anderer Stein als der in der neueren Mineralogie. Der letztere war nach ihm bei den Alten eine Varietät des Amethystes (S. oben S. 72). Ueber die Namen der Alten bemerkt derselbe l. c. überhaupt: Ces noms, pour la plupart, sont demeurés precisément les mêmes; mais l'application de ces mêmes noms a totalement chargé, de forte que telle Pierre précieuse porte aujourd'hui un nom qui appertenoit anciennement à une Pierre d'une nature toute différente, et cela jette sur cette partie de l'Histoire naturelle une voile épais qu'il ne m'appartient pas de lever.

roth, grün gelb, streifig), welcher Name Composita, wie Iaspony x, Iaspachat erzeugt hat, der Achat (Achatonyx), Aquamarin, Onyx und Sardonyx, der Obsidian, der Heliotrop (namentlich zu Abraxas beliebt), der indische Granat, der Türkis, der Nephrit, der grüne Quarz u. s. w. Unter diesen waren mehrere schon frühzeitig auch im Oriente gebräuchlich, wie der Lapis Lapuli, der Sapphir der Alten, welcher später noch bis in das Mittelalter seine Geltung behauptete [1]). Der bereits von Plinius erwähnte Malachit kommt ebenfalls, wenn auch nicht häufig, unter den antiken Gemmen vor [2]). Der Hornstein und Magneteisenstein waren bei den Babyloniern und Aegyptern besonders beliebt, der schwarze Obsidian kommt bei den Persern und Aegyptern häufig vor [3]). Bei den Letzteren wurden

---

1) Vgl. Tölken, Verzeichniss l. c. S. VI. (d. Vorrede) u. S. 135 N. 413. Mehrere prächtige Exemplare kommen unter den unter Krystalltafeln aufgestellten Gemmen vor (Sect. III, 113, 287). Die Onyxe derselben Sammlung haben zwei, drei und vier Lagen. Vgl. N. 612. 617. 634. 648. 651. 656. 752. (der III. Classe, Abth. II.). Tölkeu hat dieselben als Achatonyxe bezeichnet. Einen Sardonyx von sechs Lagen (in derselben Sammlung) mit der Darstellung eines jugendlichen Heros hat Tölken in seinem Sendschreiben an die Petersburger K. Akademie I, S. 70 beschrieben. Mehrere der daselbst sich befindenden Onyx-Gemmen von kleiner und kleinster Dimension steigen in konischer oder pyramidalischer Form so hoch über die Einfassung empor, dass oben nur ein sehr kleiner Raum für das Gebilde übrig geblieben ist. So ein Intaglio von drei Lagen (braun, blau, schwarz) unter den neu erworbenen und (1852) noch nicht classificirten Gemmen (mit der Darstellung eines weiblichen Kopfes, in der VI. Reihe von der Rechten zur Linken, von oben N. 3). Vgl. Cl. IV, N. 7 (unter den thebanischen Heroen).

2) Vgl. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde I, S. 6, wo jedoch von erhabener Arbeit, also von einem Kameo, die Rede ist.

3) Die Cylindergemmen der Babylonier waren häufig aus Hornstein und Magneteisenstein, von welchen die K. Preuss. Gemmensammlung noch mehrere gut erhaltene mit Keilschrift versehene Exemplare aufbewahrt. Vgl. Tölken I, 2, S. 10 u. 32. N. 130—132. Obsidian Class. II, N. 103. Der Obsidian wurde zur Zeit des Plinius auch zu Rom beliebt und aus diesem Product wurden Gemmen, Büsten, Statuen, Thiergestalten gearbeitet. Plinius XXXVI, 67: gemmas multi ex eo faciunt; vidimus et solidas imagines divi Augusti, capaci materia huius crassitudinis dicavitque ipse pro miraculo in templo Concordiae Obsidianos (Sillig obsianos, sowie er überall obsianum vorgezogen) quattuor elephantos. Bei den Heliopoliten war ein

Skarabäen sogar aus Meerschaum und Serpentin geschnitten[1]). Einige Steinarten wurden bei den römischen Gemmenschneidern besonders desshalb bevorzugt, weil sie bei dem Siegeln das Wachs am besten fahren lassen, wie der Sardonyx[2]). Dass zur Zeit des Plinius auch der Krystall bearbeitet und gravirt wurde, hat Plinius ausdrücklich bezeugt[3]). Das sogenannte Smaragd-Plasma (Prasma, Prasius) soll erst nach Alexanders Zeiten zu den Griechen gekommen und zu Gemmen verarbeitet worden sein. Diese Steinart nähert sich bald dem Chalcedon, bald dem Iaspis, zeichnet sich auch oft durch ein schönes tiefes Grün aus, woher ihr der Name ertheilt worden. Die K. Preussische Gemmensammlung enthält über 140 Gemmen dieser Art[4]). Der Bergkrystall scheint in noch späterer Zeit im

---

Bildniss des Menelaos aus dieser Steinart gefunden worden. Der Obsidian wurde aber auch im Glasfluss nachgebildet, ibid.: Fit et tincturae genere obsidianum (obsianum) ad escaria vasa, et tetum rubens vitrum etc. Vorher: nunc vitri similitudine interpolata von demselben Obsidian. Tölken, Vorrede S. IX. bemerkt: „Mancher dem Obsidian ähnelnde dunkle Glasfluss ist wie dieser vielleicht vulkanischen Ursprungs, eine glasartige Lava. Allein auch opake Steine wurden auf mehr als eine Weise nachgemacht, so dass die Fälschung oft erst bei der stärksten durchscheinenden Beleuchtung merkbar wird.“ Ueber den Obsidian des Plinius hat auch Caylus, Abh. zur Geschichte der Kunst, aus dem Französ. v. J. G. Meusel, Bd. I, S. 49 ff. gehandelt. Die Aegypter haben übrigens Käfergemmen aus den verschiedensten Steinarten geschnitten, z. B. aus Granit, Thon- und Hornstein, aus Porphyr, Feldspath, Nephrit, Topfstein, Hämatit, hellgrünen Iaspis (sehr häufig vorkommend), Amethyst u. s. w. Vgl. Köhler, Abh. zur Gemmenkunde I, S. 177.

1) Vgl. Tölken, Vorrede zu d. Verzeichniss u. s. w. S. XLIX f. u. S. 11.

2) Plin. XXXVII, 23: et placuisse in nostro orbe initio, quoniam solae prope gemmarum scalptae ceram non auferunt. Vgl. Isidor., Origin. XVII, c. 8, und Köhler Untersuch. über d. Sard u. s. w. S. 153. Schon Theophrast περὶ λίθων erwähnt mehrere Steinarten als besonders zu Siegelringen geeignet, weil sie rein ausdrücken und das Wachs nicht an sich halten. S. oben Abschnitt I. die Beleuchtung der Angaben des Theophrastos S. 13 ff.

3) Libr. XXXVII, 2, 10. Von den Fehlern des Krystalls: est et rufa alicui robigo, aliis capillamentum rimae simile; hoc artifices caelatura occultant.

4) Tölken, Vorrede zu s. Verzeichniss S. VI, S. 101. N. 116. 102. 107. 109. S. 401, N. 11 u. a. Ueber das Smaragd-Plasma hat auch Les-

Bereiche der Glyptik aufgekommen zu sein [1]). Artemidoros und Suidas haben auch Fingerringe mit eingelegten Bernstein, andere aus Elfenbein bestehende erwähnt [2]). — Römische Gemmen aus der Kaiserzeit, namentlich in Sammlungen römischer Alterthümer, bestehen häufig aus Nicolo [3]), z. B. eine Gemme mit dem Bonus Eventus. Ausserdem wurden, wie schon bemerkt, auch Glaspasten, gefärbte und wie Gemmen zubereitete Glasflüsse (*σφραγῖδες ὑάλιναι*) zu vertiefter Arbeit ver-

---

sing, antiquar. Briefe 25, S. 77 f. gehandelt (VIII, A. v. Lachmann). Er bemerkt hierbei: „Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins. Alle drei sind nichts als der prasius, die gemma prasina der Alten. In Prasma war der Punct verwischt, in ward für m gelesen und so entstand das Prasma oder Plasma, welches wir Deutsche jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Praesem (Boetius de Boot ex rec. A. Toll. p. 203) aus dem Gebrauche gekommen. Die Griechen und Römer scheinen unter Prasius oder Prasites alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben, indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet u. s. w."

1) Ein Bild der Arsinoe in Krystall erwähnt Ant. Franc. Gori, Dactyl, Smithiana p. 65. Vgl. Tölken, Verzeichniss S. 124, N. 317. S. 176. N. 860.

2) Artemidoros II, 5: *Σούκινοι δὲ καὶ ἐλεφάντινοι καὶ ὅσοι ἄλλοι δακτύλιοι γίνονται, γυναιξὶ μόναις συμφέρουσι.* Suidas v. *Δακτύλιος* p. 1164 ed. Bernh. T. I.: *Σούκινοι καὶ ἐλεφάντινοι δακτύλιοι γυναιξὶν εἰσι σύμφοροι*, was aus Artemidoros entlehnt ist.

3) Vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn, 1846. IX, S. 25 ff. Die Schmucksachen aus Gagat, welche im Rheinlande aufgefunden worden sind, gehören nicht hierher, obgleich der Gagat ein von den Alten unter den edleren Steinarten aufgeführtes Mineral ist. Schon die orphischen *Λιθικά* haben den *γαγάτης* aufgeführt, allein als eine von dem gegenwärtigen Gagat ganz verschiedene Steinart (Orphica ed. Eschenbach. p. 220). Ueber den Gagat hat Nöggerath eine Abhandlung in den bezeichneten Jahrbüchern XIV, Bonn, 1849. S. 52—64 geliefert, so wie Frau S. Mertens-Schaafhausen ibid. S. 46 ff. Schmucksachen aus Gagat beschrieben hat. Der Gagat ist ein Stein von schwarzer Farbe, etwa dem schwarzen Obsidian ähnlich. Vgl. Plinius XXXVI, 34. Bei Strabon XVI, 747 Cas. ist höchst wahrscheinlich statt *τὴν γαγγῖτιν λίθον* zu lesen *τὴν γαγάτην λίθον.* Dioskorides V, 146 bemerkt, dass man denjenigen Gagates vorzüglich auswählen müsse (nemlich in pharmaceutischer Hinsicht), welcher sich leicht entzünde und beim Brennen einen bituminösen Geruch verbreite. Vgl. Nöggerath l. c. S. 59.

wendet, und noch gegenwärtig haben die Sammlungen antiker Gemmen eine beträchtliche Zahl derselben aufzuweisen, welche nicht selten mit den vorzüglichsten Gebilden ausgestattet sind [1]). Man darf jedoch nicht glauben, dass diese Glaspasten im Alterthume sämmtlich Werke des Betrugs gewesen seien. Die meisten derselben hatten nur zur Vervielfältigung eines vortrefflichen Originales gedient, welche Copieen man auf diese Weise in möglichster Aehnlichkeit auch durch die Farbe des Glasflusses herzustellen strebte [2]). Auch ist wohl in Anschlag zu bringen, dass Unbemittelte, welche doch einen Ring mit einem gravirten Stein tragen wollten, sich einen solchen mit einer Glaspaste verschafften, welcher um einen geringeren Preis zu haben war [3]). Dagegen sind in der neueren Zeit (gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts) Glaspasten mit Nachbildungen antiker Steine fabrikmässig geliefert worden, und es bedarf daher einer genauen Kenntniss und grosser Vorsicht, um diese von den ächten antiken Glaspasten zu unterscheiden [4]). Die grösste uns bekannt gewordene an-

---

1) Die Glaspasten scheinen ihren Ursprung in Aegypten, wo die Glasfabrication einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte, gehabt zu haben. Von hier aus mochten sie sich nach Kleinasien, Griechenland und Italien verbreiten und Nachahmung finden. Die σφραγῖδες ὑάλιναι (jedenfalls Siegelringe mit eingelegten Glaspasten, denn Krystall wurde in der Zeit, aus welcher diese Inschriften stammen, gewiss nicht durch ὕαλος bezeichnet) werden in Böckh's Corp. Inscr. n. 150 erwähnt. Plinius gedenkt im 36. u. 37. Buche der Geschicklichkeit der Alten im Färben des Glases mehrmals. — Während der luxuriösen Kaiserzeit wurden namentlich zu Rom gefärbte Glaspasten oft genug für ächte edle Steine verkauft. Trebellius Pollio, Gallieni duo c. 12, p. 218 Scr. hist. Aug. T. II. quum quidam gemmas vitreas pro veris vendidisset eius uxori etc.

2) Vgl. Tölken, Verzeichniss, Vorrede S. IX. Hier bemerkt derselbe auch: „Die mehrfarbigen gestreiften antiken Pasten haben nie können für Edelsteine gelten sollen u. s. w.“ und „Die Kunst der mehrfarbigen Gläser hat die Mannigfaltigkeit und Eleganz der antiken Verbindungen noch nicht wieder erreicht.“ Dass diese Pasten durch ihre schöne Politur und Farbe den ächten Gemmen oft täuschend ähnlich sind, hat auch bereits Mariette, Traitè des pierres grav. Tom. I, p. 93 bemerkt.

3) Vgl. P. J. Mariette, Traitè des pierres gravèes Tom. I, p. 19.

4) Vgl. Fr. Schlichtegroll, Einleitung zur Dact. Stosch. Bd. I, S. 14 f. Ebendaselbst Bd. II, Vorrede S. 11 wird bemerkt: „Viele moderne Glas-

tike Glaspaste ist der 16 × 10 Zoll grosse Cameo auf dem Vatican, welcher den im Schoosse der Ariadne liegenden Dionysos vorstellt [1]). Auf einer violetten antiken Paste in der K. Preuss. Gemmensammlung bemerkt man den durch den Hellespont schwimmenden Leandros, während ihm Hero von einem Thurme herab mit der Leuchte den Weg zeigt. Grüssend streckt er die Hand nach ihr aus, während vor ihm her zwei Delphine in den Wellen spielen [2]).

§. 29.

Zu den Kameen, namentlich zu den grösseren, wählte man am liebsten mehrfarbige Steinarten, und zwar solche, welche aus mehreren Lagen von verschiedener Farbe bestanden, wie die Onyxe und Sardonyxe, von welchem Gesteine die Alten aus dem Oriente die seltsamsten und kostbarsten Exemplare erhalten mochten, welche vielleicht gegenwärtig nicht mehr von gleicher Schönheit und Grösse aufgefunden werden können [3]). Auch der Chalcedon wurde häufig zu Kameen ver-

---

pasten sind in gewisser Hinsicht nicht weniger selten, da mehrere Cabinete, z. B. das zu Florenz, von nun an keine Abdrücke mehr zu nehmen verstatten.“ Tölken, Vorrede S. XLIX. bemerkt noch: „Ausserdem sind oft Steine nach antiken Pasten geschnitten, und wofern man etwa die Autorität älterer Verzeichnisse beibringen wollte, so haben diese bei der Frage, was Stein, was Paste sei, gar kein Gewicht. Beger hält alle grünen Glasflüsse für Smaragd, die violetten für Amethyst, die opaken für Iaspis, und von Agostini lässt sich dasselbe behaupten.“

1) Vgl. Winckelmann, Werke Bd. III, S. 44. Buonarroti Medagl. p. 437. O. Müller, Archäol. S. 446, Ausg. 3 (von Welcker).

2) Tölken, Verzeichniss u. s. w. S. 75, N. 161. S. die hier beigegebenen Abbildd. Taf. I, Fig. 8. Ich habe hier Fig. 9 noch die vortreffliche Darstellung des schwimmenden Leandros auf einem Carneol beigefügt, an welchem die Bewegung der rechten, aus den Wellen hervorragenden Schulter gleichsam sichtbar hervortritt. Der Kopf ist meisterhaft gearbeitet. Diese Gemme befindet sich ebenfalls in d. K. Preuss. Sammlung. Tölken, Verzeichniss, Cl. IV, N. 414, p. 306.

3) Lukian Dial. meretric IX. 2 bezeichnet einen Sardonyx dieser Art mit den Worten ψῆφος τῶν τριχρωμάτων, ἐρυθρὰ ἐπιπολῆς, Plinius XXXVII, 31: nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior, von derselben Steinart. Die schönsten und mit der saubersten und kunstreich-

wendet und man findet in der K. Wiener Sammlung mehrere vorzügliche Gemmen von dieser Steinart [1]. Weit seltner ist der Türkis zu Kameen verarbeitet worden, doch findet man in der bezeichneten Sammlung zu Wien auch ein Exemplar von diesem Gestein [2]. Auch der Iaspis (welcher häufig Iaspisachat genannt wird) kommt mehrmals vor [3]. Ein Isiskopf von der feinsten Arbeit in Malachit befindet sich in der K. Russischen Gemmensammlung zu Petersburg [4]. Wie Köhler behauptet, finden sich in den Gemmensammlungen auch viele Kameen aus Hyacinth [5], wo er jedoch nicht von antiken Kameen, sondern von solchen, welche erst seit einigen Jahrhunderten entstanden sind, handelt [6]. Wenn die alten Daktylioglyphen auch aus Hyacinth Kameen hergestellt haben, so sind es jedenfalls Steine von kleinem Umfange gewesen, welche zu

---

sten Arbeit ausgeführten Kameen bestehen in der Regel aus Sardonyx. Vgl. Köhler, Dioscorides und Solon, in Böttiger's Archäologie und Kunst Bd. I. Stück 1. S. 35. Ein starker Irrthum findet sich bei Gurlitt, Gemmenkunde in d. archäolog. Schriften, herausg. v. C. Müller S. 95, dass man nämlich eine grössere Menge von Kameen als von Intaglio's finde, was gerade umzukehren ist. Ebenso unrichtig ist die Bemerkung, dass die Kameen nur von Frauen zum Schmuck und zur Verschönerung des Körpers getragen worden seien. Das Gegentheil zeigt Seneca de benefic. III. c. 26.

1) Vgl. Jos. Arneth, Monumente d. k. k. Münz- und Antiken-Kabinets Taf. I. N. 2. Taf. II. N. 22. S. 39. XX. 27. 28 u. a.

2) S. Jos. Arneth l. c. S. 5. Taf. 1. N. 1.

3) Arneth. l. c. S. 39. XX. N. 26. Dagegen kam der Blutiaspis erst spät in Anwendung. H. K. E. Köhler, Abhandl. über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler (gesammelte Schriften, herausg. v. L. Stephani Bd. III. Petersb. 1851) S. 16 bemerkt: „Denn nie haben Griechen und Römer in Blutiaspis geschnitten, am allerwenigsten die Griechen in jenen frühen Zeiten: kaum dass sich diese Steinart geschnitten in den Zeiten der späteren griechischen Kaiser entdecken lässt.“

4) Köhler, kl. Abh. zur Gemmenkunde Thl. I. S. 6. Wir haben diese schöne Gemme bereits unter den ägyptischen und ägyptisch-griechischen Werken aufgeführt.

5) Thl. I, S. 185.

6) Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx Cap. 18, S. 60. Kleine Abh. zur Gemmenkunde Th. I. S. 185 wo er gegen Brückmanns Ansichten polemisirt.

Schmuckringen bestimmt waren. Zu Siegelringen mit vertieft geschnittenen Steinen wurde der Hyacinth häufig verwendet. Die grössten und schönsten der uns aus dem Alterthum erhaltenen Kameen bestehen jedoch aus Onyx und Sardonyx von mehreren Lagen.

§. 30.

Was nun die Bearbeitung, die Polirung und Gravirung der vertieft geschnittenen Steine betrifft, so mochten die ersten Versuche sowohl in den Staaten des Orients als in Hellas mit Steinen von geringerer Härte und anmuthigen Farbenspiel gemacht werden, sofern die Schönheit dieser Minerale den Künstler zu Versuchen einladen und die Arbeit des Gravirens ohne erhebliche Schwierigkeiten ausgeführt werden konnte. War so der Weg gebahnt worden, so schritt man nach und nach von den weicheren zu den härteren Steinen fort, bis man auch die härtesten (den Diamant abgerechnet) zu schneiden vermochte. Je nachdem nun die Steinart hart und spröde, oder weicher und gefügiger war, konnten verschiedene Arten der Bearbeitung eintreten. Theophrastos redet vom Sägen, Schneiden und Drechseln[1]. Seitdem nun der Kunstbetrieb in diesem Gebiete weiter vorgerückt war, musste der zu bearbeitende Stein bis zum Einfassen durch die Hände von drei verschiedenen Künstlern (und opifices) gehen, durch die Hände des Steinschleifers (politor), durch die Hände des Steinschneiders (scalptor) und durch die Hände des aurifex oder Einfassers (compositor gemmarum), welche Künstler in Inschriften (namentlich auf Steinen mit römischen Grabaufschriften) häufiger als bei den alten Autoren gefunden werden[2]. Der Schleifer (po-

1) Theophrast *περὶ λίθων* p, 696 ed. Schneider (Tom. I. opera): *Ὅλως μὲν ἡ κατὰ τὰς ἐργασίας καὶ τῶν μειζόνων λίθων πολλὴ διαφορά· οἱ μὲν γὰρ πριστοὶ, οἱ δὲ γλυπτοί καθάπερ ἐλέχθη, καὶ τορνευτοὶ τυγχάνουσι κτλ.* u. p. 687: *γλυπτοὶ γὰρ ἔνιοι καὶ τορνευτοὶ καὶ πριστοὶ· τῶν δὲ οὐδὲ ὅλως ἅπτεται σιδήριον· ἐνίων δὲ κακῶς καὶ μόλις.*

2) Ephr. Lessing, Antiquarische Briefe, 40, Sämmtliche Schriften Bd. VIII. S. 126 f. (v. K. Lachmann). Er bemerkt hier richtig über die Bedeutung des Wortes polire: „Denn polire heisst nicht blos, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch lae-

litor) hatte die Aufgabe, den Stein überhaupt soweit herzurichten, dass der Scalptor nur noch sein Bildwerk auf demselben auszuführen brauchte. Er musste also dem Steine die der Einfassung entsprechende Form geben, mochte er in Gestalt eines abgeeckten Oblongums, oval oder rund, prismatisch oder pyramidalisch geschliffen werden. War die gewünschte Form, welche man zunächst nach der Beschaffenheit. des Steines in seinem natürlichen Zustande bestimmen mochte, hergestellt, dann wurde mit der Politur begonnen, in welcher die alten eine bewundernswürdige Meisterschaft erlangt hatten, so dass selbst diejenigen Gemmen, auf welche der Steinschneider weniger künstlerische Arbeit verwendet hat, doch in der Politur unübertrefflich sind [1]). Ausserdem hatte man noch besondere Mittel, um dem Steine den möglichsten Glanz zu verleihen, was auch die neueren Steinschneider angenommen und worüber sie verschiedene Vermuthungen aufgestellt haben [2]). Wir

---

vigare ausdrückt, sondern es heisst auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich ohne Zweifel auf alle und jede *ἐργασία πρὸς τὸ λαμπρὸν*, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klarer und glänzender zu machen."

1) Gori Dactyl. Smith. T. II. (Histor. glyptographica p. 56: „Quod spectat ad lapidarios opifices, hi facile esse possunt, qui gemmas poliebant, quod ut bene apteque fieret, non solum opificio sed etiam peritia ac studio pollere debebant; nam et gemmas et crystalla et vitra habemus unica arte polita, quod opus facettare et brillantare etiam patrio nostro vocabulo dicimus."

2) Laurent. Natter, Traitè de la méthode antique de graver en pierres fins, comparée avec la methode moderne, Londr. 1754. Fol. s. finem: „Je suis dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possedoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vù la quantitè prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées nous ont transmises; tandis qu'à present à peine en trouve-t'on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture etc. Vgl. dazu Ephraim Lessing, antiquar. Briefe S. 103 (Werke, von Lachmann Bd. VIII). Wir haben bereits im ersten Abschnitte einige Stellen des Plinius berührt, in welchen er auf die Erhöhung des Glanzes der Steine durch künstliche Mittel hingewiesen hat, wie durch das Kochen in Honig: et alias omnes gemmae mellis decoctu intescunt, praecipue Corsici (XXXVII, c. 74 od. c. 12. Sect. 74).

haben nun aber zunächst noch die Arbeit des Schleifens und die dazu gebrauchten Hülfsmittel genauer ins Auge zu fassen. Ueber die Mittel, deren sich die politores bedienten, ist viel Unstatthaftes vorgebracht worden, wozu das von Plinius erwähnte Naxium Veranlassung gegeben hat. Zunächst begreift Plinius unter Naxium eigentliche Schleif- oder Wetzsteine (cotes), welche auf der Insel Kypros gewonnen, dann aber von den armenischen übertroffen und verdrängt wurden [1]. Hier ist also an kein Schleif- oder Polir-Pulver, nicht an naxischen Staub u. s. w. zu denken. Wir dürfen also wohl annehmen, dass mit Hülfe dieser Schleif- oder Wetzsteine die zu bearbeitende Gemme erst im Groben abgeschliffen und geformt wurde, bevor man das gröbere oder feinere Polirpulver in Anwendung brachte [2]. War die gewünschte Form gewonnen worden, dann begann man mit der Politur, und dazu diente nun ein anderer staubartiger Stoff, welcher wohl zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Künstler-Officinen ver-

1) Plinius XXXVI, 7, 10: Signis e marmore poliendis gemmisque etiam scalpendis atque limandis Naxium diu placuit ante alia; ita vocantur cotes in Cypro insula genitae. Vicere postea ex Armenia invectae. Ebenso hatte bereits Theophrastos *περὶ λίθων* p. 697 (ed. Schneider) nur von Schleifsteinen geredet: *καὶ πάλιν ὁ λίθος, ᾧ γλύφουσι τὰς σφραγίδας, ἐκ τούτου ἐστὶν, ἐξ οὗπερ αἱ ἀκόναι, ἢ ἐξ ὁμοίου τούτῳ· ἄγεται δὲ ἡ (ἀρίστη) ἐξ Ἀρμενίας.* Diese Cotes gestatteten auch eine Probe der ächten und der falschen gemmae: Plin. XXXVII, 26: Adulterantur vitro simillime, sed cote deprehenduntur, sicut aliae gemmae etc. Diese Cotes dienten aber auch zum Schärfen der eisernen Instrumente: XXXVI, 47: Inter aquarias (cotes) Naxiae laus maxima fuit, mox Armeniacae, de quibus diximus. Nach Dioscorides V, 168 brauchte man das *ἀπότριμμα* des cyprischen Schleifsteins zum Schärfen des Eisens.

2) Wenn Plinius XXXVII, 20 von den Beryllen bemerkt: Poliuntur omnes sexangula figura artificum ingeniis, quoniam hebes unitate surda color repercussu angulorum excitetur; aliter politi non habent fulgorem, so kann das poliri nur vom Schleifen mit dem Schleifstein verstanden werden: denn mit dem Schleif- oder Polir-Staube wird man wohl an so harten Steinen niemals eine sexangula figura hervorbringen. Plin. XXXVII, 32 von dem Topaz: Est autem amplissima gemmarum; eadem sola nobilium limam sentit, ceterae Naxio doliuntur; haec et usu atteritur, wo poliuntur im Gegensatz zu limam sentit, et usu atteritur ebenfalls nur vom Schleifen verstanden werden kann.

schieden war. Es konnte ein stark angreifendes oder ein milderes Politurpulver sein[1]). Auch konnte dieses mit verschiedenen Flüssigkeiten, mit Oel oder Wasser angefeuchtet werden, um den sogenannten Smirgel herzustellen. War dieser Smirgel energisch, so konnte der Schleifer auch wohl noch der Form des Steines damit nachhelfen und kleine Unebenheiten dadurch beseitigen.

Man gab dem zu bearbeitenden Steine, je nach seiner natürlichen Beschaffenheit oder nach Verhältniss der bildlichen Gegenstände, welche darauf ausgeführt werden sollten, entweder eine auf der oberen Fläche ebene oblonge oder ovale, oder eine etwas convexe, schildförmige Gestalt, welche letztere zu Siegelringen vorzüglich geeignet schien[2]). Seitdem man die optischen Gesetze des Prisma genauer kennen gelernt hatte, mochte man bei ganz durchsichtigen Steinen gern die prismatische Form wählen, um durch den Reflex eine stärkere Lichtwirkung, ein helleres Farbenspiel zu erzielen. Nach der Angabe des Plinius wurden z. B. alle Berylle sechskantig (sexangula figura) geschliffen, um dadurch ihren Glanz zu erhöhen[3]).

---

1) Aloys. Hirt in Böttigers Amalthea Bd. II, S. 9 f. vermuthet, dass das Naxium aus dem Pulver oder den Splittern der cyprischen Diamanten bestanden habe, welche Plinius als weicher darstellt, sofern sie unter den Hammerschlägen zersplittern und von anderen Diamanten durchbohrt werden können. Allein ein solches Pulver würde sich mehr für den Steinschneider geeignet haben. — Einen besonderen Ruf scheint die bithynische Politur gehabt zu haben: Isidorus Etym. XIX, 32, p. 476. ed. Rom. 1801, 4. (Corpus Grammaticorum ed. Lindemann Tom. III, p. 613): Thynnius purus et, primus in Bithynia fabricatus, quam olim Thynnam vocabant. Flaccus:

> Lucentes, mea vita, nec smaragdos,
> Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
> Nec percandida margarita quaero,
> Nec quos thynnica lima perpolivit
> Anellos, neque iaspios lapillos.

2) Vgl. Veltheim, Sammlung vermischter Aufsätze, Halberst. 1800. S. 155. und J. R. Blum, die Schmucksteine und deren Bearbeitung, Heidelb. 1828, S. 27.

3) Plinius XXXVII, c. 20. Vgl. Ephr. Lessing, antiquarische Briefe 40, p. 126. Bd. VIII, Ausg. v. Lachmann. J. R. Blum, die Schmucksteine

Auch redet Plinius von der Herstellung concaver Formen, damit das Auge deren Lichtwirkung um so stärker wahrnehme, welche Form Plinius jedoch nur in Beziehung auf diejenigen Smaragde erwähnt, welche zum Graviren nicht bestimmt wurden[1]). Hatte nun die Gemme Form und Politur erhalten, so nahm dieselbe der Steinschneider (*γλυπτὴρ, γλυπτὴς, δακτυλιογλύφος, δακτυλιοῦργος*, gemmarum insignitor, scalptor, cavarius) in Arbeit und griff sie mit seinen Instrumenten an[2]), wobei ihm zugleich eine dazu bestimmte Composition von Schleifpulver oder Smirgel gute Dienste leistete[3]). Dieses Hülfsmittel

---

u. s. w. S. 37 bemerkt sowohl in Beziehung auf die antike als auf die moderne Steinschneidekunst: „die Formen, welche die Künstler den Edelsteinen beim Schleifen verliehen, sind sehr verschieden. Sie richten sich nach der Beschaffenheit derselben, daher auch die grösste Kunst darin bestehet, dies Verhältniss bei dem zu bearbeitenden Steine gehörig zu beobachten und ihm die seiner Natur am meisten entsprechende Form zu geben; auf andere Weise müssen die wasserhellen, auf andere die gefärbten und farbenspielenden Steine behandelt werden. Bisweilen muss sich der Künstler in der Bearbeitung nach der ursprünglichen Gestalt richten, — um beim geringsten Zeitaufwande so wenig Mühe und Abgang als möglich zu haben. Durchsichtige Steine darf man nicht zu dick fassen, weil entweder die Lichtstrahlen zu stark gebrochen werden oder dieselben gar nicht durchdringen können, was den Stein seines Feuers beraubt. Steine dieser Art heissen klumpigte. Der entgegengesetzte Fehler ist eben so nachtheilig, da der Stein sowohl an Schönheit, Feuer und Schwere, als auch an Werth verliert.“

1) Plin. XXXVII, 5, 16.

2) Pollux Onomast. VII, 179 (p. 316 ed. Bekker) hat Folgendes zusammengestellt: *δακτυλιογλύφος, δακτυλιουργὸν αὐτὸν εἴρηκε Φερεκράτης· τὸ δὲ γλύφειν Κρατῖνος καὶ τὸ γλύμμα Εὔπολις· δακτύλιος, δακτυλίδιον· καὶ τοῦ δακτυλίου τὸ μὲν τι ὁ κύκλος, τὸ δὲ. ἵνα ὁ λίθος ἐναρμόζεται πύελός τε καὶ πυελίς, ὡς ἔφη Λυσίας, τὸν δὲ περιφερῆ καὶ ἄλιθον δακτύλιον ἄπειρον καλοῦσιν.* Dann VII, 108: *καὶ δακτυλιογλύφοι· τὸ ὄνομα παρὰ Κριτίᾳ καὶ Πλάτωνι, Φιλύλλιος δὲ ἐν Πόλεσιν δακτυλιουργὸν ὠνόμασεν.* Hier könnte man wohl annehmen, dass *δακτυλιουργὸς* blos den Verfertiger des metallenen Ringes bezeichnet habe, und *δακτυλιογλύφος* nur den Steinschneider. Hesychius v. p. 879, Tom. I, Alb. bemerkt: *Δακτύλιος, Ἀττικῶς διέστελλον· καὶ τὸν μὲν ἁπλοῦν δακτυλίδιον ἐκάλουν· τὸ δὲ γλυφὴν ἔχον σφραγίδιον.* Suidas v. *Δακτύλιος ἡ σφραγίς.*

3) Das erwähnte Naxium haben Einige für naxischen Staub oder Smirgel gehalten, um die Instrumente damit zu schärfen, weil Dioscorides die

war gewiss ganz anderer Art als das, was zur Politur diente. Die ganze Operation des Künstlers scheint von dem Verfahren der neueren Steinschneider sehr wenig verschieden gewesen zu sein[1]. Die Instrumente desselben hatten verschiedene Formen

---

ἀποτρίμματα der cyprischen Schleifsteine zu diesem Behufe anwenden lässt (V, 168), wie schon angegeben worden ist. Klotz über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, Altenb. 1768 hatte in dem Naxium Diamantpulver erkannt, wovon bei Plinius keine Rede ist. Lessing behauptete gegen Klotz, Naxium sei das Pulver aus cyprischen Schleifsteinen gewesen, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unseres Smirgels gebraucht haben, in der Folge habe man das vorgezogen, welches aus Armenischem Schleifsteine verfertigt worden sei (Werke Bd. VIII, S. 94 ff. Ausg. v. Lachmann). Allein Plinius hat nicht von Pulver, sondern von Schleifsteinen geredet, wie oben bereits bemerkt worden ist. Aloys. Hirt (Amalthea von Böttiger Bd. II, S. 10 u. 11) hat cyprischen Diamantenstaub für das wahrscheinlichste gehalten und den Lessing getadelt, dass er den Gebrauch des Diamantstaubes bei den Alten leugnen wollte. Allein Diamantstaub hat Plinius nirgends erwähnt, sondern nur Diamantsplitter zum Graviren. Und überhaupt haben die Alten Diamantpulver nicht gehabt und nicht gebraucht. Daher sie auch den Diamant nicht zu bearbeiten vermochten. Lessing l. c. S. 100 f. Mariette, Traité d. pierr. grav. I, p. 156 hat die Alten den Diamantstaub benutzen lassen und hält das, was Plinius über die Härte des Diamantes berichtet, für absichtlich verbreitete Unwahrheit derer, welche mit Diamantstaub handelten, um allein im Besitz dieses Handels zu bleiben. Einige alte Autoren haben den Smirgel als eine besondere Steinart, und als eine Art Sand bezeichnet: Dioscorides V, 166: *Σμίρις λίθος ἐστὶν, ᾗ τὰς ψήφους* (die Gemmen, edlen Steine) *οἱ δακτυλιογλύφοι σμήχουσιν.* Hesych. v. Tom. II, p. 1231 ed. Alb.: *Σμιρίς· ἄμμου εἶδος, ᾗ σμήχονται οἱ σκληροὶ τῶν λίθων.* Vgl. dazu die Interpp. Hier ist also von *σμήχειν*, abreiben, poliren, die Rede. Job c. 41, 6: *ὁ δὲ σύνδεσμος αὐτοῦ, ὥςπερ σμυρίτης λίθος.* Die Entscheidung über die Qualität des Smirgels der alten Steinschneider hängt von dem Zwecke ab, zu welchem sie denselben anwendeten. Der Smirgel konnte das Einschneiden fördern, konnte das Ausspringen verhindern, konnte die Arbeit am Rade durch grössere Sicherheit erleichtern u. s. w. Mit Entschiedenheit und Genauigkeit können wir jetzt den eigentlichen Zweck wohl nicht mehr ganz bestimmen, wie vieles auch Lessing l. c. S. 95 ff. in dieser Beziehung vorgebracht und hierbei den Salmasius und Meursius (S. 96) widerlegt hat. Ueber den Smirgel der neueren Steinschneider vgl. J. R. Blum, die Schmucksteine und deren Bearbeitung S. 55 f.

1) Vermiglioli, Giv. Bat. Lezioni elementari di archeologia Vol. I, p. 273, §. 7 (Perugia, 1822) bemerkt: Il meccanismo e la pratica degli

und waren sowohl zum Einschneiden als zum Bohren eingerichtet. Zur Gravirung der meisten halbedlen Steine von geringerer Härte mochten jene Instrumente lange ausreichen. Seitdem man aber die erfolgreiche Anwendbarkeit der Diamant-Splitter kennen gelernt hatte, benutzte man dieselben namentlich zur Bearbeitung der härteren Steinarten und vermochte nun (abgesehen vom Diamant selbst) alle, auch die härtesten Gemmen damit zu graviren[1]). Auch dienten bei Ermangelung derselben zu gleichem Zwecke mit Erfolg die Splitter des Ostrakias (auch Ostrakitis genannt), einer harten, dem Achat ähnlichen Steinart[2]) wahrscheinlich zur Gattung der härtesten Feuersteine gehörig, mit welchen wir ja auch Figuren in Glas

---

antichi Intagliatori non furono poi molto diversi de quelli che da noi stessi si usano. Auch der berühmte Steinschneider Natter hatte angenommen, dass die Alten eben so gearbeitet haben müssen als die Neueren, worüber man J. Gurlitt, arch. Schrift, herausg. von C. Müller, S. 88 f. vergleichen kann. Man darf jedoch hierbei nicht ausser Acht lassen, dass die alten bei wenigen Hülfsmitteln im höchsten Grade erfinderisch und in mühseliger Arbeit unübertrefflich waren, und dass wir doch viel zu wenig über ihre sämmtlichen Werkzeuge und ihr Verfahren unterrichtet sind. Lessing, antiquarische Briefe 29, p. 82 VIII. (Lachmann) hat in ähnlicher Weise geurtheilt, wo er das ferrum retusum, den terebrarum fervor u. s. w. bei Plinius beleuchtet: „Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.“ P. J. Mariette, Traité des prierres gravèes T. I, p. 1 u. p. 208 hat zwei Abbildungen des ganzen Mechanismus mit dem Rade und der Bouterolle mitgetheilt, welche er wahrscheinlich aus den Werkstätten neuerer Steinschneider entlehnt hat.

1) Dass die Diamantsplitter schon zur Zeit des Theophrastos in Anwendung gekommen sind, darf man aus seinen Worten (*περὶ λίθων* p. 696 ed. Schneid.) folgern: *Ἔνιαι δὲ λίθοι καὶ τὰς τοιαύτας ἔχουσι δυνάμεις εἰς τὸ μὴ πάσχειν, ὥςπερ εἴπομεν, οἷον τὸ μὴ γλύφεσθαι σιδηρίοις, ἀλλὰ λίθοις ἑτέροις.*

2) Plin. h. n. XXXVII, 65: duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis eius. Einige lehrreiche Bemerkungen über den Gebrauch der Diamantspitzen bei den alten Daktylioglyphen hat bereits Ephr. Lessing in seinen antiquarischen Briefen (gegen Klotz und Christ), namentlich im 28. u. 29. Briefe S. 88 ff. 91 ff. (Werke Bd. VIII. von Lachmann) mitgetheilt, wo er den Plinius gegen Klotz vertheidigt.

ritzen können. Natürlich erhielten sowohl die Diamant- als die Ostrakias-Splitter eine feste Einfassung, bevor sie angewendet wurden. Alle diese zum Graviren dienende Instrumente wurden seit der weiteren Ausbildung der Steinschneidekunst in den meisten Fällen durch ein Rad und einen damit in Verbindung stehenden Mechanismus in ähnlicher Weise, wie noch gegenwärtig in den Officinen der Gemmenschneider, in Bewegung gesetzt, und der zu bearbeitende Stein an die Spitze des bohrenden oder schneidenden Instrumentes gehalten, so dass die Arbeit langsam, aber desto sicherer von Statten ging [1]). Zu welcher Zeit der Gebrauch des Rades eingetreten sei, vermögen wir nicht anzugeben. Die vor dieser Zeit geschnittenen Gemmen müssen aus freier Hand bearbeitet worden sein, und man konnte desshalb dazu gewiss nur Steine von geringerer Härte brauchen. So scheinen mehrere alte ägyptische Skarabäen ohne Hülfe des Rades geschnitten worden zu sein [2]). Nun muss man fragen, wurden durch das Rad und seine Bouterolle nur eiserne oder metallene Bohr- und Schneide-Instru-

---

1) Ich bemerke „in den meisten Fällen" weil auch nach Erfindung des Rades gewiss noch mancher zierliche kleine Stein ohne Rad, aus freier Hand geschnitten worden ist. Ueber die Anwendung des Rades bemerkt Lessing, antiquar. Briefe 27, S. 85 f. (VIII, Lachmann): „Natter zeigte an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, dass auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten und folglich bei ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. S. 86 f.: Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, dass, so wie an dem einem alles mit dem Rade geschnitten sei, so sei an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertiget? Sagt er nicht mit klaren Worten, dass eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigne Manier bestanden, welche der Meister des zweiten gehabt?

2) Vgl. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde I, S. 6. J. Fr. Christ, Abhandlungen über Litt. u. Kunstwerke d. Alterth. S. 294 (herausg. v. J. K. Zeune) hat vermuthet, dass die Alten ihre Gemmen gar nicht mit Hülfe des Rades geschnitten, sondern alles durch eiserne Instrumente ausgeführt haben; 1) desshalb, weil man mit Hülfe des Vergrösserungsglases auf den Steinen Striche oder Ritze bemerke, 2) weil Plinius stets die Worte scalpere brauche. Allein diese bereits widerlegte Meinung ist nur auf die früheste Periode der Glyptik anwendbar, und späterhin ausnahmsweise nur auf einzelne Künstler.

mente in Bewegung gesetzt, oder auch diejenigen, in welche der Diamantsplitter eingefasst war? Nachdem Plinius auch die Diamantspitze mit unter den Werkzeugen aufgeführt hat, bemerkt er weiter, dass je heisser die Bohrinstrumente (terebrae) geworden seien, desto leichter die Arbeit am Steine ausgeführt werde[1]). Hieraus könnte man folgern, dass er auch die Diamantspitze durch das Rad habe arbeiten lassen. In Lessings polemischen Erörterungen gegen Klotz und Lippert über die Anwendung des Rades habe ich keine Spur entdecken können, dass er auch den gefassten Diamantsplitter durch das Rad habe arbeiten lassen. Vielmehr wird hier der Gebrauch der Diamantspitze überall der Arbeit mit dem Rade entgegengesetzt. Und doch sollte man wohl meinen, dass, wenn einmal die Arbeit am Rade viel sicherer, leichter und präciser von Statten ging, dies auch mit dem Diamantsplitter der Fall gewesen sein müsse. Denn war der Diamantsplitter einmal gefasst, so konnte er doch wohl an dem Mechanismus des Rades befestiget werden[2]). Dessen-

1) Plin. XXXVII, 76: Jam tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retunso, omnes autem adamante; plurimum vero in his terebrarum proficit fervor. Der terebrarum fervor passt freilich besser auf metallene Instrumente, weil sich an diesen durch fortgesetzte rasche Friction der fervor eher einfindet, als an einem sehr kleinen und und von Natur kalten Diamantsplitter. Fronto, Epist. IV, 3, p. 98 ed. Rom. 1823: Verba prorsus alii vecte et malleo, ut silices moliuntur, alii autem caelo et marculo ut gemmulas exsculpunt etc.; wo vom Diamantsplitter keine Rede ist. Vgl. Augustin, de civit. dei c. 21 und Isidor. Etym. XIX, c. 32.

2) Lessing, antiquarische Briefe 29, S. 92 (Bd. VIII, Ausg. v. Lachmann) cemerkt: „Ich bilde mir ein den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius (s. oben) zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neueren Steinschneider gar nichts wissen.“ Leider hat Lessing diese ganze Gattung nicht angegeben, wohl desshalb, weil er später darauf zurückkommen wollte, was jedoch unterblieben ist. Vorzüglich scheint er über das ziemlich dunkle ferrum retusum (Sillig retunsum) bei Plinius l. c. haben handeln wollen, dessen Anwendung wahrscheinlich durch das Schleifpulver oder den Smirgel bedingt wurde. Hierüber müssten die neueren Steinschneider am besten urtheilen können. Aber eben diese Anwendung des ferrum retunsum scheint Lessing den neueren Steinschneidern abgesprochen zu haben. S. 93 bemerkt er noch über seine zurück-

ungeachtet scheint es nicht der Fall gewesen zu sein, dass man mit der Diamantspitze vermittelst des Rades gearbeitet habe, vielleicht desshalb nicht, weil die Einwirkung leicht eine zu starke und schroffe hätte werden können, da schon metallene Werkzeuge durch die gleichmässige Gewalt des Rades eine bedeutende Wirkung erhielten. Auch darf man nicht behaupten, dass sich ohne Ausnahme alle Gemmenschneider des Rades bedient haben. Einzelne Künstler zogen es gewiss vor, aus freier Hand zu arbeiten, was mit der Diamantspitze um so leichter auszuführen war. Allein es haben auch nicht alle Künstler die kostspielige Diamantspitze in Anwendung gebracht [1]). Gar mancher mochte seine Gebilde aus freier Hand und ohne Diamantspitze, blos mit metallenen Werkzeugen eingraben, in welchen Fällen wohl nur Steine von geringerer Härte gewählt werden konnten. Ausserdem musste die Arbeit des Künstlers auch in sofern verschieden sein, als das einzugrabende Gebilde entweder etwas flach, oder tiefer oder sehr tief ausgeführt werden sollte, was theils von der Qualität des Steines, theils von dem herzustellenden Gebilde bedingt wurde. Antike Steine von sehr tiefem Schnitt gehören zu den Seltenheiten. Köhler hat in einer besonderen Abhandlung drei Steine mit den Namen der Künstler erläutert und über den ersten derselben Folgendes bemerkt: „Der erste Stein ist ein schöner orientalischer Topas, mit dem Sirius, dem Hundsstern, also eben das Subject, das sich auf dem berühmten Marlborough'schen Granat findet, der in Ansehung des tiefen Schnittes für ein Wunder der Kunst geachtet wird. In jenem Topas ist der Kopf eben so tief geschnitten, gleichfalls vorwärts gewandt, aber ein wenig mehr nach der linken Seite. Das Inwendige des Mundes, die Zähne, die Nase und das

---

gehaltene Meinung: „Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Toreutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, dass wir Neueren sie nur zur Hälfte ausüben, und dass es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντίστροφον von ihr geben könne und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht und nur der Toreutik zuerkennen will."

1) Vgl. Lessing l. c. Briefe 23, S. 101.

weiche Fleisch der Lippen sind äusserst zart und fein gearbeitet: der Leib ist mit langem zottigem Haare bewachsen [1]).“ Ein vortrefflicher Chalcedon mit dem Haupte des dodonäischen Iupiters ist ebenfalls sehr tief gegraben. Die Nasenspitze senkt sich so tief in den Stein hinein, dass ein vollkommener Abguss nicht genommen werden kann [2]). Was nun die Ausführung eines Bildes, einer aus mehrern Personen bestehenden Gruppe oder Scene, welche auf dem vertieft oder erhaben geschnitten Steine angebracht werden sollte, betrifft, so musste natürlich (abgesehen von sehr grossen Cameen) mit dem geringen Raume möglichst ökonomisch umgegangen werden. Da nun bei toreutischen Gebilden überhaupt, zumal auf so kleinem Raume eine Vertheilung, Entfernung und Verkleinerung der Figuren nach den Gesetzen der Perspective (von einem und demselben Standpuncte aus betrachtet) nicht wohl ausführbar ist, so suchten sich dennoch die Künstler je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und Geschicklichkeit der allgemeinsten Forderung der Perspective einigermassen zu nähern, indem sie die Hauptfiguren voranstellten und dieselben auf dem Kameo stärker und erhabener, auf dem Intaglio stärker und tiefer, die Nebenfiguren dagegen nach Verhältniss der Entfernung von den Hauptfiguren kleiner und kleiner, eben so flacher und flacher bildeten. Diesem Zwecke entsprachen auch die Intaglios mit hoher schildförmiger Fläche. Die Figuren auf der schildförmigen Fläche zeigen im Abdruck eine entsprechende Vertiefung, in welcher die Hauptfiguren der Mitte stärker hervortreten, die Nebenfiguren aber in den weniger tiefen Stellen wie von der Seite oder um die Hauptperson herumgestellt und von dieser entfernt erscheinen, da sie schwächer und flacher als diese ausgeprägt werden. Bei den aus Sardonyx bestehenden Cameen mit einer oberen farbigen Schicht auf einer weissen konnte sich der Künstler durch angemessene Benutzung der Farben helfen, so dass hier der Schein der Entfernung der einen Figur von der anderen bewirkt wurde. Weiter konnte

1) Bemerkungen über drei bis jetzt unbekannte geschnittene Steine mit den Namen der Künstler, Kleine Abh. zur Gemmenkundé Th. I, S. 73.
2) Köhler l. c. S. 74.

hier die Perspective nicht in Anwendung kommen, auch wenn die Alten ihre höheren Gesetze genau gekannt hätten, was ihnen Lessing durchaus abgesprochen hat[1]).

§. 31.

Hatte nun der Stein (der Intaglio) seine äussere Gestalt, seine vollendete Politur und sein Bildwerk (τὸ ἔγγλυμμα) erhalten, so wurde er nun von dem Goldarbeiter (aurifex) eingefasst, am liebsten in Gold oder Silber; doch wurden auch Fassungen aus Erz oder Eisen nicht verschmähet[2]). Der Behälter

---

1) Antiquar. Briefe 9, S. 27 ff. 10, S. 31 f. 11, S. 33 f. 12, 37 ff. VIII, Ausg. v. Lachmann. Er hat sich hierbei namentlich auf die Beschreibung der Gemälde des Polygnotos bei Pausanias gestützt. Auch Lippert, Vorrede zur Daktyl. S. 18 hat den alten Künstlern die Kenntniss der Perspective abgesprochen, welche ihnen Winckelmann zuerkannt hatte. Gewiss darf man annehmen, dass, nachdem sich bei den Griechen die Skiagraphie und Skenographie ausgebildet hatten (vgl. H. Brunn, Gesch. der griech. Künstler Th. II, Abth. I, S. 71 ff.), die vorzüglichsten Künstler sich auch den Forderungen der Perspective immer mehr näherten, wenn sie auch die höheren mathematischen Gesetze derselben mehr ahnten als wirklich kannten.

2) Silber und Bronze wurden weniger als Gold und gewöhnlich nur zur Fassung geringerer Steine oder auch zu Glaspasten verwendet. Vgl. Tölken, Verzeichniss u. s. w., Vorrede S. X. — Bronze-Singe, in der Gegend von Boulogne gefunden, erwähnt Grivaud de la Vincelle, Recueil des monumens antiques dans l'ancienne Gaule, Tom. II, p. 11, nebst Abbildungen, Taf. III, Fig. 8. 9. Abraham Gorläus hat in s. Daktyliothek 28 eiserne Ringe (als annuli antiqui) aufgeführt und davon Abbildungen mitgetheilt (praefat.: magna annulorum antiquorum ex omni metallo et gemmarum felici illo artium seculo incisarum copia ad me mittitur), welche wohl nicht als ächte antike Arbeiten betrachtet werden können. Nach den eisernen führt Gorläus 14 eherne oder bronzene an (29—42) mit ihren Abbildungen auf, worauf die silbernen und goldnen folgen. Aller Wahrscheinlichkeit ist Gorläus durch Zusendungen dieser Art nicht selten getäuscht worden. So kommt z. B. auf Taf. 8 unter den Gemmenbildern ein Gefäss (Oinochoe) vor, wie solche die Alten nicht hergestellt haben. Diese Gefässform war im 17. Jahrh. gebräuchlich. Auch der Hippokampe ebendaselbst zeigt nichts Antikes; eben so wenig die weibliche Figur mit dem beflügelten Schlangenstab N. 12, Taf. 6. So die seltsame Figur N. 82. Ueberhaupt scheint mir ein grosser Theil der Gorläischen Gemmen nicht antik zu sein. Auch macht die Qualität der Abbildungen einen so wider-

des Steines im Ringe war in den meisten Fällen dem Behälter des abzuwerfenden Steines an der Schleuder ähnlich. Daher bei den Griechen dieser Behälter am Ringe σφενδόνη, bei den Römern funda genannt wurde[1]). Eine andere Bezeichnung dieser Vertiefung bei den Römern war pala, vielleicht von der Aehnlichkeit derselben mit der Schaufel und ähnlichen Werkzeugen[2]). Der einzulegende Stein muss diesen entsprechend in den meisten Fällen eine solche Gestalt gehabt haben, welche der funda und pala zukommen, also wohl eine mehr ovale, stumpfoblonge, convexe Form. Bei Ringen mit einer

---

lichen Eindruck, dass man diese gesammten Gemmen für schlechte Machwerke der neueren Zeit erklären möchte, obwohl es an wirklich antiken Werken in derselben nicht gefehlt hat.

1) Euripides Hippol. v. 876: τύποι σφενδόνης χρυσηλάτου. Plinius XXXVII, c. 42 u. c. 37 funda clauduntur. Bei Pollux VII, 179 wird nach Lysias dieser Theil des Ringes πύελος und πυελίς genannt. Bei Suidas v. p. 1164, Tom. I, ed. Bernh. dagegen δακτυλήθρα (erklärt durch ἡ τοῦ δακτύλου σφενδόνη). In derselben Bedeutung kommt μάνδρα in griechischen Epigrammata vor: Anthologia Graeca IV, 18, 6. Anal. I, p. 72, n. 17. Πύελος und μάνδρα bezeichnen einen Trog, Backtrog, also dieselbe längliche hohle Gestalt, wie σφενδόνη und funda.

2) Cicero, de officiis III, c. 9, wo früher die Lesart palea, gegenwärtig aber pala von den Herausgebern aufgenommen worden ist. Jul. Philargyrus im III. Georg. 134: et ea pars anuli, quae gemmam cohibet, propter similitudinem palea (pala) dicitur. Ueber den Ausdruck pala bei den Römern vgl. Pistolesi, Real-Mus. Borbonico Tom. V, p. 340 sq. Das Einfassen der Gemmen muss während der Kaiserzeit ein bedeutendes Geschäft gewesen sein, da namentlich in dem volkreichen Rom gewiss der Bedarf sehr gross war. Dass sich unter den späteren Kaisern selbst Frauen mit dem Einfassen der Steine so wie der Perlen beschäftigten, geht aus einer Inschrift hervor. Ant. Franc. Gorii, Dactyliotheca Smithiana p. 57 bemerkt: Claruisse apud Romanos et feminas quae auro includerent gemmas et margaritas, ex antiquis inscriptis marmoribus mihi compertum est. Discimus etiam eas conspicuo urbis loco, nempe in via sacra, officinas habuisse, in quibus praesertim mundi muliebris ornamenta ostendebant et vendebant. Testem adfero lapidem sepulcralem inter Donianos a me editum, qui haec habet: Marcia T. F. Severa Auraria et Margariteria de via sacra etc., vol. II, p. LX, erwähnt Gori aus einer Inschrift den Capsarius und Aurifex Protogenes (CAPSAR. AURIF.). Gori bemerkt jedoch hierzu selber, dass dieser Protogenes auch wohl die arca oder capsa des collegii aurificum unter seiner Aufsicht gehabt haben könne, welches collegium aurificum zu Rom durch Inschriften bezeugt wird.

soliden Sphendone, welche von unten den eingelegten Stein bedeckte, wurde das Farbenspiel durchsichtiger Gemmen auch schon bei den Alten bisweilen durch eine untergelegte farbige Folie erhöhet, was man natürlich nicht selten eben so wie in der neueren Zeit zu täuschendem Betruge benutzte. In der Sphendone hatte der eingesetzte Stein eine tiefe und sichere Lage. Allein nicht alle Gemmen wurden so gefasst, dass sie die untere Seite der Sphendone völlig bedeckte. Man wählte bisweilen auch eine solche Fassung, dass die Sphendone nur den äussersten Rand des Steines umschloss, so dass man denselben gegen das Licht halten konnte[1]). Dies gewährte bei durchsichtigen Steinen den Vortheil, dass man auf diese Weise das eingegrabene Bildwerk deutlicher zu erkennen vermochte[2]). Also blieb bei dieser Art der Fassung der Revers der Gemme frei. Dies konnte auch bei schönen durchsichtigen Steinen ohne Gravirung geschehen, war aber bei den gravirten noch viel wünschenswerther[3]).

Ringe mit geschnittenen Steinen von seltner Schönheit und Kostbarkeit des Materials sowohl als von vortrefflicher Arbeit wurden wohl in der Regel nicht zum alltäglichen Siegeln benutzt, sondern als Schmuck an den Fingern getra-

---

1) Plin. XXXVII, 8, 37: Quamobrem praestantiores funda clauduntur, ut sint patentes ab utroque parte, nec praeterquam margines auro amplectente. Vgl. XXXIII, 1, 6.

2) Vgl. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 74. Bekanntlich hat man auch diejenigen antiken Gemmen, welche erst in der neueren Zeit gefasst worden sind, so eingelegt, dass man sie an das Licht halten und das Bildwerk in seiner Schönheit und in seinen feinsten Zügen deutlich erkennen kann.

3) Daher Plinius XXXIII, 1, 6 —: neque ab ea parte, quae digito occultatur, auro clusit, aurumque milibus lapillorum vilius fecit. Vgl. XXXVII, 8, 37. und Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 26 f. Vettori, Diss. glyptograph. C. XXI. hatte angenommen, dass die Steinschneider an der Rückseite der geschnittenen Steine absichtlich Erhöhungen und Vertiefungen angebracht haben, um dadurch eine gleichmässige klare Farbe hervorzubringen, wenn die Gemmen gegen das Licht gehalten würden. Er hat dies an einem Achat mit der Venus und an dem Bruchstück eines Sardonyx nachweisen wollen, ist aber bereits von Köhler l. c. S. 31 widerlegt worden.

gen[1]), wenn auch mächtige Monarchen, wie Alexander und Augustus, oder überaus reiche und luxuriöse Römer, wie Antonius, kein Bedenken tragen mochten auch von den kostbarsten Ringen täglichen Gebrauch zu machen.

§. 32.

Die Intaglio's bilden, wie schon bemerkt, bei weitem die grösste Zahl der geschnittenen Steine, welche aus der alten Welt stammen und in den europäischen Antikensammlungen aufbewahrt werden[2]). In Beziehung auf dieselben ist jedenfalls eine der umfangreichsten und ausgezeichnetsten Sammlungen die K. Preussische im Antiquarium des älteren Museums zu Berlin, abgesehen von der Kais. russischen Sammlung, welche in der Gesammtzahl (der Intaglio's und Kameen) die ge-

---

1) Vgl. Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 74. Manche obgleich vertieft geschnittene Steine scheinen gleich ursprünglich nicht zum Siegeln bestimmt worden zu sein, da sie in manchen Theilen viel zu tief geschnitten waren, als dass ein guter Abdruck des Bildwerks erfolgen konnte, wie bereits bemerkt worden ist. Beiläufig möge hier bemerkt werden, dass die älteren Werke der Glyptik aus den griechischen Kunstperioden fast sämmtlich ohne Einfassung gefunden wurden, weil in den Zeiten der Plünderung und Verwüstung die rohen Schaaren, welchen jene Schätze in Asien, Griechenland und Italien in die Hände fielen, blos das Gold der Ringe schätzten und raubten, nicht oder weniger die geschnittenen Steine, deren Werth sie nicht kannten. Dagegen haben sich spätere römische Gemmen sammt den Ringen erhalten. Vgl. Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx S. 28 f. Möglich ist auch, dass wenn ganze Sammlungen von Ringen und edlen Steinen barbarischen Fürsten zur Beute wurden, diese die Steine aus den Ringen nehmen, dann das Gold einschmelzen und zu Münzen ausprägen liessen. Nach der sogenannten Völkerwanderung aber hatten auch Fürsten und Könige barbarischer Völker, wie Theoderich der Grosse, so viel Cultur und Kenntniss der Kunstschätze erlangt, dass sie nicht blos das Gold der Ringe, sondern auch die geschnittene Steine in denselben schätzten und aufbewahrten.

2) Eine völlig verkehrte Bemerkung hat J. Gurlitt, über die Gemmenkunde S. 95, in dessen archäol. Schriften, herausg. v. Corn. Müller, gemacht: „Daher findet sich auch eine grössere Menge von Kameen als von Intaglio's."

nannte bei weitem überragt[1]), und abgesehen von den stattlichen Daktyliotheken in Italien, Paris und London. Die Zahl der ächt antiken Kameen ist in der Preuss. Sammlung eine sehr geringe im Verhältniss zu den vertieft geschnittenen Steinen[3]). Nach Köhler's kritischen Beleuchtungen soll sich freilich eine beträchtliche Anzahl unächter und werthloser Gemmen in dieser Sammlung befinden. Wäre dies auch wirklich der Fall (was auch in vielen anderen Gemmensammlungen anzunehmen und wovon die kaiserl. russische wohl eben so wenig frei zu sprechen ist), so bleibt doch die Masse der allseitig anerkannt antiken und werthvollen geschnittenen Steine derselben (unter welchen sich die vollendetsten Werke der Kunst befinden) noch immer gross genug, um sich mit jeder anderen europäischen Daktyliothek messen oder sich ihr an die Seite stellen zu können, wie hoch auch Köhler die russische im Verhältniss zur preussischen angeschlagen hat[4]).

§. 33.

Ueber diejenigen Steinarten, welche vorzugsweise zu den vertieft geschnitten so wie zu den erhaben gearbeiteten Gemmen gewählt wurden, haben wir bereits oben gehandelt. Hier nur noch einige Bemerkungen: Abgesehen von den schönsten durchsichtigen Gemmen höheren Werths findet man die vortrefflichsten tiefgeschnittenen Arbeiten unter den Carneolen, so-

---

1) Vgl. H. K. E. Köhler, kl. Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, Bemerkungen über die berühmte Sammlung von geschnittenen Steinen Ihrer kaiserl. Majestät Katharina II. S. 3, welcher die kais. Sammlung auf eine Anzahl von 10,000 Stücken schätzte.

2) Vgl. hierüber Gurlitt l. c. S. 132 ff.

3) Tölken, Vorrede z. s. Verzeichniss bemerkt, dass die Zahl der vertieft geschnittenen Steine, welche in seinem Verzeichnisse beschrieben und erklärt worden sind, nicht weniger als 3640 betrage. Allein die Gesammtzahl ist eine weit grössere, da nicht alle beschrieben worden sind. Natürlich sind auch die antiken Glaspasten dazu gezogen. Nur die vorzüglicheren Werke sind unter Krystalltafeln zur Ansicht aufgestellt, so dass sich neben jeder Gemme ihr Abdruck befindet.

4) Vgl. Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 3 f.

wohl in der K. Preussischen als in anderen Sammlungen[1]). So besitzt die Kais. russische einen Carneol von der herrlichsten Arbeit mit einem Brustbilde des als Harpokrates dargestellten Antinous. Ueber diese Gemme lauten Köhlers Worte: „Die Arbeit ist auf das schönste mit einer unbeschreiblichen Zartheit beendigt, und der Ausdruck in den jugendlichen Zügen bewundernswerth. Die Haare sind in einem besonderen nur dieser Gemme eigenem Geschmacke, in schön gelegten nur wenig gekrümmten Locken, mit Abwechselung und Leichtigkeit gearbeitet[2]).“ Auf einem kleinen Carneol in der Grossh. Sammlung zu Florenz bemerkt man einen vortrefflichen mit Lorbeeren und Hauptbinde geschmückten Kopf des Apollon mit der Aufschrift *ΔΑΛΙΟΝ* (den delischen, d. h. verehre ich, oder sollt ihr verehren, oder sehet ihr hier), welchen Köhler richtiger als frühere Ausleger erklärt hat[3]). Im Berliner Museum befindet sich ein unvergleichlicher indischer Carneol, fast von der Klarheit eines Hyacinth mit dem Kopfe des Sextus Pompeius und mit der Aufschrift *ΑΓΑΘΑΝΓΕΛΟΥ*. Unter allen in Stein geschnittenen Bildnissen, bemerkt Tölken, ist dieses das naturwahrste und seelenvollste, in dessen charakteristischen, obwohl nicht energischen Zügen gleichsam das Leben zittert[4]). Auf einen kleinen Carneol von antiker Arbeit mit der Büste der behelmten Athene (in der K. russ. Sammlung zu Peters-

---

1) Der Carneol ist, wie bemerkt, mit dem Sarder genau verwandt und der rothe Sard ist unser Carneol. Vgl. Köhler, Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx §. XI, S. 44; und kleine Abhandll. zur Gemmenkunde Th. I, S. 176. Auch Skarabäen der Alten findet man bisweilen aus schönen Carneolen und Sardern gearbeitet. Vgl. Köhler, Untersuchung u. s. w. S. 42.

2) Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 57 f. Einer der ältesten geschnittenen Steine in Carneol, ein Skarabäus mit den fünf Helden gegen Theben, ist bereits oben erwähnt worden (Abschn. II, §. 9, S. 156. Anmerkk.). S. unsere Abbild. Taf. I, Fig. 1.

3) In Böttiger's, Archäol. u. Kunst I, 1, S. 28 u. Abhandlung über die geschnittenen Steine S. 61 f.

4) Tölken, Verzeichniss u. s. w. Nachtrag S. 459 f. (jetzt unter den Gemmen mit römischen Bildnissen aufgestellt, Klasse V, nach N. 103.) Vgl. desselben Sendschreiben an die K. Petersburger Akademie u. s. w. S. 75 f.

burg) bemerkt man die Aegis der Göttin in eigenthümlicher Gestalt. Die Grundlage derselben bildet ein Ziegenfell, welches man an seinem Haar und an seinen Enden erkennt. Auf diesem ist der aus Schlangenschuppen bestehende Panzer befestiget, und auf diesem ist das Medusenhaupt mit zwei sich emporrichtenden Schlangen angebracht. Das Medusenhaupt mit lang herabwallendem Haar ist aber nicht en face, sondern in Profil gebildet, eine bisher nirgends gefundene Eigenthümlichkeit [1]). Der unten angebrachte Fisch deutet wahrscheinlich auf den See Triton, von welchem die Göttin den Beinamen Tritonia erhalten hat. Ein Carneol enthält auch das bereits oben erwähnte Geburtsfest des Dionysos, welches auch einfach als Weinlese- und Kelter-Fest betrachtet werden kann, einer der berühmtesten vertieft geschnittenen Steine aus dem Alterthume, welcher einst im Besitz Michel Angelo's gewesen ist [2]). Ein interessanter Carneol der K. Preuss. Gemmensammlung zeigt den Herakles am Scheidewege, in seiner Nähe die Aphrodite als Personification der Weltlust (ἡδονὴ), und ein Genius als Personification der Tugend (ἀρετὴ). Die Unentschlüssigkeit in der Haltung des Heros ist vortrefflich ausgedrückt [3]). So finden wir auf einem Carneol derselben Sammlung den Aesculapius, das Haupt mit einer Binde umwunden, auf einem Sessel sitzend und Früchte von einem Strauche pflückend und in einem Korbe sammelnd, welchem der Stab mit der Heilschlange als Untersatz dient. Der Kopf des Aesculapius ist mit Zartheit und Kunstfertigkeit ausgeführt [4]). Es würden sich noch viele vortreffliche Werke der Glyptik auf Carneolen aufführen lassen, wenn das hier unsere Absicht wäre [5]). Wie der

---

1) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 14. Abbild. Taf. I, Fig. 7. S. die hier beigegebenen Abbildungen Taf. II, Fig. 3.

2) Vgl. P. J. Mariette, Traité d. pierr. grav. vol. II, pl. 47. S. oben S. 203 und die hier beigegebene Abbildung Taf. I, Fig. 13.

3) Vgl. Tölken, Verzeichniss u. s. w. S. 262, Cl. IV, N. 58.

4) Vgl. Tölken, Verzeichniss u. s. w. Classe III, Abth. 4, N. 1198. S. die hier nach einem Abdruck beigegeben Abbildung Taf. I, Fig. 23.

5) Eine bedeutende Anzahl liefert allein schon die K. Preussische Gemmensammlung, welche man in Tölken's Verzeichniss leicht auffinden kann. So z. B. Classe II, Abth. 2, N. 164 ein Carneol mit einem Heros auf jagendem Rosse in ungemein schöner Reiterstellung.

Carneol, so ist auch der Chalcedon schon frühzeitig zu vertieften Arbeiten verwendet worden und hat in dieser Beziehung stets seine Geltung behauptet. Den Chalcedon mit dem sterbenden Othryades (wie dies Gebilde erklärt worden ist) hat Winckelmann für ein sehr altes Werk gehalten und als gleichzeitig mit dem Anakreon und mit dem Smaragd des Polykrates betrachtet [1]. So findet man auf Amethysten ausgezeichnete Arbeiten aus dem besten Zeitalter. Ein dem Fürsten Avello in Neapel angehöriger blasser Amethyst veranschaulicht einen unbeschreiblich schönen Minervakopf, von welchem Tölken eine genauere Beschreibung gegeben hat [2]. Ein anderer berühmter Amethyst mit einem jugendlichen Haupte hat zu vielen gelehrten Excursen, so wie zu einer besonderen Abhandlung von H. K. E. Köhler Veranlassung gegeben, welche neuerdings in die gesammelten Schriften desselben wieder aufgenommen worden ist [3]. Dieses Werk stellt das lorbeerbekränzte umschleierte Haupt eines jungen fast weiblich gebildeten Mannes dar und ist von der feinsten und schönsten Arbeit.

---

1) Winckelmann, Gesch. d. Kunst I, S. 217 ff. (Dresd. 1764, 4.) Vgl. Tölken, Verzeichniss S. 75, N. 162. In derselben Sammlung wird von Tölken l. c. S. 311, N. 6 auch noch ein Carneol mit dem ein Tropäum errichtenden und auf den Schild schreibenden Othryades aufgeführt. Die Aufschrift IAΧIN (NIKH, nach alter Schreibart von der Rechten zur Linken) hat er jedoch nur bei der Beschreibung der erstgenannten Gemme, des Chalcedons, erwähnt.

2) In dem Sendschreiben an die Kais. Akademie d. Wissenschaften in Petersburg I, S. 24 ff. u. S. 35. „Allein bei der klaren Durchsichtigkeit des Amethysts erblickt man von der Rückseite das Bild der Göttin in höchster Schönheit und daneben den Namen des Künstlers hell und lesbar.“ Ein Epigramm auf einem mit dem Bildniss der Methe ausgestatteten Amethyst s. in d. Anthologia Graeca IV, c. 18, Ep. 9. Vgl. hierüber Mariette, Traité d. pierr. grav. Tom. I, p. 7.

3) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde, Th. I, S. 25 ff. 56—59. (Description d'une Amethyste du Cabinet des pierres gravées d. Sa M. l'Empereur d. toutes les Russ.) S. 63 bemerkt derselbe noch kurz: „Il résulte de tout ce que nous venons de dire, que nôtre tête représente Hercule en habit de femme, couronné de lauriers en mémoire de la défaite des Meropes.“ Die Entscheidung über die richtige Erklärungsweise bleibt schwierig, um so mehr, wenn man das Bildwerk nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Einige haben darin die Darstellung des personificirten Pudor, Andere das Haupt eines römischen Kaisers oder eines Gottes erkannt, noch Andere den Kopf des Ptolemäos Auletes, Vaters der Kleopatra. Winckelmann hielt diese Darstellung für einen Kopf des Herakles im Dienste der Omphale, in welcher Situation die energische Männlichkeit der weiblichen Zartheit weichen musste. Allein Köhler hat dieses Gebilde auf Herakles nach seinem Siege über die Meropes auf der Insel Kos bezogen. Bevor er den Sieg gewann, musste er vor der Uebermacht seiner Gegner weichen und verbarg sich in weiblicher Gewandung. Nach dem Siege zeigte er sich auf dem Schlachtfelde in demselben Costüme, in welchem er sich verborgen hatte. Zugleich vermählte er sich nach dem Siege mit der Tochter des Alkiopos, daher sein hochzeitlicher Schleier (une espere de voile nuptiale). So Köhler. Die Erklärung von Winckelmann beruhet auf einem bekannteren und beliebten, die von Köhler auf einem entlegeneren Sagenkreise. Allerdings gab es auch Künstler, welche sich mehr den fernliegenden, als den geläufigen Mythen zuwandten, vielleicht auch, um dadurch zugleich ihre genauere Kenntniss im Gebiete der Mythologie zu veranschaulichen. — Auch auf Achaten findet man schöne Arbeiten. Ein gestreifter Achat, ein Skarabäus von alter etruskischer Arbeit, stellt die gerüstete mit etwas kurzem ärmellosen Untergewande (ἐξωμὶς) angethane und mit dem Peplos geschmückte Minerva dar[1]. Der Topas ist ebenfalls zu schönen Bildwerken benutzt worden, doch wohl erst in späterer Zeit, vielleicht nach Alexanders Heerfahrten. Ein orientalischer Topas von vortrefflicher Arbeit mit der Darstellung des Sirius (Hundsgestirn in Gestalt eines Hundes) und mit tiefem Schnitt befindet sich zu Petersburg und ist von Köhler erläutert worden, wie wir bereits oben bemerkt haben[2]. Auch der Sardonyx ist bisweilen zu vertieften Arbeiten benutzt worden. Köhler hat einen Sardonyx mit hellbrauner Lage auf einer weissen beschrieben, auf welchem ein Gigant mit einem Greifen dargestellt ist. Die-

---

1) Vgl. Köhler, kl. Abhandlungen zur Gemmenkunde, Th. I, S. 10, Taf. I, Fig. 2.

2) Köhler ibid. I, 73. S. oben S. 205.

ses Gebilde ist mit der grössten Feinheit ausgeführt [1]). Ausserdem findet man in den Gemmen-Sammlungen auch Onyx-Intaglio's von der kleinsten Dimension. Mehrere derselben steigen in konischer oder pyramidalischer Form hoch über die Fassung des Ringes heraus, so dass nur ein winziger Raum zur Aufnahme des Gebildes übrig bleibt, welches dann natürlich auch nur ein sehr kleines sein kann. So bemerkt man z. B. unter den neuerworbenen Gemmen der K. Preussischen Sammlung zu Berlin einen dreischichtigen sehr kleinen Sardonyx dieser Art von einer braunen, einer bläulichen und einer schwarzen Schicht [2]). In welchem Zeitalter der Malachit (von Plinius Molochit genannt) in Anwendung gekommen ist, bleibt schwer zu bestimmen. Doch kommt dieser Stein unter den Kameen vor [3]). Der Obsidian, vorzüglich in Aegypten beliebt, kommt auch bisweilen unter den vertieft geschnittenen Gemmen mit griechischen Gebilden vor [4]). — Was nun den Diamant betrifft, so darf man als gewiss annehmen, dass derselbe bis zur Zeit des Plinius niemals gravirt worden ist, da Plinius auch nicht ein Wort hierüber vorgebracht hat, als ob sich von selbst verstehe, dass mit diesem König der Edelsteine die Glyptik nichts zu schaffen habe. Ob dies nach der Zeit des Plinius geschehen sei, kann weder behauptet noch verneint werden, ist aber desshalb nicht wahrscheinlich, weil auch Solinus, Isidorus und Marbodus einer Bearbeitung desselben nicht gedenken. Man hat zwar einen Diamant mit dem Kopfe des Philosophen Posidonius aus der Sammlung des Lord Bedfort für einen antiken gehalten [5]), allein dieser Stein stehet

1) Ibid. I, S. 74.

2) In der sechsten Reihe der unter Krystalltafeln aufgestellten Gemmen, von der Rechten nach der Linken, von oben N. 3.

3) Köhler, kleine Abhandl. zur Gemmenkunde I, S. 6. Wir haben das vortreffliche Isis-Bild auf Malachit bereits oben Abschnitt II, §. 3 erwähnt.

4) Vgl. Th. Panofka, Abhandl. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1851, II, S. 388 (über die Gemmen mit Aufschriften).

5) Vgl. Lippert, Dactyl. Taus. II, N. 387. So sind auch die fünf Pasten bei Lippert (Myth. Abschn. Taus. III, N. 357 ff.), angeblich von fünf Diamanten aus der Brühl'schen Sammlung, sehr problematisch. Vgl.

zu isolirt da, als dass man zuverlässige Folgerungen daraus ziehen könnte[1]).

§. 34.

Zu den Kameen wurden, wie schon oben bemerkt, in den meisten Fällen mehrfarbige Steine, und zwar am liebsten solche, welche aus verschiedenen Lagen von verschiedener Farbe bestanden, gewählt[2]). Solche waren insbesondere die in der

---

Gurlitt, archäol. Schriften, herausg. v. Corn. Müller, S. 81 und G. E. Lessing, antiquar. Briefe Bd. 1, S. 202. (Ausg. von Lachmann Bd. VIII, S. 81 f.) Ueber das Schneiden und Formen, Schleifen und Poliren der Diamanten in neuerer Zeit hat der k. k. Hofjuwelier M. Cohen in einer besonderen Schrift gehandelt (Beschreibendes Verzeichniss einer Sammlung von Diamanten u. s. w. Wien 1822, 4.), wo er auch über rohe Diamanten aus alten und neuen Minen (Golkonda, Borneo, Brasilien), über ihre Octaëder-Formen, über gespaltene und geklievte, über geschnittene und gegraute, über geschliffene und polirte Diamanten, über die Apparate zum Bearbeiten der Diamante u. s. w. Nachrichten mitgetheilt hat. S. 23 erwähnt er auch zwei Portraitsteine, d. i. von beiden Seiten ebene, sehr dünn geschliffene Diamantblätter mit klein facettirtem Rand, zur Bedeckung ganz kleiner Portraits auf Ringen. Ueber die natürlichen Octaëderformen des Diamantes vgl. nachträglich E. F. Glocker, Uebersicht der Crystallisationssysteme in tabellarischer Form S. 13 und desselben Synopsis generum et specierum mineralium secundum ordines naturales digestorum p. 116, wo auch grauer, grüner, gelber, rother, brauner, schwarzer Diamant aufgeführt wird. S. auch Erdmann. Journal XXXVIII vol. p. 318 seqq. 1846. Ueber die Krystallbildungen überhaupt F. Scharff in den Abhandlungen der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft Bd. I, S. 258 ff. Frkf. a. M. 1854—55.

1) Vgl. Ephr. Lessing, antiquar. Briefe, 26, S. 82 (Bd. VIII, Lachm.).

2) Vgl. Al. Hirt, Amalthea Bd. II, S. 6 f. Nöggerath, die Kunst Gemmen zu färben, in den Jahrbüchern des Vereins v. Alterthumsfreunden u. s. w. X. Bonn 1847, S. 83 bemerkt: „Die Arten und Varietäten des Quarzes waren es aber besonders, welche die Alten sehr hoch schätzten, und vorzüglich darum, weil sie für die Kunst ein vortreffliches und werthvolles Material lieferten, weil sie durch ihre verschiedenen Farbenstreifen sich selbst besser, als die eigentlichen meist einfarbigen Edelsteine zu in Relief geschnittenen Steinen, zu Kameen eigneten, bei welchen die verschiedenen gefärbten Lagen die Kunst in der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse trefflich unterstützten." — Ueber die problematische Ableitung des Namens Kameo vgl. Veltheim, Samml. einiger Auf-

ersten Abtheilung beleuchteten verschiedenen Onyx- und Sardonyx-Arten [1]). Je mehr Lagen, je fehlerfreier dieselben, je reiner und schöner die Farben, desto kostbarer der Stein [2]). Für die schönsten Steine dieser Art wurden diejenigen gehalten, welche auf dunklem Grunde eine weisse Lage hatten; und noch höheren Werth erhielten dieselben, wenn über der weissen Lage, wenn auch nur theilweise, noch eine dritte farbige, etwa röthliche oder bräunliche Schicht lag, welche dem Künstler dazu dienen konnte, Theile des Gewandes, das Haupthaar, um das Haupt gewundene Kränze, Attribute u. s. w., bisweilen auch das Angesicht der dargestellten Person daraus zu bilden, alles übrige dagegen aus der zunächst unterliegenden weissen Schicht herzustellen, wodurch ein wunderbarer Contrast hervorgebracht und das ganze Bildwerk des Steines einem Gemälde ähnlich werden konnte [3]).

---

sätze Bd. I, S. 37; und J. Gurlitt, über die Gemmenkunde, archäol. Schriften S. 95 ff.

1) Vgl. Tölken Verzeichniss, S. 44. Jos. Arneth, Kameen S. 26, Taf. XV, 4. Die Zahl der Onyxe und Sardonyxe in der Wiener Gemmensammlung ist beträchtlich, namentlich die von brauner und weisser Lage. Vgl. Arneth l. c. S. 38, XX, 15 u. a.

2) Vgl. Al. Hirt, Amalthea l. c.

3) So besitzt z. B. die Wiener Gemmensammlung einen Kameo mit dem Kopfe des jungen Claudius (wie man angenommen) mit einem Eichenkranze, zu welchem letzteren die oberste braune Lage des Steines benutzt worden ist. Vgl. Joseph Arneth, Kameen p. 26, N. 4. Ich glaube aber keineswegs, dass dieses Gebilde den Claudius vorstellt. Eine ächte Darstellung des Claudius liefert ein Pariser Kameo von drei Lagen, wo Claudius ebenfalls mit einem Eichenkranze ausgestattet erscheint. S. Tresor d. numism. et glypt., Iconographie d. empereurs Rom. et de leurs famill. T. IX, pl. 14, Fig. 1. Da der Eichenkranz hier viel dunkler dargestellt ist, so darf man wohl daraus folgern, dass auch bei diesem Kameo der Kranz aus einer oberen dunkleren Schicht gearbeitet worden ist. Ueberhaupt lässt sich aus den Darstellungen auf Gemmen reichlicher Stoff in Beziehung auf die Gewandung und insbesondere auf das Haupthaar gewinnen. Bereits der von Ephr. Lessing hart mitgenommene Klotz (über den Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, Altenburg 1768) hat in dieser Hinsicht richtig bemerkt: „Die Steine sind treue Abbildungen der Trachten und Kleidungen der Alten, so wie zwei Steine eine dreifache Bekleidung der griechischen Frauenzimmer deutlich

Für weniger schön wurden diejenigen Steine gehalten, an welchen die ganze obere Schicht dunkelfarbig, entweder schwarz oder gelb war, während die Grundfläche lichtere Farbe hatte, so dass der Künstler das ganze Bildwerk nur aus der oberen Schicht herauszuarbeiten vermochte [1]). Hier war also die Schönheit der weissen Schicht nicht vorhanden. Auch sind bisweilen undurchsichtige Steine ohne mehrere Lagen, welche sich durch ihre Schönheit auszeichneten, mit erhobener Arbeit versehen worden. Allein ganz durchsichtige Steine wurden nicht zu Kameen verarbeitet oder in höchst seltenen Fällen, und es gehört daher das auf einen Granat erhaben geschnittene Brustbild einer jungen Frau in einem Ringe der Florenzer Sammlung zu den grössten Seltenheiten [2]). Die Arbeit des Künstlers beruhete bei den Kameen natürlich auf einen ganz anderem Verfahren, als bei den Intaglio's. Das dem Steine zu gebende Gebilde wurde ganz wie ein Reliefwerk (daher ectypa scalptura und eminens gemma) aus der Masse herausgearbeitet und hatte gewöhnlich einen grösseren Umfang, obgleich auch sehr kleine Kameen, um in Ringe gefasst zu werden, geliefert

---

zeigen. Wir erblicken ihre Ober- und Unterkleider und alle Theile des übrigen Putzes." — Petronius Sat. p. 138 ed. Frcf. 1621 gedenkt zweimal eines künstlichen Haaraufsatzes, corimbion genannt (corimbioque dominae pueri adornat caput; und dann quia flavicomum corimbium erat). Klotz l. c. S. 106 bemerkt: „Man darf nur, wenn man einen Begriff von dem corimbion haben will, den Kopf der Julia Sabina, des Titus Tochter, auf einem Berylle ansehen (Stosch Tab. 33). Es ist ein Werk des Evodus, welchem die feste und richtige Zeichnung nebst der Schönheit des Fleisches aller Kenner Lob zugezogen hat." Auf zahlreichen Gemmen und Münzen bemerkt man kunstreich geordnete Haartouren und zierliche Geflechte weiblicher Gestalten. Es ist aber gewöhnlich schwer zu entscheiden, ob es das natürliche kunstreich geordnete volle Haupthaar sein soll, oder ob ein künstlicher Haaraufsatz vorgestellt wird. — Im Bereiche der Sardonyx-Kameen findet man in dieser Beziehung eine vielseitige Benutzung der Farben und Lagen des Steines.

1) Vgl. Aloys. Hirt, in d. Amalthea l. c. S. 7.

2) Vgl. Gorii Museum Florentinum Tom. II, tav. 11, f. 1—5, p. 27 bis 32. Reale Gallerie di Firenze ill. Ser. V, tav. 25, p. 193—200. H. K. E. Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 82 (Gesamm. Schriften Th. III).

wurden [1]. Bei der Darstellung einer Scene, einer Gruppe, eines umfassenderen Bildwerks überhaupt, wurden, wie bereits bemerkt, selbst die allgemeinsten Gesetze der Perspective dadurch einigermassen in Anwendung gebracht, dass man den Hauptgegenstand im Vordergrunde stärker hervortreten liess, die übrigen Gegenstände dagegen weniger erhoben, entfernter und entsprechend kleiner darstellte [2]. Von den Kameen des Alterthums besitzen noch gegenwärtig einige Antiken-Sammlungen Europa's Exemplare von ausserordentlichem Umfange und seltner Schönheit sowohl des Stoffes als der künstlerischen Arbeit. Die schönsten derselben bestehen natürlich aus Sardonyx, welcher von neueren Archäologen nicht selten einfach als Onyx bezeichnet wird [3]. So ist der ausgezeichnete Kameo in der

---

1) Kameen wurden natürlich weit seltner in Ringe gefasst, als Intaglio's, da jene nicht zum Siegeln, sondern nur zum Schmucke dienen konnten. Die in Ringe gefassten Kameen hatten natürlich keinen grösseren Umfang, als die Intaglio's. Dann war der Ring ein *δακτύλιος ἀνάγλυφος, ἔκτυπος*, das Bildwerk eine imago ectypa, eminens, wie bereits erwähnt worden ist. Vgl. Seneca de beneficiis III, 26. Plinius XXXVII, 63: hae sunt gemmae quae ad ectypas scalpturas aptantur.

2) Ueber die Perspective der Alten, vorzüglich im Gebiete der Malerei, hat Ephr. Lessing, antiquar. Briefe 9, p. 24 ff. (Werke Bd. VIII, A. v. Lachmann) ausführlicher gehandelt. Klotz nämlich (Beitrag zur Geschichte der Kunst aus Münzen S. 178) hatte die Geschicklichkeit, die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserem Auge in einem gewissen Abstande zeigen, als Perspective betrachtet. Lessing hat dies für ungenügend erklärt und S. 26 bemerkt: „Die Künstler verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raumes, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände auf verschiedene Plane des Raumes verstreut, mit sammt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden."

3) Wir finden jedoch auch vertieft geschnittene Steine aus Onyx und Sardonyx von drei, vier und mehr Lagen. Vgl. Tölken Verzeichniss u. s. w. S. 173, N. 806. Geschnittene und ungeschnittene Onyxe von 32 und 276 Drachmen an Gewicht werden auf attischen inschriftlichen Urkunden über den Bestand der Weihgeschenke, welche der Göttin Athene im Parthenon auf der Akropolis waren dargebracht worden, erwähnt. Wir haben oben mehrmals Inschriften dieser Art aus dem Corp. Inscr. von Böckh in Betracht gezogen. Aehnliche hierher gehörige Inschriften (theilweise auch

k. k. Wiener Gemmensammlung, die sogenannte Gemma Augustea mit einer überaus reichhaltigen Darstellung, in welcher man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte und noch im Anfange des gegenwärtigen die Apotheose des Augustus veranschaulicht glaubte, ein aus einer braunen und einer weissen Lage bestehender Sardonyx [1]). Da die Glyptik nach dem damaligen Standpuncte der bildenden Kunst in den grossen Kameen sich gerade in der glänzendsten Weise gezeigt hat und hier die sauberste Reliefbildung vermittelst der mehrfarbigen Steine gleichsam mit der Malerei vereinigt ist, so möge hier eine Beleuchtung der hervorragendsten Kameen Platz finden.

§. 35.

Das vielbesprochene und oft veranschaulichte Bildwerk des berühmten Wiener Kameo bestehet in folgender Darstellung [2]),

---

wohl dieselben) kann man in dem eben erschienenen zweiten Bande von A. R. Rangabé, Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités decouvertes depuis l'affranchissement de la Gréce (Athénes 1855, 4to) p. 506. 542. 544. 546. 598. 600 finden.

1) Jos. Arneth, d. antiken Kameen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets p. 12 (Wien, 1849, Fol.) hat diesen Kameo einfach als Onyx bezeichnet. Ueber die Geschichte desselben berichtet derselbe S. 17: „Der Sage nach wurde der Stein in Palästina gefunden, kam durch die Ritter des heiligen Johannes zu Jerusalem an Philipp den Schönen von Frankreich; dieser vermachte ihn den Nonnen zu Poissy, von welchen er in den bürgerlichen Unruhen wegkam und nach Deutschland gebracht wurde, wo ihn Kaiser Rudolph II. um 12,000 Ducaten erkaufte.“ Er fügt hinzu: „Da der Stein in Palästina gefunden wurde, so ist es in der That nicht unwahrscheinlich, dass Herodes, der nach Josephus Flavius (Ant. Jud. XIV, IV, 4. XV, IX, 6. u. Excid. I, 21, 5. 7.) die Stadt, sonst Stratons Thurm genannt, Caesarea nannte, einen Tempel erbauete und darin die Standbilder des Augustus, wie jenes des olympischen Jupiter und der Roma, wie das der argivischen Juno, aufrichtete, auch diesen Stein arbeiten liess“ u. s. w. Die letztere Vermuthung hat wenig für sich. Wahrscheinlicher ist es, dass er zu Rom für ein Mitglied der Augusteischen Familie hergestellt worden, dann mit nach den Orient gekommen ist (vielleicht durch den Germanicus selber), wo er als Geschenk oder als Gegenstand eines Tausches leicht in den Besitz des Herodes gelangen konnte, wenn ihn dieser wirklich besessen hat.

2) S. d. hier beigegebenen Abbildungen Taf. III.

welche in zwei Felder abgetheilt ist: Augustus erscheint als Mittelpunkt der oberen Scene (welche die Hauptgruppe bildet), eine sitzende, am Oberleibe ganz entblösste Gestalt im reifsten Mannesalter, in ruhig gebietender Haltung vor sich hinblickend. Die auf dem rechten Schenkel ruhende Rechte ist mit dem Lituus, dem Zeichen der Auspicien ausgestattet, während die erhobene Linke ein auf bem Boden aufgestütztes Skeptron umfasst hält. Seine mit Sandalen versehenen Füsse ruhen auf einem runden Schilde (parma). Sein leicht hingeworfenes Gewand bedeckt einen Theil des Unterleibes, Schenkel und Füsse. Nur wenig über seinem Haupte und zwar nach vorn hin gewandt bemerkt man den Capricornus, sein Thema genethliacum[1]. Mit den Attributen des Jupiter ist hier Augustus nur in soweit dargestellt, als man neben seinem Throne den Adler bemerkt. Ein anderes Attribut des Götterkönigs ist nicht vorhanden. Zu seiner Rechten sitzt auf demselben Throne die personificirte Roma (hier als *θεὰ σύνθρονος*), welche in der Rechten den am Schilde angelehnten Speer hält, während sie die Linke auf dem Griffe des Schwertes ruhen lässt, welches an einem von der linken Schulter nach der rechten Seite herabhängendem Bande befestiget ist. Sie trägt einen mit einem Rossschweife versehenen Helm auf dem Haupte, ein anderer Helm sowie ein Schild liegen neben ihren Füssen, den linken Fuss setzt sie auf demselben Schild, auf welchem die Füsse des Augustus ruhen. Ein anderer Schild lehnt neben ihrem linken Fusse und neben dem Speere. Ihr Gewand bestehet in der einfachen langen Stola, mit einem leichten über den Schooss hingebreiteten Ueberwurfe. Ihre Fusse sind wie die des Augustus mit den Sandalen ausgestattet. Ihr Haupthaar

---

1) Eine belehrende Stelle über die genitura des Augustus bietet Sueton. August. c. 94: In secessu Apolloniae Theogenis mathematici pergulam comite Agrippa adscenderat: cum Agrippae qui prior consulebat, magna et paene incredibilia praedicarentur, reticere ipse (Octavianus) genituram suam, nec velle edere perseverabat, metu ac pudore ne minor inveniretur. Qua tamen post multas adhortationes vix et cunctanter edita, exsilivit Theogenes adoravitque eum. Tantam mox fiduciam fati Augustus habuit, ut thema suum vulgarit nummumque argenteum nota sideris C a p r i c o r n i, quo natus, percusserit.

bestehet in kurzen Locken, von welchen nur die neben den Ohren etwas länger herabhängen. Ihr Angesicht zeigt eine edle, fast nach griechischem Typus ausgeführte Form[1]). Die dritte Hauptperson zur Rechten der Roma ist ein kriegerischer Jüngling mit Panzer und Feldherrn-Mantel, die Rechte auf die Hüfte gestützt, mit der Linken den Griff des umgürteten Schwertes berührend. Es ist Germanicus, der vielversprechende tapfere Sohn des Drusus, welchen man sich wahrscheinlich bereits mit der Ehre des Triumphes geschmückt vorzustellen hat[2]). Hinter dem Germanicus und zwar von der rechten Seite bemerkt man die Köpfe und Füsse der Rosse, welche den Triumph- oder Sieges-Wagen ziehen, von welchem Tiberius in der faltenreichen Toga, das Haupt mit dem Lorbeerkranze umwunden, in der Rechten eine Schriftrolle, in der Linken ein Skeptron oder die umgekehrte hasta haltend, im Begriff stehet abzusteigen, entweder um dem Augustus Bericht über seine Siege gegen die Pannonier zu erstatten, oder auch, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen und seine Huldigung darzubringen[3]). Auf dem Triumphwagen neben dem Tiberius

---

1) Dass hier die personificirte Roma, nicht die Livia mit den Attributen der Roma dargestellt sei, hat insbesondere Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, S. 26 dargethan. Die Livia konnte in dieser Situation nicht zur Rechten des Kaisers sitzen und musste hier überhaupt überflüssig erscheinen. Auch hat hier die Roma ein rein ideales Angesicht, ohne Spuren von den charakteristischen Zügen der Livia.

2) Jos. Arneth, Kameen S. 14 setzt das Alter des Germanicus damals auf 26 Jahre, wobei er sich auf Münzen gestützt hat. Wenigstens ist als sicher anzunehmen, dass sich dieses Gemmenbild auf die Zeit beziehet, als dem Germanicus noch nicht der Oberbefehl über die acht Rhein-Legionen übertragen worden war, was nicht eben lange vor dem Tode des Augustus geschah. Vgl. Tacitus Annal. I, c. 3.

3) Sueton. Tiber. c. 20: ac priusquam in capitolium flecteret, descendit e curru seque praesidenti patri ad genua submisit. Franz Passow, vermischte Schriften S. 329 hat das Herabsteigen des Tiberius vom Siegeswagen auf diesem Kameo mit Bestimmtheit auf die Stelle des Suetonius bezogen. Möglich wäre wohl, dass Suetonius diese Handlung des Tiberius in einer grösseren bildlichen Darstellung, vielleicht in einem grossen Tafelgemälde, von welchem dieses Gemmenwerk eine Nachbildung sein konnte, gesehen hatte. Auch konnte er jenen Act in den diurnis verzeichnet gefunden haben.

stehet eine vortrefflich ausgeführte beflügelte Victoria mit einem eben so idealen Angesicht als die Roma und mit einem Haarcostüm, wie es oft an römischen Kaiserinnen bemerkt wird. Sie hält in der Rechten die Mastix (flagellum, scutica) und zugleich die Zügel (habenas), in der Linken ebenfalls die Zügel der den Wagen ziehenden Rosse. Von der linken Seite des Augustus haben zwei göttliche Mächte ihren Blick auf ihn gerichtet, die personificirte Terra, welche man auch als Cybele bezeichnet hat, und der Oceanus, welchen man auch als Poseidon betrachten könnte, oder die Symbole der Landmacht und der Seemacht. Die erstere, mit allgemein gehaltenem idealen Angesicht, belocktem Haupte und mit der Thurmkrone, über welche beiderseits ein Schleier herabhängt, ist im Begriff das Haupt des Augustus mit dem Lorbeerkranze (von anderen auch für einen Eichenkranz angesehen) zu schmücken, welchen sie bereits dem Haupte nahe gebracht hat. Oceanus mit starklockigem Bart und Haupthaar in Greises Gestalt, am oberen Theile des Leibes entblösst, mit leichtem Gewande an den unteren Theilen bedeckt blickt nach dem Augustus hin, indem er die linke Hand auf dem Throne desselben ruhen lässt. Neben ihm, jedoch etwas tiefer, ist die personificirte Abundantia vorgestellt, deren Rechte auf dem Füllhorn ruhet, der linke Arm auf einem Vorsprung des Thrones gestützt ist. Sie richtet ihr stark belocktes und mit Epheublättern ausgestattetes Haupt nach der bezeichneten Gruppe der Hauptpersonen empor, gleichsam von Bewunderung erfüllt und dem Herrscher-Stamme Glück und Segen verheissend. Ihr langes Gewand lässt Brust und Unterleib ganz frei, ziehet sich über Nacken und Rücken herab und bedeckt in reicher Faltenfülle den unteren Theil des Leibes bis auf die Fusszehen [1]). Ihr zur Seite stehen zwei Kinder im zarten Alter [2]), wesshalb man in der

---

1) Auf diese römische Göttin würden die Worte des Horatius im Carmen saeculare v. 59. 60 ihre treffende Anwendung finden:

apparetque beata pleno
Copia cornu.

2) Der vordere Knabe hält in der Rechten zwei Gegenstände, welche man für kleine Speere gehalten hat (Arneth l. c. S. 14). Ich glaube nicht,

bezeichneten weiblichen Gestalt auch die Agrippina, Gemahlin des Germanicus mit zweien von ihren Kindern hat erkennen wollen [1]). Allerdings würde Agrippina ein passendes Seitenstück zu dem auf der rechten Seite von Augustus stehenden Germanicus darbieten. Da jedoch die Abundantia oder Copia als personificirte Göttin in der römischen Kunstbilduug, namentlich auf Münzen, häufig veranschaulicht worden ist, und hier das Füllhorn für diese Annahme ist, so möchte ich doch die erstere Erklärung vorziehen. In unterem Felde wird von römischen Kriegern (theils Legions-Soldaten, theils aus den Hülfstruppen, daher der eine mit ganz ungewöhnlicher, fast weiblicher Hauptbedeckung) ein Siegeszeichen (Tropaeum) mit allem herkömmlichen Zubehör, Panzer, Helm, Schild u. s. w. errichtet und die Tropäums-Säule eben in ihre richtige Stellung gebracht. Diese feierliche Handlung verrichten vier regelmässige Legionssoldaten. Auf dem Schilde, welches bereits am oberen Theile der Säule befestiget ist, bemerkt man einen Skorpion, vielleicht das Thema genethliacum des Tiberius, wie der Capricornus das des Augustus, vielleicht auch nichts anderes als ein beliebtes Schild-Sema, ein Symbol kriegerischen Muthes, welches auch in anderweitigen Bereichen antiker Kunstbildung gefunden wird [2]). Dies würde darauf hindeuten, dass nächst dem Augustus der Triumphator Tiberius die Hauptperson der Siegesfeier sein soll. Er hatte ja so eben den pannonischen Krieg beendiget, welchen Suetonius als den schwersten aller auswärtigen Kriege seit den punischen und Dion Cassius wenigstens als einen höchst gefahrvollen bezeich-

---

dass hier Speere angedeutet sind, sondern entweder eine besondere Art Kinderspielzeug oder auch zwei kleine Ruder oder zwei Waizenähren.

1) Vgl. Jos. Arneth, Kameen u. s. w. S. 14.

2) Auch auf geschnittenen Steinen kommt der Skorpion mehrmals vor, und zwar als Himmelszeichen mit einen Stern. So auf einem gelben Jaspis in d. K. Preuss. Gemmensammlung Cl. III, Abth. 5, S. 243, N. 1431. Ebenso auf einem 1783 bei Deutsch-Altenburg gefundenen vertieft geschnittenen Steine. Vgl. Jos. Arneth l. c. S. 15. Auch wird der Skorpion auf dem Schilde eines Giganten bemerkt. S. Ed. Gerhard, Griech. und Etrusk. Trinkschalen k. Museum zu Berlin, 1840. Taf. A. B.

net hat[1]). Tiberius hatte ihn mit fünfzehn Legionen und eben so vielen Hülfstruppen drei Jahre lang unter grossen Schwierigkeiten geführt und glücklich beendigt[2]). Hätten sich damals die mächigen germanischen Stämme unter Arminius und Marbod mit den Pannoniern vereinigt, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach dem römischen Reiche der Untergang bereitet worden. Unten an der Stelle, wo das Tropäum aufgerichtet wird, sitzen zwei Kriegsgefangene, ein Mann und eine Frau; wahrscheinlich sollen sie Gefangene von den pannonischen Völkerschaften andeuten. Die männliche Figur, die Hände auf dem Rücken gebunden und am Oberleibe ganz entblösst zeigt einen bejahrten, mit starkem Haupt- und Barthaar ausgestatteten, wild und trotzig emporblickenden Mann, vielleicht einen der pannonischen Heerführer, welcher im Triumphe aufgeführt werden soll. Neben ihm liegt noch ein zur Ausstattung des Tropäums bestimmter Panzer, auf dessen oberer Mitte ein menschliches Angesicht, wahrscheinlich ein Gorgonenhaupt, bemerkbar ist. Die weibliche Figur, vielleicht die Gattin des ersteren, mit anmuthigem, jugendlichem Angesicht und stark gelocktem Haupthaar, stützt tiefbetrübt ihr Haupt auf beide Hände, während ihre Arme auf ihren Schenkeln ruhen. Sie ist in ein langes einfaches Gewand gehüllt, welches die Arme entblösst lässt. Neben ihr sind noch einige Gegenstände, eine Cista und ein Köcher nebst Bogen zu bemerken. Diese beiden Kriegsgefangenen werden von den vier Legionskriegern nicht belästigt. Dagegen ziehet jeder von den zwei leicht bewaffneten Kriegern von den römischen Hülfstruppen eine kriegsgefangene Person bei den Haupthaar vorwärts nach dem Tropäum hin. Der eine Soldat mit seltsamer Hauptbedeckung und zwei Wurfspiessen in der Linken ziehet einen bejahrten, mit starkem Haupt- und Barthaar versehenen und mit einer Halskette

1) Sueton. Tiber. c. 15. Dion Cass. LV, 28.

2) Dion Cass. LV, c. 29, Libr. LVI, 17 werden zwei Triumphbogen, welche zu Ehren des Sieges über die Pannonier in Pannonien selbst errichtet wurden, erwähnt: *καὶ ἁψῖδες ἐν τῇ Παννονίᾳ τροπαιοφόροι δύο ἐδόθησαν;* also gleichsam Tropäensäulen, weil jene Bogen mit Tropäen-Gebilden ausgestattet wurden.

geschmückten Mann am Haar fort, der andere mit einem runden pileus (oder wie andere wollen, mit einem Helme) bedeckte Soldat zieht eine wohlbekleidete mit stattlichen Haarlocken geschmückte weibliche Figur vorwärts, ebenfalls nach dem Tropäum hin. Jedenfalls hat hier der Künstler in sinniger und gewählter Form einen Unterschied zwischen dem gewöhnlich gebildeteren Legionarius und den gewöhnlich aus vermischten, nicht selten barbarischen Völkern bestehenden auxiliares andeuten wollen [1]). Er würde also hier zugleich die römische Disciplin im Verhältniss zum rohen barbarischen Uebermuthe verherrlicht haben. — So glaube ich in dieser Auslegung einiges richtiger, eines vollständiger als Andere gedeutet zu haben. — Von Portraitähnlichkeit kann nur in Beziehung auf Augustus die Rede sein. Seine Gesichtsbildung stimmt mit der auf Münzen überein, obwohl er hier als jugendlicher Mann erscheint, während er um diese Zeit doch schon ein hoher Fünfziger sein musste, wenn nicht schon ein Sechziger. Die Gesichtszüge des Germanicus und des Tiberius haben mehr einen allgemeinen jugendlichen Typus, als eine charakteristische individuelle Ausführung erhalten, wenn auch die des Tiberius sich denen einigermassen nähern, welche man an anderweitigen diesen Kaiser darstellenden Denkmälern wahrnimmt [2]).

---

1) Diese beiden in ihrer rohen barbarischen Handlung begriffenen Soldaten können Afrikaner, Hispani, Syrier u. s. w. andeuten sollen. Der eine ist mit kurzen Stiefeln versehen. Den pileus des anderen hat Arneth l. c. p. 16 für einen runden Helm gehalten. Allein diese Annahme gestattet wohl die ringsherumlaufende breite Krempe nicht, es müsste denn hier eine ganz besondere Art von barbarischen Helmen vorgestellt sein. — Aehnliche Scenen bietet die Columna Antoniniana Taf. 17 u. 63 dar.

2) Jos. Arneth, die Kameen u. s. w. S. 14 bemerkt: „Die Züge des Tiberius sind ganz unverkennbar, die Münzen geben für diese Meinung die unwiderleglichste Bestätigung.“ Allein dieser anmuthige Typus, welchen wir hier in den Gesichtszügen des Tiberius und des Germanicus bemerken, scheint im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit in der römischen Kunstbildung ein allgemein beliebter für jugendliche Gestalten gewesen zu sein. Eine individuelle, charakteristische, markirte Ausprägung fehlt dabei gänzlich. Nur wo Kaiser oder andere hervorragende Römer im höheren Alter dargestellt sind, macht sich das Individuelle mehr oder weniger

Dass man in dieser figurenreichen Darstellung auf den ersten Anlauf eine Apotheose des Augustus erkannte, ist ein höchst verzeihlicher Irrthum, da auf vielen anderen Gemmen und noch mehr auf Münzen wirkliche Apotheosen römischer Kaiser verewigt worden sind, z. B. die des Augustus und des Claudius auf Pariser Kameen, die des Titus, die des Antoninus Pius, der Faustina senior und iunior u. s. w.[1]). Nur fehlt hier gerade das wesentlichste Merkmal jener feierlichen Consecration, nämlich die Ankunft des Augustus im Olympus, in den himmlischen Räumen der Unsterblichen, welche auch bei der Apotheose des Herakles auf griechischen Denkmälern veranschaulicht worden ist. Peirescius war, so weit unsere Kenntniss reicht, der erste, welcher in der Darstellung dieses Kameo die Apotheose des Augustus veranschaulicht glaubte, welche Ansicht später auch Eckhel vertreten hat[2]). Der letztgenannte meinte jedoch, man könne diese Vorstellung auch für eine Familienscene halten, und diese Auslegung sei wohl richtiger. Es ist nun aber zur Gewissheit geworden, dass dieses reichhaltige und anmuthige Gebilde nichts anderes bezeichnet, als die unter den Auspicien des Augustus und während der höchsten Blüthe seiner Herrschaft erworbenen und begangenen Triumphe seines Stiefsohnes Tiberius und dessen Adoptivsohnes Germanicus, des Enkels des Kaisers, welche

---

bemerklich. Bei weiblichen Jugendgestalten ist mehr Charakteristisches, oder Unterscheidendes wahrnehmbar als bei männlichen, da bei jenen die verschiedenen beliebten Formen des Haupthaares, wodurch sich z. B. einzelne junge Kaiserinnen oder andere hervorragende Römerinnen auszeichneten, die Unterscheidung unterstützen. Dasselbe gilt von der Gewandung und von anderen Gegenständen der Toilette.

1) Die auf den Pariser Kameen werden in den folgenden Paragraphen beleuchtet. Ueber die des Titus, des Antoninus Pius, der Faustina senior und iunior s. Admiranda Romae Ant. 9. 36. Bellori arcus triumphales, sub finem, tab. 40. Visconti Mus. Pio-Clement. V, tab. 29, p. 55. Museum Capitolinum IV, tab. 12. Arneth l. c. p. 16.

2) N. C. Fabr. de Peirescii vita auctore Petro Gassendo, Hagae 1651; Libr. III, p. 260. Eckhel Pierres grav. pl. 1 und Doctrina numism. 20 seqq. und p. 109. Vgl. Köhler, über zwei Gemmen der k. k. Antiken-Sammlung zu Wien, Taf. II. Millin G. Mythol. 179. 677. Jos. Arneth die Kameen u. s. w. S. 12. 16.

eben von ihren siegreichen Kriegsunternehmungen nach Rom zurückgekehrt sind. — Unter den neueren Auslegern ist insbesondere Franz Passow zu erwähnen, welcher diesem Kunstdenkmal eine besondere Abhandlung gewidmet hat[1]). Er bemerkt S. 330: „Sonach scheint es einzuleuchten, welcher Werth der hergebrachten Benennung „Apotheose des Augustus" zuzusprechen ist. Es ist vielmehr Augustus auf dem höchsten Gipfel seiner irdischen Grösse durch den Sieg, welchen Tiberius unter Germanicus Mitwirkung über die furchtbarsten Feinde des römischen Reichs errungen hat, mit Roma diese Grösse theilend, die von Erd und Meer huldigend anerkannt, durch die Segnungen, die aus einer milden und weisen Regierung hervorgehen, vollendet wird." Die von Köhler gegebene Erklärung kommt eben dahinaus[2]). Joseph Arneth hat jüngst die ganze Darstellung für eine Verherrlichung des pannonischen Triumphs des Augustus erklärt, welcher früher noch vor seiner Alleinherrschaft die Pannonier bekriegt und besiegt hatte[3]). Allein mit diesem Feldzuge hatten Tiberius und Germanicus nichts zu schaffen, und dieselben würden daher in diesem Falle in der Darstellung des Kameo nicht ihre volle Bedeutung haben. Wenn also hier von einem Triumphe des Augustus geredet werden soll, so kann es nur der pannonische Triumph für die Siege des Tiberius und des erst in der letzten Zeit des Kampfes theilnehmenden Germanicus sein, welcher in sofern zugleich als Triumph des Augustus betrachtet werden kann, als der Sieg doch unter den Auspicien und höchsten Leitung des herrschenden Kaisers gewonnen wurde

---

1) Frz. Passow, über die sogenannte Apotheose des Augustus in der Münz- und Antiken-Sammlung zu Wien, in den vermischten Schriften desselben S. 319—333.

2) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, 25: Le veritable sujet que nous y reconnoissons est: la gloire d'Auguste au moment du triomphe de son fils et de son petit-fils (also des Tiberius und des Germanicus).

3) Ich habe diesen Feldzug ausführlich nach den alten Autoren beleuchtet im Artikel Pannonien, in d. allgem. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch u. Gruber Sect. III, Bd. X, S. 407 f.

und somit der Triumph mit auf ihn übergehen musste[1]). Die Art der Arbeit betreffend ist noch zu bemerken, dass das Relief nicht etwa stark erhoben ausgeführt, sondern ziemlich flach gehalten ist, in ähnlicher Weise wie die schönsten Werke antiker Reliefbildung aus der Zeit griechischer Kunstblüthe. In Betreff der Gesichtszüge der männlichen und weiblichen Gestalten ist das generell-Ideale mehr oder weniger vorherrschend, wenn auch im Angesicht des Augustus eine Porträtähnlichkeit angenommen werden darf.

§. 36.

Noch grösser als der Wiener ist der berühmte Pariser Kameo, welcher dreizehn Zoll Höhe und eilf Zoll Breite hält, da der erstere nur neun Zoll hoch und acht breit ist. Früher war derselbe unter dem Namen Achates Tiberianus, auch unter der Benennung Camée de la Saint-Chapelle bekannt. Er ist ein aus fünf Lagen bestehender Sardonyx, welcher von Einigen für ein Werk der Augusteischen Zeit gehalten, von Anderen dagegen dem dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. zugeschrieben worden ist. Neuerdings hat man diese Arbeit mit

1) Jos. Arneth, Monumente d. k. k. Münz- und Antiken-Kabinets (die Kameen). S. 12 hat er die Ueberschrift seiner Erklärung: „Augusts pannonischer Triumph" gegeben. S. 16 erwähnt er jedoch selbst den Triumph des Tiberius und die Ovation des Germanicus. — Die Erklärung von Passow behauptet jedenfalls den Vorzug, da nach ihr Tiberius und Germanicus ihre bedeutsame Stelle erhalten und durch ihre Triumphfeier Augustus selber, unter dessen Auspicien doch am Ende alle Siege gewonnen wurden, zugleich mit verherrlicht wurde. Tiberius triumphirte übrigens über die Vindelici und Pannonii zugleich (s. Sueton. Tib. c. 20. Velleius Pat. II, 110. 114. Florus IV, 12). — Ueber den hohen Werth dieses Kameo bemerkt Arneth l. c. S. 16: „Meines Bedünkens ist dieser Stein mit der grössten Vollendung und mit einem wahren Zauber der Kunst gemacht, und die Zeichnung selbst ist mit einer des Raphael würdigen Vollendung ausgeführt, und eine Hoheit ausathmend, wie sie nur der besten römischen Zeit entspricht. Es ist dieser Stein eben so gut eines der merkwürdigsten Monumente der Kunst des augusteischen Zeitalters, als es in der Litteratur desselben die Werke des Horatius und Virgilius sind, und vielleicht noch einziger dastehend als selbst diese."

grösserer Genauigkeit in der Zeitbestimmung in das Jahr 773 U. C. = 19 nach Christi Geburt gesetzt [1]. An Schönheit, Feinheit und Werth der künstlerischen Bearbeitung stehet er dem Wiener Kameo nach; in Betreff des Materials, der Grösse und des Bilderreichthums könnte er wohl den Vorzug verdienen [2]. Nachdem bereits im Verlaufe des siebzehnten Jahrhunderts mehrere Gelehrte über diesen Kameo gehandelt hatten,

---

1) Vgl. d. Tresor d. numism. et glypt. Tom. IX (Iconographie des empereurs. Romaines et d. leurs familles) p. 23 (zu pl. XIII). Die Geschichte dieser Kameo wird hier p. 24 referirt. Eine Abbildung ist nach der Zeichnung von P. P. Rubens auf Taf. II mitgetheilt worden, welche ich aus der Monographie von Le Roy, Achat. Tiberian. entlehnt habe. Dieselbe ist mit Vergleichung anderer Abbildungen ausgeführt worden.

2) Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 39 bemerkt über die Schichten dieses Steines: „Als ein Werk von solcher Ausdehnung in Höhe und Breite erhält der Pariser Kameo durch die dritte Schicht einen neuen Werth. Die weisse Schicht, welche an einem so grossen Werke für eine der Hauptsachen anzusehen, ist nur in der Mitte etwas dichter als an den Seiten, im Ganzen aber nirgends vollkommen rein, undurchsichtig und glänzend. Die oberste Schicht ist meistens gelb, schwach gefärbt und unbestimmt, nur an wenigen Stellen, und nie in grösseren Flecken braun und dunkel. Die grösste Masse in der braunen Schicht bildet die Bekleidung der schwebenden Figur in phrygischer Kleidung. An einigen Orten zeigen sich kleine weisse Stellen als vierte Schicht. So ist zur Linken des Betrachtenden, des gehenden Knaben Kopf und Arm aus einer weissen vierten Schicht, sein Kleid nebst den Stiefeln aus der fünften dunkelbraunen Schicht gearbeitet. Unter allen grossen Kameen von drei Schichten nimmt dieser wegen der geringen Wirkung, welche die dritte Schicht hervorbringt, die unterste Stelle ein. Obgleich durch diese dritte Lage reicher, als sie ohne diese sein würde, dürfte diese Gemme dennoch schöner ins Auge fallen, wenn sie der dritten Schicht ermangelte, so wenig auch die weisse Ansprüche auf Vollkommenheit machen kann. Weil die braune Schicht nur geringe Dicke besass, ward der Steinschneider genöthigt, sowohl die Oberfläche der durch sie braun oder gelb gefärbten Gestalten, als auch die der andern, welche in Ermangelung der braunen Schicht weiss bleiben mussten, völlig flach zu halten, wodurch das wegen des Reichthums seiner Figuren und ihrer kraft- und charaktervollen Darstellung so treffliche Werk nichts verloren hat.“ Also erkennt hier doch Köhler die kraft- und charaktervolle Darstellung von nicht viel bedeutenden Künstlern an, wie er die besten Steinschneider dieser Zeit S. 39 l. c. bezeichnet hat. S. d. Anmerkung 3, S. 262 f.

erschien 1683 von Le Roy eine besondere Schrift über denselben unter dem Titel „Achates Tiberianus", auf welche dann später noch verschiedene andere Abhandlungen gefolgt sind [1]. Hier wird ein Cyclus der Familie des Augustus einige Zeit nach dessen Tode unter der Regierung des Tiberius vorgestellt. Die bilderreiche Darstellung zerfällt in drei Felder oder Gruppen, welche horizontal übereinander sich ausbreiten. Das oberste Feld stellt den Olymp, den Wohnsitz der Götter dar, in welchem bereits Aeneas, Cäsar, der Feldherr Drusus als Vorgänger, Ahnen und Verwandte des Augustus aufgenommen worden sind. In der Mitte dieser obersten Scene befindet sich Iul. Cäsar, das Haupt wie ein Pontifex umschleiert und umstrahlt wie eine Gottheit, in ruhiger sitzender Haltung vor sich hin blickend und die Rechte auf einen Scepter gestützt. Der in Germania abgeschiedene Feldherr Drusus mit ovalem Schilde in der Linken, mit dem Paludamentum über dem Kriegsgewande, das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, schwebt von der äussersten Linken (des Beschauers) dem ankommenden Augustus entgegen. Im Vordergrunde schwebt Aeneas stark hervortretend in seiner phrygischen Gewandung

1) Das Wichtigste der hieher gehörigen Litteratur ist folgendes: Tristan de Saint Amand, Comment. historiques Tom. I, p. 100. Albert Rubens, Diatribe de gemma Tiberiana (angehängt s. Abs. ae re vestiaria), Autv. 1665. u. Graevii Thesaur. Ant. Rom. T. XI, p. 1329. 1336. Le Roy, Achates Tiberianus, Par. 1683. Fol. (Die beigegebene schöne Abbildung in natürlicher Grösse ist ein Werk von P. P. Rubens. Im Texte heisst es p. 25: „Scripsit autem de eo praesertim ad Petrum Paulum Rubenium, Antverpiensem pictorem celeberrimum, et totius antiquitatis et Cameorum imprimis studiosissimum peritissimumque, qui dicto citius exsiluit, ut rem spectaret cominus et exprimeret coloribus vivis.") Spätere Abhandlungen sind: P. Harduin, Hist. Aug. p. 711 d. Opera selecta; dann Montfaucon, Antiqq. expl. Tom. V, p. 127. Morell, XII, Caes. Supplem. p. 41. Morand, Histoire de la Saint Chapelle, p. 59. Mariette Traité d. pierr. grav. Tom. I, p. 350 seqq. Millin Gal. myth. pl. CLXXIX, N. 677. Mongez Iconogr. Rom. pl. XXVI. Eckhel, pierr. grav. p. 1 seqq. Franc. Inghirami, Mon. Etr. Tom. I, p. 58 seq. Dumersan, Notice sur l. Bibliotheque royale et particulièrement sur le Cabinet des médailles 1836 pl. 6, p. 19. Jos. Arneth, Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets (Kameen) p. 9 seqq. Tresor d. Numismatique et de Glyptique (T. IX, Iconographie d. empereurs Rom.) p. 23.

und Hauptbedeckung, und mit der Weltkugel, dem Symbol der Herrschaft über die *οἰκουμένη*, in beiden Händen, und ist im Begriff den Augustus zuerst zu bewillkommnen. Augustus selber nähert sich der bezeichneten Gruppe auf einem beflügelten, von einem ebenfalls beflügelten Genius am Zügel geleiteten Rosse[1]), und streckt die rechte Hand aus, wie es scheint, um jene zu begrüssen. — Das zweite figurenreichere Feld umfasst die noch blühende Nachkommenschaft des Augustus, die regierende Dynastie, dem Tiberius und die noch lebenden Glieder der gesammten kaiserlichen Familie. Tiberius sitzt in der Mitte, den obern Theil des Leibes entblösst, auf seinem Schoosse liegt die schlangenumsäumte Aegide, daher man angenommen hat, dass er als Iupiter Aegiochus vorgestellt worden sei. Sein Haupt ist mit dem Lorbeerkranze geschmückt, in der Rechten hält er den Lituus, wie Augustus auf dem Wiener Kameo, die erhobene Linke ist auf das Scepter gestützt. Er blickt scharf auf das vor ihm stehende Personal. Neben ihm auf demselben Throne zu seiner Linken sitzt die Livia, in so weit mit den Attributen der Ceres, als sie in der Rechten Mohnköpfe und Aehren hält. Ihr Haupt ist ebenfalls mit Lorbeer umkränzt. Ihr volles dunkles Haar ist gelockt und schön geordnet. Sie ist mit einem Untergewande und mit der faltenreichen weiten Stola bekleidet. Ihre ganze Haltung bekundet die mächtige Kaiserin Mutter, ohne deren Einfluss Tiberius niemals zur Regierung gelangt wäre. Hinter der Livia stehet ein jugendlicher, mit Helm und Paludamentum ausgestatteter Krieger, im Staunen begriffen und den Blick nach der oberen Consecrationsscene gerichtet. Es ist der jüngere Drusus, Sohn des Tiberius, welcher den Blick seiner Gattin, der Iulia Livilla, welche auf einem mit der Sphinx decorirten Throne neben ihm sitzet, auf

1) Ob wir uns in diesem Genius etwa den Amor, als Sohn der Aphrodite und Bruder des Aeneas, als deus psychopompus, oder den Genius der Consecration (analog der griechischen *Τελετή*), oder den Genius Roms, oder den des abgeschiedenen Kaisers vorzustellen haben, bleibt wohl schwer zu entscheiden. Der Künstler kann sich ganz im Allgemeinen einen beflügelten Genius vorgestellt haben, ohne ihm gerade einen speciellen Begriff unterzulegen, einen Himmels-Boten, welcher hier die Stelle des Hermes vertritt.

die obere Scene richtet, indem er mit der Rechten darauf hindeutet. Die Iulia Livilla zeichnet sich durch ihr zierlich geordnetes Haupthaar und durch ihre in einer Tunica manicata und in einer Palla bestehenden Gewandung aus. Unter der Livia sitzt hinter ihrem Rücken an den Stufen des Thrones ein Kriegsgefangener mit einer besonderen helmartigen Kopfbedeckung und mit Beinkleidern, wahrscheinlich einen Orientalen darstellend. Auf der anderen Seite vor dem Tiberius befindet sich mit seiner Rüstung, behelmt und mit dem Schilde in der Linken, mit dem Schwerte und mit dem Paludamentum ausgestattete Germanicus, welcher, nachdem er aus Germania und vom Rheine zurückgekehrt, nun im Begriff stehet seine verhängnissvolle Reise nach dem Orient anzutreten, um dort den Oberbefehl über das syrische Heer zu übernehmen. Er hat seine Rechte an den hinteren Theil seines Helmes gelegt. Seine Haltung ist eine vorwärtsschreitende. Neben ihm stehet seine mit einem Lorbeerkranze geschmückte Mutter Antonia, welche mit der Rechten seinen Helm von hinten berührt, wahrscheinlich um ihn zu mahnen, seine Waffen, wenigstens seinen Helm abzulegen, während Germanicus diesen auf das Haupt zu drücken scheint, um seine Eile im Antritt seiner Reise anzudeuten [1]. Zu seiner Rechten in einiger Entfernung von ihm befindet sich seine Gattin Agrippina. Sie scheint auf aufgehäuften Waffenstücken zu sitzen und hält eine Rolle in der Linken. Vor ihr stehet ihr im Kriegslager auferwachsener Sohn Caligula, im kriegerischen Gewande und mit hohen Beinstiefeln (caligae), nach welchen er den Namen erhalten hatte,

---

1) Dass hier die Antonia, die Mutter des Germanicus, nicht die Agrippina, die Gemahlin desselben, zu verstehen sei, ist im Tresor d. Numismat. et Glypt. (Iconographie des empereurs Rom.) T. IX, in der Erklärung zu pl. XI ermittelt worden, indem hier die anderweitigen Bildnisse der Antonia und der beiden Agrippinä zusammengestellt sind. Ein Bildniss der älteren Agrippina auf einer Kameo habe ich hier aus dem Mus. Odescalch. Tom. I, Tab. 30 beigebracht. S. Taf. II, Fig. 2. Auf einem Kameo findet man auch eine Abbildung der durch ihr zierlich gelocktes Haupthaar ausgezeichneten Agrippina Iunior. S. d. Abbildung in Enn. Quir. Visconti's Oeuvres divers. publ. par J. Labus Tom. I, Tab. 10, Fig. 2. Vgl. Taf. 11, Fig. 1. 2.

und mit einem ovalen Schilde in der Linken. Er stellt einen Knaben von etwa 10 — 12 Jahren vor [1]). Seine Füsse ruhen auf einem Brustharnisch, einem Helme und Schilde, welche zu denselben Waffen gehören, auf welchen die Agrippina Platz genommen hat. Die letztere blickt sehr ernst nach dem Germanicus, der Antonia und dem Tiberius hin.

Das unterste oder dritte Feld umfasst zehn Figuren, welche männliche und weibliche Kriegsgefangene darstellen sollen, wie es scheint theils aus germanischen, theils aus orientalischen Völkerschaften. Unter ihnen ragt eine Mutter hervor, welche ihr Kind auf dem Schoosse mit beiden Armen umschlungen hält. Sie hat ein jugendliches Ansehen mit fein gebildetem Gesicht, das Haupt bedeckt und mit einem auf den Nacken herabfallenden Schleier. Zu ihr scheint der hinter ihr sitzende Mann mit ähnlicher Hauptbedeckung zu gehören, vor welchem ein Schild mit einem Medusenhaupte angelehnt ist. Noch zwei andere männliche Kriegsgefangene haben je einen ausgeschnittenen Schild mit einem Medusenhaupte neben sich. Lanzen, Köcher und Bogen sind ebenfalls bemerkbar. Wahrscheinlich sollen diese Gruppen von Gefangenen die Siege des Germanicus und des jüngeren Drusus andeuten. Welche Unvollkommenheiten nun auch dieser für uns wichtige und belehrende Kameo haben möge, so bleibt derselbe doch als ein kostbarer Schatz aus dem Alterthume zu betrachten [2]), als ein durch seinen merkwürdigen Bilderreichthum einziges Werk aus dem Gebiete antiker Kunstschöpfungen [3]). — Aloys. Hirt hatte

---

1) Tacitus Annal. I, c. 41 von der Agrippina und ihrem Sprösslinge: ipsa insigni fecunditate, praeclara pudicitia: iam infans in castris genitus, in contubernio legionum eductus, quem militari vocabulo Caligulam appellabant, quia plerumque ad concilianda vulgi studia eo tegmine pedum induebatur. Vgl. Sueton. Caligula c. 10, und Mus. Borbon. V, 36.

2) Eine Apotheose des Augustus veranschaulicht auch ein Relief mit der Roma, Claudius, Iul. Cäsar, Livia als Iuno, Augustus als Jupiter. Dasselbe befindet sich in der Sacristei von S. Vitale in Ravenna. Vgl. Welcker zu K. O. Müller's Handb. d. Arch. d. Kunst S. 232. 3. Ausg.

3) H. K. E. Köhler, Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler p. 39 bemerkt in Betreff der Künstler, von welchen dieser oben beschriebene und die übrigen uns erhaltenen grossen

eine von der hier vorgetragenen abweichende Erklärung dieser Darstellung gegeben und dieselbe auf Nero und dessen Aufnahme in das Iulische Geschlecht bezogen, eine wohl auf einzelne Theile des Gemmenbildes, aber nicht auf das Ganze passende und daher keinen Beifall verdienende Ansicht [1]).

Ein dritter ausgezeichneter Kameo ist der niederländische, ebenfalls ein Sardonyx, jedoch nur aus drei Lagen bestehend und zehn Zoll hoch. Der Entwurf der Zeichnung ist vorzüglich, die Ausführung dagegen und somit der Kunstwerth desselben der Arbeit der beiden beschriebenen grossen Kameen

---

Kameen aus dieser Zeit gearbeitet worden sind, folgendes: „Auffallend ist es allerdings, dass die Vorstellung von des Tiberius Triumphaufzug und Tiberius umgeben von seiner Familie, über der seine vergötterten Vorfahren Julius Cäsar und Augusus nebst der Göttin Roma schweben, Werke, die man niemand Anderen, als den damaligen ersten Künstlern Roms übertragen könnte, kostbare Arbeiten auf damals, so wie noch jetzt höchst seltenen Sardonyxen, von nicht viel bedeutenden Künstlern gearbeitet wurden, zu einer Zeit, wo es nach Visconti und denen die ihm folgen, zu Rom Künstler gegeben haben soll, deren Leistungen die trefflichsten Werke des Phidias und Praxiteles übertrafen. Wollte jemand sagen, dass damals die Kunst sich blos in Marmor ausgezeichnet habe, so würde man einwenden müssen, dass in diesem Falle jene grossen Männer, die man in diese Zeiten versetzen will, die Vorbilder in Wachs oder in Thon würden geliefert haben, wenn es damals schon deren gegeben hätte. Kurz wenn sich keine anderen Gründe anführen liessen, um das Nichtige jener neuen Kunstgeschichte zu beweisen, so würde das Mittelmässige aller römischen Gemmen von ungewöhnlicher Grösse allein zureichen, das ganz Verfehlte jener Lehre an den Tag zu legen.“ Aus dieser einzigen Stelle kann man beurtheilen, wie wenig günstig Köhler über die sogenannte römische Kunstbildung dieser Zeit zu urtheilen gewohnt war, und wie er über Gemmenwerke überhaupt eine zu weitgetriebene Kritik übte, in welcher ihm gewiss nur Wenige beistimmen werden. Auf einem so kostspieligen, leichtzerbrechlichen und sprödem Material, wie jene grossen Onyxe und Sardonyxe sind, hat die damalige Kunst gewiss Bewundernswürdiges geleistet, zumal da hier doch römische Gestalten, römischer Geist, Sinn und Leben, welches von dem der altclassischen griechischen Welt verschieden war, zur Anschauung gebracht werden sollten.

1) Al. Hirt, in den Analacten von F. A. Wolf 1, 11, S. 332 und bei O. Müller Hdb. d. Arch. d. Kunst, 3te Aufl. v. Welcker S. 232.

um vieles nachstehend [1]). Hier ist der Kaiser Claudius als triumphirender Jupiter dargestellt (wahrscheinlich in Beziehung auf seinen Sieg in Britannia), dann Messalina, Octavia, Britannicus auf einen Wagen von Kentauren als Tropäenträgern gezogen, indem die Victoria voranfliegt. Die Zeit der Arbeit lässt sich hier leicht bestimmen. Dieselbe muss unter der Regierung des Claudius ausgeführt worden sein, als Messalina, seine erste Gemahlin noch lebte, als Britannicus und Octavia, ihre gemeinschaftlichen Kinder noch blüheten, mithin von der Agrippina und ihrem jungen Sohne Nero noch keine Rede war. — Eine ähnliche Darstellung findet man auf einem Pariser Kameo von geringerer Grösse, nämlich Germanicus und Agrippina als Triptolemos und Demeter Thesmophoros durch die Länder fahrend [2]). Der grösste aller aus dem Alterthume erhaltnen und bekannt gewordenen Kameen ist derjenige, welcher einst dem Cardinal Carpegna gehörte, dann in der Bibliothek des Vaticans aufbewahrt wurde, später sich in dem Musée Napoleon zu Paris befand. Im Jahre 1848 existirte derselbe noch in den königlichen Gemächern der Tuilerieen. Er ist 1′, 3 1/8″ breit und 10 3/4 hoch, und bestehet aus fünf Lagen, also ebenfalls ein Sardonyx. Das Bildwerk desselben stellt den Triumph des Dionysos und der Demeter dar, auf einem von vier Kentauren (zwei männlichen und zwei weiblichen) gezogenem Wagen [3]). Aus derselben Zeit stammen noch mehrere andere werthvolle Kameen, deren Urheber wir eben so wenig als der genannten zu bestimmen vermögen. Augustus

---

1) Vgl. De Jonge, Notice sur le Cabinet des medailles du roi des Pays Bas I, Suppl. 1824, p. 14 u. Millin Galerie mythol. 177. 178. Mongez Iconogr. pl. 29.

2) Memoire de l'Academie des inscr. I, p. 276. Millin Galer. mythol. 48. 220. Mongez Iconograph. pl. 29. Im Tresor de Numism. et Glypt. Tom. IX (Iconographie d. empereurs Rom.) p. 26, pl. XIII, N. 12 wird der Kaiser Claudius und seine Gemahlin Messalina auf den von Schlangen gezogenem Wagen als Triptolemos und Demeter (auf einem Kameo von vier Lagen) dargestellt. Vielleicht ist es derselbe Kameo und hier nur die Auslegung eine andere.

3) Vgl. Jos. Arneth, Monumente d. k. k. Münz- und Antiken-Kabinets (die Kameen u. s. w.) S. 9 ff.

und Livia bildeten ein Lieblingsthema in dieser Kunstgattung und in diesem Zeitalter, und zwar beide als Gottheiten, wenn auch nicht mit allen diesen zukommenden Attributen: Augustus insbesondere als Iupiter (doch keineswegs überall), die Livia vorzüglich als Ceres oder als Magna Mater [1]).

§. 37.

Zu den schönsten und edelsten Werken der antiken Glyptik ist der eben so durch feine Arbeit als Grösse ausgezeichnete Kameo Gonzaga zu zählen, welcher fast einen halben Fuss lang und im geistreichsten Style ausgeführt ist. Derselbe befand sich einst im Museum Odescalchum, wo auch eine Abbildung desselben nebst Beschreibung mitgetheilt worden ist [2]). Damals erkannte man in den zwei herrlichen Brustbildern die Köpfe Alexanders des Grossen und seiner Mutter Olympias, bei welcher Erklärung wenigstens die Möglichkeit vorhanden wäre, diese Arbeit dem grössten Steinschneider des Alterthums, dem Pyrgoteles, zuzuweisen. Allein die Münzgepräge, welche den Alexander vorstellen, gestatten eine solche Erklärung nicht. Daher haben die späteren Kunstarchäologen in ihnen die Bildnisse von Ptolemäos und der ersten Arsinoe erkannt [3]), welche Annahme jene Möglichkeit aufhebt. Joseph Arneth wollte bei dem Kameo Gonzaga sogar mehr an Hadrianus und Sabina

---

1) Vgl. Köhler, über zwei Gemmen u. s. w. Taf. 2. C. O. Müller Archäol. d. Kunst S. 233. Aufl. 3 von F. G. Welcker.

2) Museum Odescalchum sive thesaurus antiquarum gemmarum, quae a Petro S. Bartolo quondam incisae etc. Tom. I, p. 19 seqq. Tab. XV, die Unterschrift der Abbildung: Nel Tesoro di S. Alt. il Duca Odescalchi. Später war dieses Werk an die Kaiserin von Frankreich Josephine gelangt, und von dieser wurde es 1814 dem Kaiser von Russland als Geschenk verehrt.

3) Vgl. Visconti Iconographie pl. 53. Franz Passow, Vermischte Schriften p. 320 meinte, dass dieser Kameo das Schönste, Zarteste und Geistreichste darbiete und der Wiener Kameo dagegen nur als schwache Nachbildung erscheine. Hierüber hat Jos. Arneth, Kameen S. 18 f. freilich eine ganz andere Ansicht entwickelt. Vgl. auch O. Müller Archäol. d. Kunst S. 168, 4. Ausg. 3 von F. G. Welcker.

denken, als an Alexander und die Olympias oder an Ptolemäos und die Arsinoe [1]). Allein Hadrianus trug sein eigenthümliches Barthaar und die der Kosmetik huldigende Sabina ihr eigenthümliches Haupthaar, und schon aus diesem Grunde kann an Hadrianus und die Sabina nicht gedacht werden. Allein die Beweise für den Ptolemäos II und die erste Arsinoe sind auch noch nicht zu solcher Evidenz gebracht, dass möglicher Weise nicht ganz andere Personen vorgestellt sein könnten [2]). Zur Zeit der Ptolemäer war auch bei vielen anderen grösseren und kleineren Dynasten in kleinasiatischen und hellenischen Staaten Pracht, Luxus und Wohlgefallen an den Gebilden der Kunst zu finden, und es könnte daher auch ein ganz anderer Herrscher mit seiner Gemahlin hier vorgestellt sein [3]). — Dem Petersburger gegenüber hat man dem Wiener Kameo mit einem, wenn auch nicht gleichen, doch ähnlichen Gebilde eine geringere Schätzung zu Theil werden lassen, ich glaube fast mit Unrecht. Man hat auch von diesem Werke angenommen, dass es die Köpfe des Ptolemäos Philadelphos und der Arsinoe enthalte und zwar der zweiten Arsinoe [4]). Allein auch hier lassen sich bestimmte Beweise nicht führen. Während auf dem Petersburger Kameo der weibliche Kopf frei emporblickt, das Haupthaar mit einem Lorbeerkranze geschmückt, jedoch ohne Diadem, so dass die kurzen gekräuselten Locken frei über Stirn und Schläfe herabhängen, zeigt der Wiener Kameo die weibliche Figur mit einem breiten künstlich gearbeiteten Diadem geschmückt, so dass die Haarlocken nur an

---

1) Die antiken Kameen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets S. 19.

2) Das mit einem Lorbeerkranze geschmückte Haupt des Ptolemäos Philadelphos erblickt man auf einer Münze bei Beger Thesaur. Brandenb. Tom. I, p. 262. Dieses Bildniss stimmt allerdings mit dem des oben beschriebenen Kameo einigermassen überein. Indess gewährt dies noch keine vollgültige Bürgschaft für die Identität.

3) Visconti Iconographie pl. 46 hat z. B. auch einen schönen Kameo mit den Köpfen des Demetrios I und der Laodike von Syrien bekannt gemacht.

4) Vgl. Eckhel Pierr. grav. L. c. X. Visconti Iconographie Grecque pl. I. III. N. III. Tom. III, p. 209—213. O. Müller Archäologie d. Kunst S. 168, 4. 3te Ausg.

den Seiten etwas herabhängen. Der Blick derselben ist weniger empor als gerade aus gerichtet, und wenn nicht schöner, so ist doch dieser weibliche Kopf gewiss noch von einer zarteren Anmuth und mehr weiblichen Grazie als jener [1]). Namentlich ist die weibliche Sanftmuth hier vollkommen ausgeprägt. Ueber das Haupt breitet sich ein herabwallender, jedoch den vorderen Theil des Diadems frei lassender Schleier aus, welcher der ersteren ebenfalls mangelt. Die männliche Figur richtet den Blick freier empor und das Haupt ist mit einem reich verzierten und mit einer crista ausgestattetem Helme geschmückt. Zur Verzierung dieses Helmes gehören ausserdem noch drei Gegenstände, welche meines Erachtens von höchster Wichtigkeit und bisher nicht hinreichend gewürdiget worden sind. Auf der Mitte des Helmes windet sich eine Schlange von beträchtlicher Länge, welche züngelnd vorwärts strebt. Auf dem unteren den Nacken bedeckenden Theile des Helmes bemerkt man den Kopf des mit gewundenen Hörnern und mit mächtigem Haupt- und Barthaar ausgestatteten Iupiter Ammon. Die die Wangen bedeckenden Theile des Helmes zeigen den gezackten beflügelten Blitz. Nach dem Berichte des Plutarchos war eine Erzählung im Umlaufe, dass eine ausgestreckte Schlange neben der schlafenden Gemahlin des Philippos gesehen worden sei [2]). So hätte die Schlange auf dem Helme ihre Bedeutung. Da sich, wie allbekannt, Alexander als Sprössling des Iupiter Ammon betrachtet wissen wollte, so findet auch das Bildniss dieses Gottes auf dem Helme seine Erklärung. Der beflügelte

1) Arneth l. c. S. 18 f. bemerkt über diesen Kameo: „Vielleicht die vortrefflichste Arbeit, die uns in dieser Gattung aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Es ist ein unbeschreiblicher Adel in diesen beiden Gesichtern“ u. s. w.

2) Plutarch. Alexandr. c. 2: *Ὤφθη δέ ποτε καὶ δράκων κοιμωμένης τῆς Ὀλυμπιάδος παρεκτεταμένος τῷ σώματι.* — Auf eine natürliche Weise wird es dann in Beziehung auf die Sitte der makedonischen und thrakischen Frauen, welche den dionysischen Orgien ergeben [auch Schlangen zähmten und um sich hatten, erklärt. Von den Olympias: *ὄφεις μεγάλους χειροήθεις ἐφείλκετο τοῖς θιάσοις, οἵ πολλάκις ἐκ τοῦ κιττοῦ καὶ τῶν μυστικῶν λίκνων παραναδυόμενοι καὶ περιελιττόμενοι τοῖς θύρσοις τῶν γυναικῶν καὶ τοῖς στεφάνοις ἐξέπληττον τοὺς ἄνδρας.*

Blitz deutet auf Zeus überhaupt und kann hier auch als Symbol der königlichen Gewalt ausgelegt werden. Somit wären Gründe vorhanden, die männliche Gestalt dieses Kameo für den Alexander zu halten. Dennoch möchte ich nicht behaupten, dass man durch die angegebenen Symbole zu dieser Annahme hingedrängt werde. Die Ptolemäer, die Seleuciden und andere Diadochen konnten auf ihren Helmen und Schilden derartige Symbole nach Belieben anbringen lassen. Ja man konnte vorzugsweise solche wählen, welche einst die Schutzwaffen Alexanders geschmückt hatten. Die männliche Figur auf dem beschriebenen Petersburger Kameo ist mit einem Brustharnisch in Gestalt einer Aegide ausgestattet, an deren Rande sechs Schlangen und in deren Felde ausserdem ein bärtiger und ein unbärtiger Menschenkopf bemerkbar sind. Der Helm hat ebenfalls eine beflügelte Schlange als Verzierung [1]).

§. 38.

In derselben Wiener Sammlung ist auch der Kameo mit dem Adler ein interessantes Werk von beträchtlicher Grösse. Er hält in der rechten Kralle einen Palmzweig, in der Linken einen Eichenkranz. Der Adler mit seinem etwas stark hervortretenden Gefieder ist aus der braunen Lage des Sardonyx gearbeitet. Dieses Werk der Glyptik ist um so merkwürdiger, als auf der Rückseite der Kopf des Augustus sich befindet, welcher sehr tief und ganz in die weisse Lage des Steins eingeschnitten ist. Auf dem Paludamentum bemerkt man die Aegis [2]). Unter den Wiener Kameen sind noch zwei Chalcedone hervorzuheben, von welchen der erstere den von der Brust bis an den Unterleib ganz entblössten, unten mit der Toga bedeckten Augustus darstellt. Sein Haupt ist mit Lorbeer bekränzt und seine Rechte ruhet auf dem oberen Ende zweier mit Früchten ausgestatteter Füllhörner, während seine Rechte

---

1) Ich habe hier von beiden Kameen Taf. I, Fig. 15 u. 21 Abbildungen beigegeben.

2) Vgl. Jos. Arneth l. c. S. 18, Taf. II. III. Auch im Tresor de Numismat. et Glypt. (Iconographie d. empereurs Rom. et d. leurs familles) Par. 1843, pl. 1 abgebildet.

das Scepter hält. Er sitzt auf einem mit einer beflügelten Sphinx verzierten Throne. Neben ihn bemerkt man die Roma mit Schild und Helm. Der andere dieser Steine zeigt uns, wie es scheint, den Tiberius en face, seine Brust mit der Toga bedeckt, sein Haupt mit Lorbeer bekränzt [1]). Sein Haupthaar ist so künstlich und symmetrisch geordnet, dass man dasselbe leicht für einen Haaraufsatz (galericulum) halten könnte, wie solche um diese Zeit von Kaisern und anderen Römern zur Verdeckung dünn gewordener Haare nicht selten getragen wurden [2]). In derselben Sammlung befindet sich auch ein vorzüglicher Onyx mit vier Köpfen, deren untere Theile vom Halse und der Brust ab in Füllhörner auslaufen. Auf jeder Seite bemerkt man einen männlichen und einen weiblichen Kopf, so dass die beiden männlichen eben so wie die beiden weiblichen vis a vis gestellt sind. Die beiden Köpfe zur Rechten des Beschauers sollen den Tiberius und seine Mutter Livia, die zur Linken den Kaiser Claudius und seine erste Gemahlin Messalina vorstellen. Die Identität des Claudius und der Messalina stehet sicher, weniger die des Tiberius und der Livia. Die Köpfe des Tiberius und des Claudius sind mit einem Eichenkranze geschmückt, der der Livia mit einem Diadem und einem Lorbeerkranze, hinter welchem eine Erhöhung sichtbar ist, welche man mit der crista eines Helmes vergleichen könnte. Die Messalina ist von der Stirn ab mit Ringellocken ausgestattet, über welchen ein Epheukranz mit anderen Blättern und darüber ein Stück von einer Thurmkrone bemerkbar ist. Dieser Kameo ist 4″ 7½‴ hoch und 5″ 9½‴ breit [3]). In ähnlicher

1) Vgl. Jos. Arneth l. c. S. 18. 19, Taf. IV u. VI. Mit voller Gewissheit möchte ich jedoch nicht behaupten, dass dieser Chalcedon wirklich den Tiberius vorstelle. Die Identität würde leichter zu ermitteln sein, wenn der Kopf in Profil gearbeitet wäre, wie die meisten Bildnisse des Tiberius auf Gemmen und Münzen.

2) Sueton. Othon. c. 11: galericulo capiti propter raritatem capillorum adoptato et annexo, ut nemo dignosceret.

3) Vgl. Jos. Arneth, Kameen S. 19 f. Taf. VII. Tresor d. Numismat. et Glypt. (Iconographie d. empereurs Rom.) T. IX, pl. 15. — Ich habe hier Taf. I, Fig. 16 diese interessante Darstellung unter die Abbildungen aufgenommen.

Weise sind auf einem Sardonyx von drei Lagen einerseits der bärtige Kaiser Severus und seine Gemahlin Iulia Domna, andererseits ihre Söhne Caracallus und Geta dargestellt, wie man angenommen, und es lässt sich auch die Identität wohl schwerlich bezweifeln [1]). Ein vortrefflicher Pariser Sardonyx-Kameo von drei Lagen stellt die Kaiserin Messalina mit ihren beiden Kindern, dem Britannicus und der Octavia dar. Die Kaiserin mit symmetrisch geordnetem und zierlich geflochtenem Haupthaar und mit einem Lorbeerkranze geschmückt zeigt den bestimmten, auch an anderen Denkmälern erkannten, Typus jugendlicher Schönheit mit besonderen Zügen, in denen sich ein Selbstbewustsein ihrer Vorzüge und hohen Machtstellung abspiegelt. Die Kinder dagegen, deren unterer Theil in einer damals beliebten und mehrmals wiederkehrenden Weise in ein Füllhorn ausläuft, ermangeln eines geistreichen Ausdrucks und einer anmuthigen Gestalt, wenn anders die mir vorliegende Abbildung dem Original vollkommen entspricht [2]). Ein schöner Onyx-Kameo (aus der Zeit des Augustus, wie es scheint), welcher der K. Neapolitanischen Sammlung angehört, stellt den auf einem Viergespann daherfahrenden und die Giganten mit Blitzen niederschmetternden Zeus dar und enthält die Aufschrift *ΑΘΗΝΙΩΝ* [3]). Dieses Thema ist mehrmals mit ver-

---

1) Vgl. Tresor de Numism. et de Glypt. (Iconographie des empereurs Rom.) T. IX, p. 76, pl. 42. Hier wird beme kt: Ce magnifique camée, l'un des plus beaux de la Collection de France, est aussi remarquable par la richesse de la matière que par le travail et l'intérêt du sujet etc. Dieser Kameo hat eine ovale Gestalt. Die Arbeit scheint mir mit der an den bereits beschriebenen Kameen nicht verglichen werden zu können, sondern ihr nachzustehen. Das Haupthaar ist hier z. B. nicht mit der Sauberkeit, Feinheit und zierlicher Symmetrie ausgeführt als an den Köpfen auf den bisher beschriebenen Kameen.

2) Tresor d. Numism. et d. Glypt. (Iconographie d. empereurs Rom.) T. IX, pl. XIV, Fig. 6, Text p. 27. Ich habe von dieser Darstellung auf Taf. I, Fig. 17 eine Abbildung beigegeben.

3) Visconti und Köhler haben diesen Kameo für ein Werk griechischer Kunst gehalten; allein Tölken, Sendschreiben an d. K. Peterb. Akad. S. 38 hat nachgewiesen, dass er dem Augusteischen Zeitalter angehöre. Man findet diese Darstellung auch im Tresor de Num. et Glypt. (Nouvelle

schiedenen Modificationen zur Anschauung gebracht worden[1]). Einen höchst interessanten Kameo (Onyx mit weisser Schicht auf schwarzem Grunde) mit der Darstellung des Zeus Aegiochos hat Enn. Quirin. Visconti in einer besonderen Schrift beleuchtet und eine sehr sauber ausgeführte Abbildung desselben beigegeben. Er bezeichnet diese Gemme als ein bewundernswürdiges Kunstwerk[2]). Das Haupt- und Barthaar zeichnet sich durch eine anmuthig geordnete Lockenfülle aus, und das Haupt ist mit einem Eichenkranze geschmückt. Die Aegis als Ziegenfell dargestellt hängt von der linken Schulter herab. Dieser Kameo wurde in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts zu Ephesus aufgefunden und war Eigenthum eines patricischsen Ritters Zulian zu Venedig, als Visconti seine Abhandlung über denselben herausgab[3]). Die kais. Sammlung zu Petersburg besitzt einen vortrefflichen Kameo von beträchtlicher Grösse in Sardonyx, welchen Köhler als einen der schönsten Steine in seiner Art bezeichnet hat. Die Darstellung bestehet in einem Ganymed, und die Arbeit ist hier eben so vollkommen als die Schichten des Steines vortrefflich benutzt worden sind[4]). Hieher gehört auch ein Onyx-Kameo mit der Darstellung des den Kerberos fesselnden Herakles von hervorragender Schönheit in der K. Preussischen Gemmensammlung,

---

Galerie mytholog.) Par. 1850, pl. IV, N. 3. — Ich habe hier Taf. I, Fig. 11 eine Abbildung desselben beigegeben.

1) Vgl. Jos. Arneth, die Kameen u. s. w. p. 21, Taf. 10; wo ein in der Wiener Sammlung sich befindender Onyx- oder vielmehr Sardonyx-Kameo von neun Lagen (ist kaum glaublich) mit einer ähnlichen Darstellung, jedoch ohne Giganten, beschrieben und eine Abbildung beigegeben ist.

2) Osservazioni di Ennio Quirino Visconti sopra un antico Cammeo, ruppresentante Giove Egioco; Padova 1793. 4. Er nennt ihn hier l'egregio e stupendo Cammeo. Vgl. desselben Oeuvres diverses rec. et publ. par Jean Labus Tom. I, tav. 16. Ich habe eine Abbildung dieses schönen Werkes Taf. I, Fig. 10 mitgetheilt.

3) Vgl. Em. Braun, antike Monumente Dec. I, S. 5. Leipz. 1843. Fol. Gegenwärtig besitzt diesen Kameo die Bibliothek von S. Marco zu Venedig.

4) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, S. 13.

von welchem mehrere Copieen existiren [1]). Dieselbe Sammlung besitzt auch ein ganz vortreffliches Onyxgefässchen mit erhabenen Figuren von der feinsten und correctesten Arbeit. Ich habe dasselbe bereits in der Angeiologie beleuchtet und eine Erklärung der Figuren gegeben [2]). In der K. Petersburger Sammlung befindet sich ein erhoben gearbeiteter sogenannter Achatonyx (über welche Benennung bereits oben gehandelt worden ist) mit dem Bilde der Aphrodite, an welcher, wie Köhler bemerkt hat, die treffliche Zeichnung des Nackten in einer schwierigen Stellung der Göttin eben so bewundernswürdig ist als die zarte Ausführung [3]). Ein anderer sogenannter Achatonyx mit erhobener Arbeit in derselben Sammlung stellt die Aurora auf einem Wagen mit zwei Rossen vor, welche von göttlichem Feuer beseelt zu sein scheinen. Ein dritter Stein derselben Art zeigt diese Göttin, wie sie die vier Sonnenrosse führt. Beide Arbeiten sind vortrefflich. Der letztgenannte Stein ist mit dem Namen des Künstlers *ΡΟΥΦΟΣ* versehen [4]). Eben daselbst wird ein Kameo mit einem Hermaphrodit für einen der vorzüglichsten Steine mit dieser Vorstellung gehalten [5]). Ferner hat Köhler einen Kameo mit der

1) Vgl. E. H. Tölken, Sendschreiben u. s. w. S. 40—42. P. J. Mariette Traité d. pierr. grav. Tom. II, P. I, Tab. LXXX (dazu die Erklärung) hielt diesen Kameo für ein Meisterwerk und vermuthete, dass derselbe das Urbild von allen übrigen Vorstellungen dieser That des Herakles auf Gemmen sei. Ja er hat sogar denselben für ein Werk des Dioskorides betrachtet. Ueber andere Gemmen mit demselben Gegenstande s. Enn. Quin. Visconti Oeuvres divers. rec. et publ. p. J. Labus, Tom. II, p. 223 seq. Einige hatten in dem Hunde nicht den Kerberos, sondern den Hund des Geryones erkennen wollen. Visconti l. c. Ich habe hier Taf. I, Fig. 3 eine Abbildung nach der Zeichnung von Mariette beigegeben.

2) S. 18 ff. Ueber ein anderes Sardonyx-Gefässchen dieser Art vgl. Intorno la tazza di pietra Sardonica orientale que servasi nel real museo Borbonico trove ragionamente di Aniello Gargiulo; Napol. 1835, 4to. Ein drittes ist einst von Io. Henr. Eggeling, Mysteria Cereris et Bacchi in vasculo ex uno Onyche, Bremae 1682 beschrieben worden. Es existiren noch mehrere Gefässchen dieser Art mit erhobener Arbeit in den europäischen Antiken-Sammlungen.

3) Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, S. 14.

4) Köhler, ibid.

5) Köhler l. c. S. 15.

Darstellung des Perseus und der Andromeda aus derselben Petersburger Sammlung als ein Wunder der Kunst und als einen der schönsten und berühmtesten Steine in der Welt bezeichnet [1]). Dem vortrefflichen Sardonyx-Kameo mit der Darstellung der Askolien (eines lustigen Schlauchtanzes bei der Feier der Dionysia) hat derselbe eine besondere Abhandlung gewidmet [2]). Dieses Werk zeichnet sich aus durch die Schönheit der Composition, die Reinheit der Zeichnung und durch die geschmackvolle Arbeit [3]). Ein im Besitz des russischen Kaisers sich befindender sehr schöner Sardonyx mit erhabener Arbeit stellt das jugendliche Bildniss der Livia dar. Dieselbe ist umschleiert und mit einem Lorbeerkranze geschmückt [4]). Einen Sardonyx-Kameo von vorzüglicher Schönheit der Zeichnung und der Ausführung hat derselbe Archäolog in einer besonderen Abhandlung beleuchtet [5]). Dieser orientalische Sardonyx bestehet aus zwei Lagen und stellt die drei völlig unbekleideten Grazien dar, welche, wie Köhler angenommen, auf keinem anderen uns bekannten Kameo in dieser Weise gefunden werden. Auch die Attribute dieser Göttinnen sind hier bemerkenswerth. Die zur Linken hält in der rechten Hand zwei Aehren, die in der Mitte zwei Blumen, und die zur Rechten zwei Mohnköpfe [6]). Die Attribute der Grazien hatten

---

1) Ibid. S. 15 f.

2) Kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, S. 1—20 (Gesammelte Werke, herausg. v. L. Stephani, Th. V).

3) Ibid. S. 2. S. die beigegebene Abbildung Taf. II. Ich habe diese Darstellung in die Abbildungen Taf. I, Fig. 5 aufgenommen. Wir haben bereits oben eine ähnliche Abhandlung über die Askolien von O. Jahn erwähnt (in der Archäologischen Zeitung von Ed. Gerhard, Neue Folge, Jahrg. I, 1847, S. 134 f.).

4) Kleine Abhandl. zur Gemmenkunde Th. II, S. 57; dazu d. Abb. Taf. I (in der Reihenfolge Taf. II).

5) Ibid., Description d'un Camée du Cabinet des pierres gravées de sa Majeste imperiale l'empereur d. tout. l. Russie; (Th. II, p. 65 seqq. avec 3 planches). Er bemerkt hier gleich zu Anfange: La rareté du sujet, la beauté du dessin et de l'execution, rendent extremement preciéux le camée antique que nous publions dans ce memoire.

6) S. d. Abb. dazu Taf. V (als Taf. I bezeichnet). Ich habe hier diese Darstellung Taf. II, Fig. 4 aufgenommen.

nicht wie die anderer Gottheiten durch den Mythos ihre feste Bestimmung erhalten, sondern hingen mehr von dem Gutachten der Künstler ab [1]). Auf einem interessanten Sardonyx von drei Lagen bemerkt man den Ares in voller Waffenrüstung, indem er mit den Speer einen schlangenfüssigen Giganten, welchen man für den Mimas gehalten, durchbohrt [2]).

Hier ist auch noch ein durch wenig plausible Zusätze einigermassen ergänztes Fragment eines grossen Sardonyx-Kameo zu erwähnen, welches Trivulci (Trivultius) zu Mailand im Jahre 1771 von einem sicilischen Antiquitäten-Händler gekauft hatte. Trivulci hielt diesen Stein, welchen er noch, wie alle übrigen ihm damals bekannten grossen Sardonyx-Kameen, als Achat bezeichnet hat, für den sechsten grossen Kameo von denen, von welchen er Kunde erhalten. Seine Abhandlung hierüber hat Petri Mazzucchelli der Vorrede zu seiner Ausgabe des Flavius Cresconius Corippus beigefügt [3]). Dieses Sardonyx-Fragment zeigt, dass der Kameo in seiner ursprünglichen Integrität von beträchtlicher Grösse gewesen ist und mehr Figuren umfasst hat als in gegenwärtigem Zustande. Der Künstler hat die farbigen Lagen des Steines zur Colorirung verschiedener Gegenstände benutzt, wie wir dies bereits an den oben betrachteten grossen Kameen bemerkt haben. Zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche, befinden sich stehend vor einem Altar (ara), auf welchem die männliche eine Opfergabe darzubringen im Begriff stehet, so fern dieselbe in der Rechten eine Patera, in der Linken einen Blätterbüschel hält. Die weibliche Figur in langer faltenreicher Gewandung und das Haupt mit einem Elephantenkopf bedeckt, hält in der Linken

---

1) Die anderweitigen Mittheilungen Köhler's über diesen Kameo können wir hier nicht weiter verfolgen, obgleich sie noch manche lehrreiche Bemerkung enthalten.

2) Im Cabinet de France. S. d. Tresor d. Numismatique et d. Glyptique (Nouvelle Galerie mythologique, Par. 1850) Pl. IV, Fig. 10. Text p. 18. Ich habe diese Darstellung in unsere Abbildungen Taf. I, Fig. 12 aufgenommen.

3) Flav. Cresc. Corippus Iohannidos seu de bellis Libycis libri VII, editi ex codice Mediol. Musei Trivultii; Mediol. 1820, 4. p. LVII—LXXII praefationis.

einen Aehrenbüschel mit Mohnköpfen [1]), während die erhabene Rechte mit einem Kranze, welchen sie auf das Haupt der männlichen Figur zu legen sich anschickt, eine Ergänzung ist, deren Richtigkeit sehr bezweifelt werden kann. Der die Stelle des Helmes vertretende Elephantenkopf auf dem Haupte der weiblichen Figur deutet an, dass dieselbe die Provinz Africa (Aegypten, Mauritania u. s. w.) repräsentire, wie wir diesen Hauptornat in derselben Bedeutung auf mehrere Münzen wieder finden [2]). Hinter dieser Figur ragt unten an ihren Füssen ein Löwenkopf mit seinen Tazzen hervor. Das Haupt der männlichen Figur ist unbedeckt, Kinn und Wangen bis an die Ohren bärtig; dic Gewandung bestehet in der Tunica und in dem umgeworfenen Paludamentum, welches an der rechten Schulter befestiget ist. Der rechte ausgestreckte Arm mit der Patera in der Hand ist bis an den oberen Theil entblösst. Die Gewandung ist nach den Farben des Steines entsprechend hergestellt. Jedenfalls soll diese männliche Gestalt einen der späteren römischen Kaiser vorstellen, wahrscheinlich einen Kaiser, welcher in Africa siegreiche Kriege geführt oder sich um diese Provinz verdient gemacht hat. Möglich wäre auch, dass dieselbe einen siegreichen Feldherrn hat repräsentiren sollen. An der Ara sind Reliefgebilde, drei weibliche Figuren in langer Gewandung, angebracht, welche sich die Hände reichend in orchestischer Bewegung fortschreiten [3]). Die ganze Arbeit

1) Hierüber wird p. LXIV der Vorrede bemerkt: Quod ad hoc pertinet, nunc observare oportet, raro inveniri frumenti spicas in nummis, quin eas comitentur papavera. Id conspicitur etiam in antiquis lapillis insculptis, qui pro gemmis in annulis inserebantur. Ex hisce lapillis plures possideo in meo scrinio, qui repraesentant multa symbola Annonae propria vel Abundantiae, et inter illa unum aut plura papaveris capita visuntur.

2) Vgl. Pedrusi Tom. VI, 30, N. 11. Tom. VII, t. 21, N. 7. Lippert führt unter seinen Gemmen einen Achat auf mit dem Symbolum von Africa, welches der Kopf einer weiblichen, mit einem Elephantenrüssel bedeckten Figur ist (I, 9, 5, N. 730).

3) Wahrscheinlich die Charitinnen nach älterer Darstellungsweise. Vgl. Begeri thesaur. Brandeb. I, p. 46 seqq. Der Verdacht eines Betruges kann wohl bei diesem Fragmente schon desshalb nicht aufkommen, weil ein

deutet auf die spätere Kaiserzeit und ist ausserdem nicht aus der Werkstatt eines hervorragenden Künstlers hervorgegangen, wie der ehemalige Besitzer Trivulci selber bezeugt hat. Ein sicheres Urtheil lässt sich jedoch ohne eigene Anschauung des Werkes nicht gewinnen [1]).

§. 39.

Eine wichtige, jedoch schwer zu entscheidende Frage bleibt es, ob jene umfassenden und zahlreichen Werke der Glyptik mit erhobenem Bildwerk aus dem ersten und zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit von griechischen oder von römischen Künstlern hergestellt worden sind [2]). Gewiss ist wohl so viel, dass griechische Künstler, welche lange in Rom lebten und hier von kunstliebenden oder wenigstens nach künstlerischer Ausstattung ihrer Paläste und Villen strebenden reichen Römern unterstützt ihre Werkstatt aufgeschlagen hat-

---

moderner Künstler ein so schönes Stück von seltnem Sardonyx nicht mit dem Fragmente eines Gebildes ausgestattet, sondern gewiss lieber ein ganzes selbstständiges Werk auf demselben ausgeführt haben würde. Auch lässt das Originelle der Darstellung, namentlich der Elephantenkopf auf dem Haupte der weiblichen Figur, einen Verdacht nicht leicht aufsteigen. Anderwärts habe ich diesen Kameo weder erwähnt, noch abgebildet gefunden, und weiss daher nicht, welches Urtheil mit der Gemmenkunde vertraute Archäologen darüber hegen.

1) Eine Abbildung befindet sich neben dem Titel der erwähnten Ausgabe des Corippus, Mediol. 1820. 4. Man hat auch einen Onyx mit fünf Brustbildern in der Mitte des vordern Deckels des Codex aureus zu Trier für antik gehalten und jene Vorstellung auf den Kaiser Augustus und seine Familie bezogen. Vgl. Trier und seine Alterthümer, ein Wegweiser u. s. w. Ausg. 2, S. 57. Da ich dieses Werk weder im Original noch in einer Abbildung gesehen habe, kann ich hierüber nicht entscheiden. So weit eine Folgerung aus der Beschreibung möglich ist, möchte ich diese Arbeit nicht für antik halten. Doch könnte sie wohl dem 6. oder 7. Jahrhundert angehören.

2) Auch der sonst mit Confidenz und Entschiedenheit urtheilende Archäolog H. K. E. Köhler, welcher in seiner Abhandlung über die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler S. 42 u. s. w. (Ges. Schriften Th. III) diese wichtige Frage berührt, hat dieselbe nicht zur Entscheidung gebracht.

ten, von römischem Geschmack und römischer Betonung ihrer Kunstschöpfungen nicht ganz frei geblieben sind, so wie specifisch römische oder italische Künstler von Talent sich gewiss bemüheten, die anerkannte Classicität der griechischen Formen, welche sie ja an zahllosen Werken der verschiedensten Art studiren konnten, sich mehr und mehr zu eigen zu machen, ohne desshalb den römischen Charakter ihrer Gebilde völlig aufzugeben oder sich dem römischen Geiste gänzlich zu entfremden. In figurenreichen Reliefgebilden überhaupt, und in den grossen Kameen insbesondere war dies wohl leichter ausführbar als in statuarischen Werken. Wenn wir nun auch annehmen dürfen, dass die alten Traditionen in Beziehung auf technische Anwendung der Regeln und Ausführung der Kunstwerke von Hellas auf Italien übergegangen waren, so bleibt es doch eine eigenthümliche Untersuchung, welche noch nicht zum Abschluss gediehen ist, wo denn nun eigentlich die rein und speciell römische Kunstbildung anhebe. Da wir bei den alten Autoren über römische und selbst über italische Künstler überhaupt nur dürftige Nachrichten erhalten, so könnte man leicht bezweifeln, ob eine specifisch-römische, d. h. eine von fremder Einwirkung unabhängige oder wenigstens aus solchen Einflüssen heraus originell und selbstständig sich entfaltende Kunst existirt habe [1]. Dass eine solche aber dennoch vorhanden gewesen sei, gehet aus anderweitigen Thatsachen hervor. Bei der ungeheuren Zahl von Götterbildern aus Erz und Marmor, welche in den Tempeln Roms und Italiens während der letzten Jahrhunderte des Freistaates und ebenso während der anhebenden Kaiserzeit aufgestellt wurden, und bei der noch weit grösseren Zahl von Ehrenstatuen, welche den

---

1) Heinr. Brunn Gesch. d. Griech. Künstler Th. I, S. 617 bemerkt in Beziehung auf die Plastik: „Ja, wollten wir die Quellen der Künstlergeschichte als allein massgebend anerkennen, so möchte man beinahe annehmen, dass die Bildhauerei nicht zu den Künsten gehört habe, welche eines freigebornen Römers für würdig gehalten wurden. Denn wer wagt zu entscheiden, ob nicht Decius und Coponius, die einzigen etwas bedeutenderen Künstler mit römischen Namen, Freigelassene waren, wie Cincius Salvius und Avianius Alexander?“

Kaisern, ihren Gemahlinnen und Mitgliedern ihrer Familie, sowie hervorragenden Männern überhaupt überall gewidmet wurden [1]), darf man doch voraussetzen, dass Rom in Italien oder in Rom selbst geborne und gebildete Künstler gehabt habe, welche im römischen Geiste arbeiteten, wie sehr ihnen auch die classischen Formen der griechischen Kunst vorschweben mochten. Allein noch beträchtlicher muss die Zahl derjenigen Künstler gewesen sein, welche von griechischer Abstammung und im Geiste griechischer Kunst und Cultur gebildet, Rom zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt hatten, da in jener Zeit in Hellas kein Perikles, kein Alexander, überhaupt kein Mäcenas die Kunst belebte, ihre Jünger durch übertragene Arbeiten beschäftigte und durch reichliche Belohnung unterstützte, wenn auch einzelne kleinasiatische Fürsten, wie die Seleuciden, sowie die Ptolemäer in Aegypten, so manchen griechischen Künstler an sich ziehen und beschäftigen mochten.

Bei der Herstellung von Götterstatuen war nun wohl ein dringendes Motiv nicht vorhanden, den specifisch-römischen Typus auszuprägen. Seitdem aber eine enorme Masse römischer Portraitstatuen geliefert wurde, konnte und musste sich die typische Ausbildung der Gestalten im römischen Geiste und Charakter immer weiter von dem griechischen Typus entfernen und in ihrer Eigenthümlichkeit hervortreten. Wie die Gewandung des Römers und der Römerin eine andere war als die

---

1) Schon zu des älteren Cato's Zeiten wurden Statuen dieser Art in grosser Zahl hergestellt. Plin. XXXIV, 14: Exstant Catonis in censura vociferationes, mulieribus Romanis in provinciis statuas poni. In der Kaiserzeit wurden ausserdem auch zahllose vergoldete, ja nicht selten auch aus Gold und Silber gearbeitete Statuen zu Ehren der Kaiser hergestellt. Schon Cicero Ep. ad Att. VI, 1 erwähnt übergoldete Reiterstatuen: cum in turma inauratorum equestrium, quas hic Metellus in Capitolio posuit etc. Vgl. Dion Cass. LI, c. 22. LXXII, 15. Vopiscus, Aureliani vit. vol. II, p. 608 Scr. hist. Aug. Lugd. Bat. 1671 (aurea non est posita, dedicatae sunt solae argenteae). Dazu kam eine unermessliche Zahl von Büsten, von welchen noch gegenwärtig Tausende existiren. Die meisten derselben waren Portrait-Bilder (vultus). — Dazu kam die ungeheure Zahl von Reliefwerken in verschiedenen Stoffen, namentlich in und an Tempeln, an grossen Sarkophagen, an grossen Marmor-Krateren, an Candelabern, Brunneneinfassungen und an Ornamenten verschiedener Art.

des Griechen und der Griechin, so waren auch die bald etwas derber, bald schärfer markirte männliche Gesichtsbildung mit der in der Regel gebogenen Nase und dem stärker hervortretenden Kinn, das männliche Haupthaar mit seinem gewöhnlich kurzen, übereinandergelegten Locken und Flocken, der oft kurze und dicke Hals, die ganze Haltung und Gliederung der einzelnen Theile des Körpers von dem classischen Typus der Griechen verschieden [1]). In dieser Weise mussten die zahlreichen Statuen römischer Kaiser, Feldherrn, Consuln und Prätoren, Aedilen und Censoren, namentlich diejenigen, welche zu Rom gearbeitet waren und ebendaselbst aufgestellt wurden, sich mehr durch ihren specifisch-römischen Typus auszeichnen, wenn auch in griechischen und kleinasiatischen Städten und entfernteren Provinzen dieser Typus weniger streng festgehalten werden mochte. Die grosse Zahl der römischen Erz- und Marmorbüsten, welche man noch gegenwärtig in den europäischen Museen antiker Kunst findet, ist dem grössten Theile nach im römischen Geiste gearbeitet. Dasselbe gilt von den meisten Sarkophag-Reliefs in denselben Museen. Hier giebt es jedoch auch hervorragende Ausnahmen, von welchen einige unleugbar als griechische, andere als etruskische Arbeiten zu betrachten sind. Als vortreffliche Arbeiten griechischer Kunst sind die Relief-

1) Selbst die Folgen der Lebensweise kommen in den Physiognomieen zum Vorschein. So siehet man es einigen Portrait-Gesichtern an, dass die dargestellten in der römischen Comessatio nicht zurückgestanden. So kann die Gestaltung des Haupthaares an männlichen und weiblichen Kunstwerken als ein wichtiges unterscheidendes Merkmal gelten. Die griechische Kunst während der classischen Zeit liebte ein einfaches, anmuthig geordnetes, in sanften Wellen nur wenig schwellendes Haupthaar, welches bei Frauen am Hinterhaupte in einem einfachen Knauf endigte, bei Männern in mässiger Fülle theils kürzer, theils länger hergestellt war. Bei den specifisch römischen Gebilden tritt bei den Frauen eine grosse Mannichfaltigkeit seltner künstlicher Haarformen, mannichfacher Geflechte und Haar-Touren ein, so dass man oft zweifeln könnte, ob an einem solchen Werke natürliche Haare oder ein künstlicher Haaraufsatz veranschaulicht werden sollte. — Die Kaiserstatuen wurden zwar häufig in Götter- und Heroen-Gestalt, namentlich mit den Attributen der Götter und Heroen, hergestellt, allein das Angesicht blieb doch portraitartig. Vgl. über die Statue des Domitianus in der Gestalt des Hercules Martial. Epigr. IX, 65 u. 66.

gebilde an dem grossen Sarkophage zu Wien (der Fugger'sche genannt) zu erwähnen. Etruskische Reliefwerke findet man in beträchtlicher Zahl in der Marmor-Sammlung zu Berlin. — Bei den specifisch römischen Gebilden bemerken wir häufig, was auch an den beschriebenen grossen Kameen sichtbar ist, eine gewisse Schwerfälligkeit einzelner Theile des Leibes, während alles übrige tadellos ausgeführt ist[1]). Allein jener ätherische Hauch, jene einfache, liebliche und seelenvolle Anmuth, welche über die Reliefgebilde der perikleischen Zeit ausgegossen ist, und welcher uns noch in Vasenbildern aus der Zeit der Kunstblüthe erquickt, ist hier gleichsam von einer dickeren Athmosphäre des römischen Lebens absorbirt oder von der massiveren Wirklichkeit des römischen Geistes zurückgescheucht worden. Die geistigen Blüthen des Hellenismus und der hellenischen Kunst waren verblüht, die Früchte waren jedoch eingesammelt und lagen vor Augen. Die Frucht der römischen Kunst-Production war nicht von gleichen Wurzeln, Stämmen und Blüthen entsprossen. Wie angelegentlich auch in Rom während der Regierung des Augustus viele alte herrliche Werke der griechischen Kunst aus griechischen Städten zusammengebracht und überall aufgestellt worden waren, wollte sich dennoch eine neue hellenische Kunstblüthe nicht heraufbeschwören lassen, obwohl es an einzelnen Künstlern nicht gefehlt, welche mit Talent und Geschicklichkeit arbeiteten und sowohl Originalwerke als vortreffliche Copieen geliefert haben[2]). Von

1) So kommen z. B. nicht selten zu starke, nicht im richtigen Verhältnisse zum Ganzen stehende Füsse vor, namentlich an den genannten grossen Kameen. Eben so in Reliefgebilden, z. B. in denen der Triumphbogen. Vgl. O. Müller, Arch. S. 231, 3. Aufl. v. Welcker. — Ueber das entschieden römische Gepräge in den Werken der Glyptik von der Zeit des Augustus bis auf Hadrianus vgl. Fr. Passow, über die sogenannte Apotheose des Augustus u. s. w. in seinen vermischten Schriften S. 318.

2) Ein solcher war z. B. Zenodorus zur Zeit des Nero, über welchen Plinius XXXIV, 18 berichtet: duo pocula Calamidis manu caelata, quae Cassio Silano, avunculo eius, praeceptori suo Germanicus Caesar adamata donaverat, aemulatus est, ut vix ulla differentia esset artis. Ueber die Schwierigkeit, eine Copie dem Original völlig gleich herzustellen, bemerkt Quintilianus X, c. 2, §. 10: Tantam enim difficultatem habet similitudo,

den zahlreichen Statuen und Büsten des Augustus waren freilich die meisten keine vollendeten Kunstwerke [1]).

Das Gebiet der Glyptik im Verhältniss zu den grossen plastischen Schöpfungen nur auf mikrotechnische Gebilde beschränkt konnte während der Regierung des Augustus und des Tiberius, je nach dem Talent und äusseren günstigen Mitteln des Künstlers, im Einzelnen noch sehr wohl gelungene Darstellungen liefern, welche sich durch glückliche Compositionen und saubere Arbeit auszeichneten. Vielleicht stand überhaupt die Kunst der Reliefbildung, in deren Bereich die Kameen als erhobene Werke gezogen werden müssen, während der Regierung der genannten Kaiser noch in einem günstigeren Verhältnisse, als die grossen isolirten statuarischen Werke, sofern dem talentvollen Künstler ein freierer Spielraum in der Composition und Gruppirung der Gestalten vergönnt, und doch nicht in gleichem Masse die in einer einzelnen Statue auszuprägende, aus genialer Auffassung und schöpferischer Kraft des Geistes entsprossene Idee zu verkörpern und mit meisterhafter Vollendung auszuführen erforderlich war [2]). Dazu kamen hier dem Künstler häufig gelehrte Studien zu Statten, welche seinen Compositionen den Reiz der Neuheit zu verleihen vermochten, und so einigermassen ersetzten, was ihm an schöpferischem Talent oder an Erfindungsgabe und Originalität abging. Auch waren diese Künstler oft genug mit einem feinen Sinn für schöne, sinnige, ansprechende Situationen ausgerüstet, welcher sich in ihren Schöpfungen abspiegeln musste. Dazu kommt, dass das bereits angebahnte Gebiet allegorischer Darstellungsweisen dem Künstler eine Fülle des Stoffes darbot, in welchem er sich beliebig bewegen und sein Talent in neuen ansprechenden Compositionen versuchen konnte.

---

ut ne ipsa quidem natura in hoc ita evaluerit, ut non res, quae simillimae videantur, discrimine aliquo discernantur.

1) Vgl. Winckelmann, Gesch. d. Kst. Th. II, S. 385. Dresd. 1764. 4to.

2) Wir sehen an den männlichen und weiblichen Figuren der grossen Kameen die Proportionen der Glieder eines und desselben Leibes nicht überall der vollendeten Kunst entsprechend, z. B. zu starke Füsse, wie schon oben bemerkt wurde, während die Gewandung, das Haupthaar, die Attribute, die ganze Haltung der Figuren alles Lob verdienen.

§. 40.

Die dargestellten Gegenstände betreffend könnte man vielleicht vermuthen, dass diejenigen Gemmen, deren Gebilde nicht aus der griechischen, sondern aus der römischen oder altitalischen Mythologie und aus dem Gebiete des römischen Lebens entlehnt worden sind, römische Künstler zu ihren Urhebern gehabt haben müssen, z. B. die Darstellung des Cacus, welcher dem Herakles Rinder entwendet, des Bonus Eventus, der Abundantia, der Fortuna, der Spes, des Genius nach römischer Auffassung u. s. w., ferner geschichtlicher Ereignisse, wie der Uebergabe des Iugurtha an den römischen Feldherrn. Allein aus dieser Wahl der darzustellenden Gegenstände liesse sich nur dann eine Folgerung ziehen, wenn jeder Künstler nur seinem eigenen Geschmack, seiner Vorliebe und seiner Wahl bei seinen Werken gefolgt wäre und niemals nach fremden Aufträgen gearbeitet hätte. In diesem Falle würden wohl griechische Künstler den Stoff zu ihren Bildwerken lieber aus dem Bereiche der unerschöpflichen griechischen Mythologie, so wie aus dem reichen und mannichfaltigen Leben der Griechen entnommen haben. Allein es ist wohl als sicher anzunehmen, dass die zu Rom lebenden Künstler während jener Zeit, als die erwähnten grossen Kameen hergestellt wurden, weit mehr auf Bestellung mit genauer Angabe des Bildwerks arbeiteten als nach eigner Vorliebe und Neigung, so wie ja jene grossen Kameen selbst nicht Werke eigner Wahl sein konnten, sondern jedenfalls im Auftrage höherer Personen ausgeführt worden sind, welche ausserdem auch wohl dem Künstler die vortrefflichsten Exemplare edler Steinarten dazu dargeboten haben.

Es bleibt jedenfalls eine missliche Aufgabe, die unterscheidenden Merkmale der griechischen und der specifisch römischen Kunstbildung, namentlich im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, festzustellen. Wenn es nun aber dennoch versucht werden soll, eine Meinung hierüber mitzutheilen, so wird sich diese wohl immer mehr auf den Geist der griechischen Kunst zur Zeit ihrer Blüthe als in ihren letzten Perioden beziehen (obwohl dieselbe sich mehrmals verjüngte und neuen Aufschwung

gewann), also auf eine Vergleichung der griechischen Kunst auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung mit der römischen oder italischen während der Kaiserzeit. Bei einer solchen Vergleichung dürfte sich wohl ergeben, dass da, wo man keine Spuren von grossen, erhabenen, kühnen, aber dennoch nicht über die Gesetze der Menschennatur hinausschweifenden Entwürfen entdeckt, und wo man zugleich jene natürliche, mit sinniger Anmuth vermählte Einfachheit vermisst, wo uns nicht eine gleichsam lebensfähige und eben desshalb aus schöpferischer Kraft entsprossene Gestalt entgentritt, wo eine vollendete Durchbildung der Form mangelt, wo eine vollkommene Harmonie aller Theile zum Ganzen nicht gefunden wird, wo nicht über die ganze Gestalt gleichsam ein ätherischer Hauch ausgegossen ist, welcher dieselbe wie einen Organismus zu beleben scheint, da ist der Geist der griechischen Kunst nicht mehr zu erkennen, die italische oder specifisch römische hat die Arbeit übernommen und ihre mehr zur realen Seite des Lebens hinneigende Individualität auszuprägen begonnen [1]). Die specifisch römische Kunst, obgleich in Nachbildungen griechischer Muster vielfach geübt, ist ausserdem weniger als die griechische bemühet, Gebilde von idealer Schönheit hervorzubringen, welche sich mit leichter Grazie gleichsam zu bewegen scheinen, als vielmehr Gestalten, wie sie auf der Bühne des praktischen Lebens auftreten und handeln, wobei wohl nicht selten auch ein affectirter Ausdruck oder ein kaltes theatralisches Pathos wahrzunehmen ist. Sie hat jedoch in ihrer Weise auch denjenigen Grad von Naturwahrheit erstrebt, welchen der noch nicht verbildete Römer im öffentlichen und häuslichen Leben nicht verleugnete. Eben so hat sie in vielen Fällen auch einen verhältnissmässig hohen Grad von Schönheit der Formen erreicht, nur in anderer Weise als die auf ganz anderem Boden und von anderen Wurzeln emporgewachsene und zur Vollendung gediehene griechische Kunst. —

---

1) Hier ist natürlich nur von einer Vergleichung der griechischen und römischen Kunst die Rede, ohne die dazwischen liegenden Kunstrichtungen und nationalen Eigenthümlichkeiten, wie die der asiatischen, rhodischen, pergamenischen, alexandrinischen Schulen, in Betracht zu ziehen, ohne hier auch auf die etruskische Kunst Rücksicht zu nehmen.

Dieses alles nun auf die grossen Sardonyx-Kameen mit ihren reichhaltigen Familienscenen und Apotheosen, welche während der Regierung des Augustus, des Tiberius und der folgenden Kaiser bis zu den Antoninen hin hergestellt wurden, angewendet, dürfte sich wohl ergeben, dass wir diese Arbeiten vorzugsweise der specifisch römischen Kunst zuzuweisen haben, wenn auch einzelne Werke dieser Art, z. B. einzelne Köpfe von seltner Schönheit und Vollendung der Form als Producte griechischer Kunstbildung oder als Werke in Rom lebender Künstler von griechischer Cultur und zugleich von Talent zu betrachten bleiben.

Bei allen Betrachtungen dieser Art ist natürlich nicht ausser Acht zu lassen, dass es, wie überall, auch unter den römischen Künstlern sehr unbedeutende, mittelmässige und talentvolle gab, und dass sich diesem entsprechend eine merkliche Abstufung in den römischen Kunstgebilden ergeben musste. Wir finden neben geringfügigen Kunstproducten auch solche, welche sich einer verhältnissmässig hohen Vollendung nähern, wenn dieselbe bisweilen auch nicht gleichmässig in allen einzelnen Theilen, Beiwerken und Attributen eines und desselben Werkes wahrgenommen wird. So kann man in der Gesichtsbildung einzelner Kaiserköpfe auf Gemmen und Münzen nicht selten eine charakteristische Darstellung und zugleich übereinstimmende Naturwahrheit entdecken, und wir vermögen die Identität des betreffenden Kaisers in den uns erhaltenen Marmorbüsten leicht zu erkennen, da die zahlreichen erhaltenen Münzen mit ihren Kaiserköpfen uns zur Seite stehen. — Die unter Traianus, Hadrian und den Antoninen geprägten Goldmünzen sicilischer Städte enthalten bekanntlich die vortrefflichsten Gebilde und setzen somit talentvolle und geschickte Münzstempelschneider voraus. Da nun aber Sicilien bereits über drei Jahrhundert römische Provinz und demnach vom römischen Geiste und Wesen völlig durchdrungen war, so kann es an einer nachhaltigen Wechselwirkung und gegenseitigen Ausgleichung in den Leistungen des Kunstbetriebes in den Städten Siciliens und in Rom nicht gefehlt haben. Und daraus darf man wohl folgern, dass das, was in Sicilien möglich war, in Rom selber auf die Dauer nicht unmöglich sein konnte. Warum

sollten sich nicht Stempelschneider aus Sicilien nach Rom begeben haben? Und warum sollten nicht römische Stempelschneider bei solcher Wechselwirkung endlich Gleiches zu leisten vermocht haben? Die Stempelschneidekunst und die Glyptik (in Bezug auf die Gemmen) sind aber eng verwandt. — Uebrigens verstanden es die Römer der Kaiserzeit sehr wohl, Naturwahrheit, Schönheit und Anmuth der Kunstformen zu würdigen und zu unterscheiden, und wir dürfen ihnen einen beträchtlichen Grad von Kunstsinn nicht absprechen. Dies hat aber Ludw. Friedländer in seinem 1852 zu Königsberg erschienenen Schriftchen „Ueber den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit" gethan, welcher seine Ansicht vorzüglich auf vier Argumente gebauet hat. Als das erste erwähnt er das Fehlen eines Dilettantismus (d. h. nämlich eines selbstschaffenden, nicht blos percipirenden), der ein allgemeines Künstlerinteresse bei den Gebilden voraussetzen liesse: als das zweite bezeichnet er das Stillschweigen über Kunst und ihre Gegenstände bei hervorragenden Schriftstellern, als das dritte die anstössigen oder beschränkten Aeusserungen und Urtheile auf diesem Gebiete bei anderen, und als das vierte die verkehrte und äusserliche Richtung des Kunstinteresses und der Kennerschaft selbst in denjenigen Beispielen, die davon vorkommen. Diese vier Gesichspuncte lassen sich jedoch ganz einfach dadurch widerlegen, dass alles, was damit den Römern zur Last gelegt wird, mehr oder weniger auch bei anderen alten und gegenwärtigen gebildeten Völkern gefunden wird, welchen bisher niemand Kunstsinn abzusprechen gewagt hat. Wer vermöchte es bei den Griechen einem schaffenden Dilettantismus nachzuweisen? Hat sich ein attischer Staatsmann, Philosoph, Dichter, oder auch nur ein gewöhnlicher gebildeter Bürger neben seinen täglichen Beschäftigungen als Dilettant auch mit der Plastik, Malerei oder Glyptik befasst? (Sokrates war in seiner Jugend zu diesem Berufe bestimmt worden, und wenn von ihm einige Sculpturen existirten, so waren dieselben nicht Producte eines Dilettantismus). Und bei den gebildetsten neueren Völkern kann dies höchstens von der Malerei behauptet werden, aber keineswegs von der Sculptur, Toreutik und Glyptik. — Noch weniger entscheidet das Stillschweigen über Kunst und ihre Gegenstände

bei Schriftstellern, da auch bei den Griechen die ausgezeichnetsten Redner, Historiker, Dichter, nicht ein Wort über Kunst oder Kunstschöpfungen verloren haben, sofern sich ihnen dazu keine Veranlassung darbot. Eben so haben doch wohl auch die gegenwärtigen gebildeten Völker viele Litteraturheröen aufzuweisen, in deren Werken über bildende Kunst nichts zu finden ist. Und wie viele gebildete Römer, welche weder selbst etwas Schriftliches hinterlassen, noch von anderen erwähnt worden sind, können nicht einen tiefen Kunstsinn gehabt haben, von welchem uns nicht die geringste Kunde zu Theil geworden ist? Abgesehen davon sind die römischen Autoren nicht so leer an Worten und Wendungen, aus welchen man doch eine beträchtliche Würdigung der Kunst und ihrer Gebilde folgen darf. Umfassende, kritische und tiefere Kunsturtheile darf man nicht von jedem verlangen, da zu solchen in jedem gebildeten Volke doch nur wenige befähiget sind. Anstössige und beschränkte Aeusserungen und Urtheile über Kunst und Kunstwerke können nur als Einzelnheiten betrachtet werden und kommen als Einzelnheiten auch bei den gebildeten Völkern der neueren Zeit vor [1]). Verkehrte und äusserliche Richtungen des Kunstinteresses würden sich ebenfalls bei neueren Völkern von hoher Bildung nachweisen lassen, da doch gewiss bei so manchem Kunstfreunde die Würdigung und die Anschaffung von Kunstgegenständen nicht weit über ornamentale Zwecke hinausreichen. Diese wenigen Bemerkungen mögen hier hinreichen, da bereits K. Fr. Hermann kurz vor seinem Tode eine ausführliche Beurtheilung der erwähnten Schrift in seinem Programm zum Winckelmanntage 1855 unter dem Titel: „Ueber den Kunstsinn der Römer und dessen Stellung in der Geschichte der alten Kunst" veröffentlicht hat. Ausser den von ihm aufgeführten Stellen aus den römischen Autoren würde sich noch eine beträchtliche Anzahl anderer beibringen lassen, welche

---

1) Als ich mich 1842 mehrere Monate in München aufhielt und mich eines Morgens, wie gewöhnlich, nach der Glyptothek begab, begegneten mir zwei wohlgekleidete Herren, von welchen der eine den anderen aufforderte mit ihm nach der Glyptothek zu gehen, worauf dieser antwortete: „Ach was sehe ich an diesen todten Steinen?"

nicht weniger Gewicht haben, um jene Ansichten zu widerlegen. Schliesslich darf hier noch hervorgehoben werden, dass, hätten die Römer des Kunstsinnes ermangelt, sie gewiss nicht so hohen Werth auf geschnittene Steine jeder Art (Intaglios und Kameen) gelegt haben würden. Ihre Siegelringe hätten sie ja aus reinem Metall mit ihren Namen oder Namenszügen herstellen und ihre Schmuckringe mit ungeschnittenen edlen Steinen ausstatten lassen können, wie es gegenwärtig bei uns und anderen Völkern vorherrschende Sitte ist. Wo ist gegenwärtig ein gebildetes Volk, welches den Römern in dieser Beziehung nicht nachstehet? Ein grosser, wenn nicht der grössere Theil der uns erhaltenen gravirten Gemmen stammt aus der römischen Kaiserzeit. — Noch eine Thatsache erlaube ich mir hier zu erwähnen, auf welche weder Herr Friedländer noch sein Gegner Hermann Rücksicht genommen hat, nämlich die Würdigung theatralischer Kunst bei den Römern. Cicero war nur das Organ der Römer, wenn er den Q. Roscius als den vollendeten Meister der scenischen Darstellung, als den Heros der Mimik verherrlichte. War dies keine Kunst, auf der Bühne in den verschiedensten Situationen gleichsam lebende Bilder vorzuführen? Und die Römer, welche von Bewunderung einer so lebendigen nach allen Regeln der mimischen Kunst ausgeführten Plastik hingerissen wurden, sollten wirklich keinen Kunstsinn gehabt haben? Cicero berührt es in seinen rhetorischen Schriften mehrmals, wie der Redner vor den Römern sich in jeder Hinsicht kunstgemäss, auch in seiner ganzen äusseren Erscheinung zu benehmen und zu bewegen habe, wenn er gefallen wolle. Und musste sich nicht in der ganzen Haltung, selbst im Gange des gebildeten Römers, im Faltenwurfe seiner Tage u. s. w. ein edler Anstand und ein gewisser Rhythmus zeigen, wenn er als feiner Weltmann gelten, edle Sitten und guten Ton bekunden wollte? — Man könnte hier einwenden, dass dies ja doch ein ganz anderes Feld sei. Allein die geistige Verwandtschaft beider Gebiete ist so klar, dass es eines Beweises dafür nicht bedarf. Kunstsinn aber und Kunstproduction sind zwei verschiedene geistige Potenzen. Ein gebildetes Volk kann einen bedeutenden Kunstsinn besitzen, und doch nur wenige hervorragende schaffende Meister im Gebiete

der Plastik aufzuweisen haben. Dass dies auch bei den meisten gebildeten Völkern der Gegenwart nicht anders ist, lehrt die Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts.

Hier möge nachträglich noch eine eben so wahre als lehrreiche Bemerkung über den Typus der specifisch römischen Kunstbildung eine Stelle finden: „Und auch in künstlerischer Beziehung finden wir darin den Beginn einer neuen Richtung. In manchen dieser ernsten Gestalten von Rednern und Senatoren (nämlich plastischen Werken), in den feinen oder treuherzigen Zügen des Gesichts, in der männlichen Haltung der geharnischten Fürsten, in der Matronenwürde oder in der Anmuth der edlen Frauen ist ein künstlerisches Durchdringen des Persönlichen erkennbar, das der römischen Kunst von ihren griechischen Lehrern nicht überliefert war. Der Sinn für die Subjectivität, für das wirkliche Leben mit seinen Schwächen und Sorgen, aber auch mit seiner Kraft und Wärme, ist erwacht“ [1]).

---

1) C. Schnaase Gesch. d. bild. Künste Bd. II (Griechen u. Römer), S. 495.

Verzeichniss und Nachweis

der hier beigegebenen Abbildungen.

Tafel I.

Figur 1. Einer der ältesten vertieft geschnittenen Steine etruskischer Arbeit, mit den fünf Helden, welche sich über die Heerfahrt gegen Theben berathen, mit den im etruskischen Idiom beigegebenen Namen. Nach einem Abdruck der Berl. Gemmensammlung (Class. II, 1, N. 75 nach Tölken's Verzeichniss) und nach der von Winckelmann auf dem Titelblatte seiner Gesch. d. Kunst, Dresd. 1764 gegebenen Abbildung. S. S. 156. Anm. und S. 239, Anm. 2.

- 2. Die sitzende Isis mit dem Horus auf dem Schoosse (nach der Dactyliotheca Stoschiana herausg. v. Fr. Schlichtegroll Bd. I, Taf. 2). S. Pyrgoteles S. 131.

- 3. Der den Kerberos bewältigende Herakles, nach Mariette, Traitè d. pierr. grav. Tom. II, pl. 80. Pyrgoteles S. 271 f. Dazu S. 272. Anm. 1.

- 4. Der heilige Falk (ἵεραξ), altägyptischen Styles, nach einem Abdruck dieser Gemme in d. K. Preuss. Gemmensammlung (Tölken, Verzeichniss Kl. I, Abth. 1, N. 1). S. Pyrgoteles S. 150.

- 5. Darstellung eines Schlauchtanzes. Nach Köhler's kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, Taf. 2 (in der Reihenfolge Taf. 1). S. Pyrgoteles S. 273.

- 6 u. 7. Zwei Darstellungen des im Hellespont schwimmenden Leandros, nach Abdrücken dieser Gemmen in der Königl. Preuss. Gemmensammlung (Tölken, Verzeichniss Kl. II, Abth. 2, N. 161 u. Kl. IV, Abth. 4, N. 414). S. Pyrgoteles S. 204 u. S. 221.

- 8. Crispina, Gemahlin des Commodus, nach dem Museum Odesc. I, 35. S. Pyrgoteles S. 188, Anm. 1.

Tafel II.

Figur 1. Der grosse Pariser Sardonyx-Kameo, dessen Bildwerk die Apotheose des Augustus darstellt. Beschrieben S. 257—263.

- 2. Bildniss der älteren Agrippina, wie man angenommen. Aus dem Museum Odescalch. Tom. I, tab. 30. S. hier S. 261, Anm. 1.

- 3. Büste der Athene mit der Aegide; nach Köhler's kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. I, Taf. 1, Fig. 7. S. Pyrgoteles S. 239. 240.

- 4. Die drei Grazien; nach Köhler, kleine Abhandlungen zur Gemmenkunde Th. II, Taf. 5 (mit I bezeichnet. S. Pyrgoteles S. 273 f.

- 5. Zeus Serapis, nach einem Abdruck der betreffenden Gemme in der Königl. Preuss. Gemmensammlung (Vgl. Tölken Verzeichniss u. s. w. Klasse I, Abth. 2, N. 52). S. Pyrgoteles S. 200, mit Anm. 4.

Tafel III.

Der grosse Sardonyx-Kameo im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet zu Wien, mit der Darstellung der Augusteischen Familie und mit der Andeutung der Triumphfeier des Tiberius und des Germanicus. Beschrieben S. 248—256.

I.

Verzeichniss der alten Autoren,

welche benutzt, nicht selten emendirt oder richtiger als bisher ausgelegt worden sind.

(Die Zahlen zeigen die Seiten an.)

II.

Sach- und Namen-Register.

(Die Zahlen zeigen die Seiten an.)

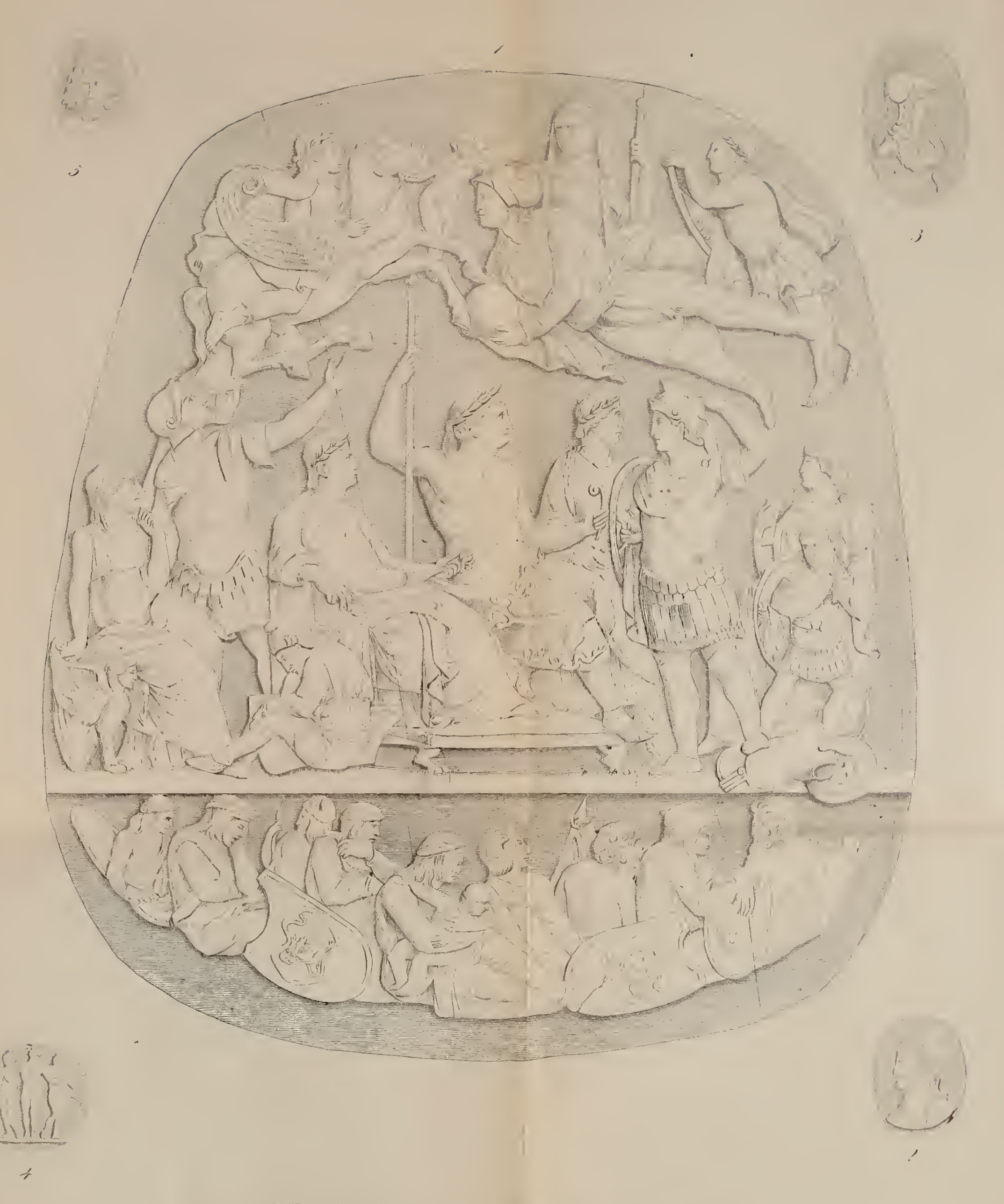
Druckfehler.

S. 1. Z. 3. l. σφραγῖδες.
- 16. Anm. 5. Z. 1. l. Schörl.
- 112. Anm. 2. Z. 9. l. Capnites.
- 240. Anm. 4. Z. 2. l. Figur 20 statt 23.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

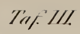

Taf. I



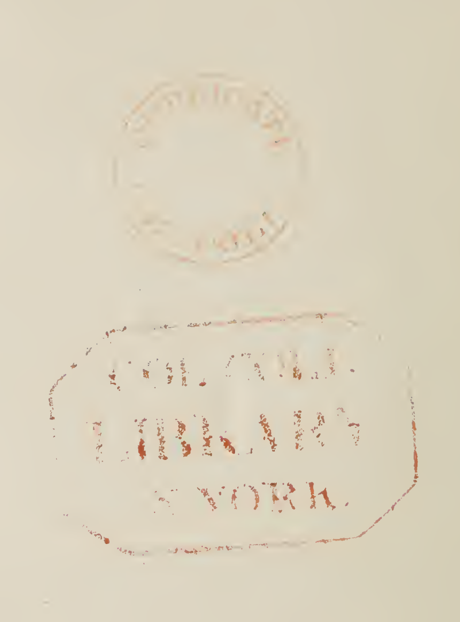


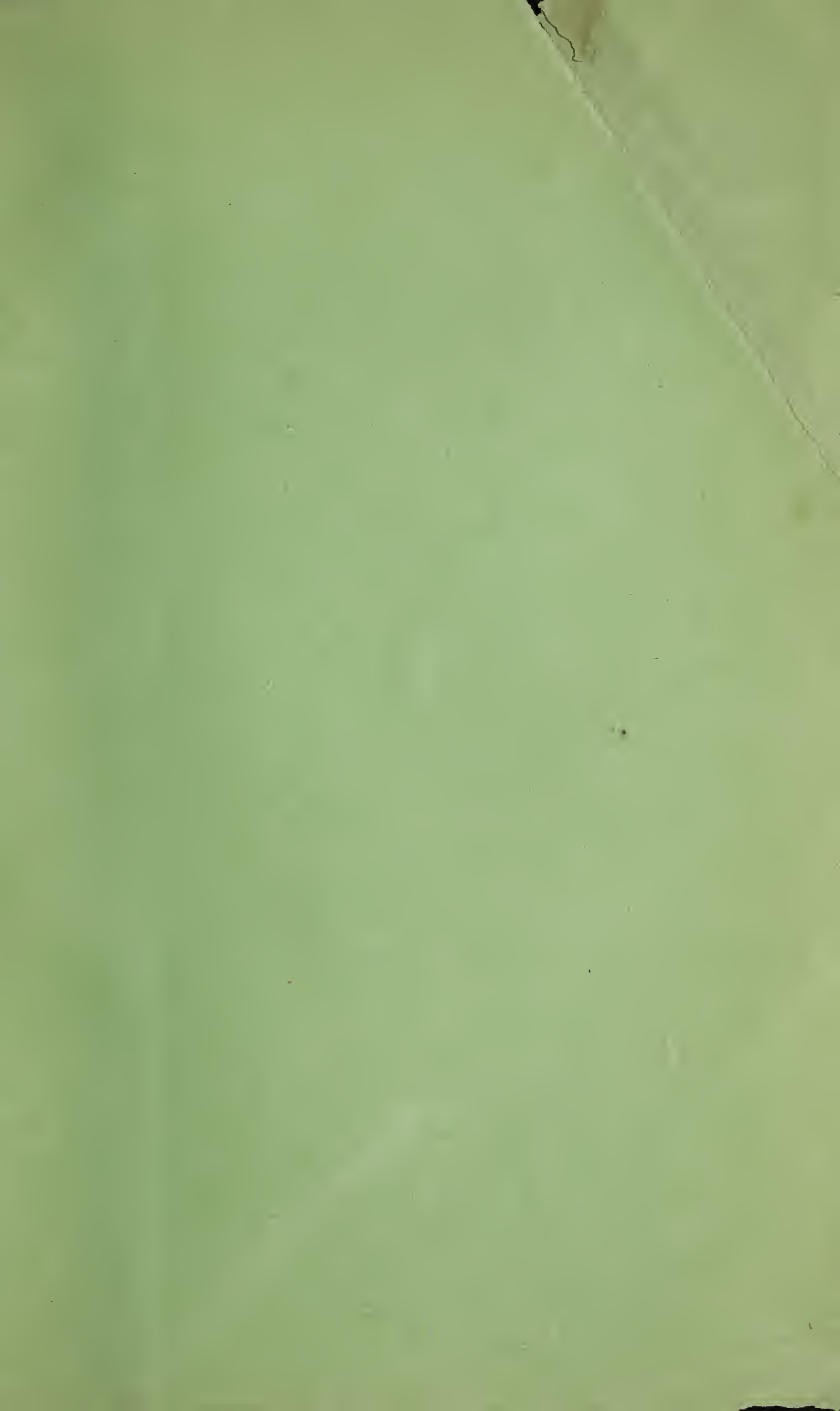
Grosser Pariser Cameo mit der Apotheose des Augustus.





Grosser Wiener Cameo in der Grösse des Originals





Gebauer Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle